





GIFT OF
DR. WILLIAM KURRELMAYER
PROFESSOR EMERITUS OF GERMAN

Inhalt:

1. Der Eremit auf Formentera
2. Die Geschichte meines Vaters
3. Pörschenthal, Sammlung hitziger
Einfälle von Juden, 1812
4. Hanseatisches Magazin, 3. Bd.,
Bremen 1800, 168 S.

Der
Eremit auf Formentera
ein

Schauspiel mit Gesang

in zwey Aufzügen.

Von K. K. K. K.

Fräulein Maria von Rosen.

Gewiß, liebenswürdige Freundin, erinnern Sie sich noch jener fröhlichen Stunden, in denen vor zwey Jahren, der *Ermit* in Ihrem Hause entworfen, und auf Ihrer eigenen Bühne zum Erstenmal gespielt wurde. Ihre sanfte rührende Stimme gab damals meiner *Selima* dasjenige Interesse, welches der Dichter umsonst, in die Worte zu weben sucht, wenn der schmelzende Ton jugendlicher Unschuld sie nicht begleitet. Ihnen widme ich anseht dieß kleine Stück; nehmen Sie es aus meinen Händen, mit jenem gefälligen Lächeln, das Ihnen so eigen ist. Sie und Ihre vortrefliche

Eltern, haben mich zu dem süßen Bruder Namen berechtigt, wenn also auch dieß Kind meiner Muse Ihrer Eitelkeit nicht schmeichelt; so betrachten Sie es wenigstens als einen Beweis meiner brüderlichen Liebe, als einen Beweis, wie oft und gern sich mein Herz mit Ihnen beschäftigt, wie oft und gern ich Ihnen zeigen möchte, daß ich es nie vergessen werde, wie einst die wohlthätige Hand Ihrer guten Eltern, die Dornen wegriß, die das Schicksal auf meinen Weg gestreut hatte, und mir das erhielt, was mir das theuerste auf der Welt ist. Nie werde ich ohne innige Rührung Ihren Namen nennen, nie wird es meinem Auge, so lange es offen steht, an einer dankbaren Thräne mangeln.

A.

22

An den Leser.

Dies kleine Schauspiel ist von dem berühmten Kapellmeister Wolff in Weimar in Musik gesetzt worden, und hat auf einigen Bühnen Beyfall erhalten. Freylich bescheid ich mich gern, daß dieser Beyfall größtentheils der vortreflichen Musik gebührt; da aber einige meiner Freunde mir schmeicheln, daß das Stück selbst nicht ganz ohne Interesse sey; so hoffe ich für die Bekanntmachung desselben Verzeihung zu erhalten.

Personen:

Der Kremit.

Fernando, sein alter Diener.

Selima, eine Türkin.

Zassan Nachmur, ein Algierischer Seeräuber.

Don Pedro Olvelto, ein junger Spanier.

Pedrillo, sein Diener.

Chor der Türken.

Spanische Sklaven.

Der Schauplatz ist auf Formentera, bekanntlich eine Insel, obfern der spanischen Küste, die wegen der Menge der Schlangen unbewohnbar ist.



Erster Akt.

Erste Scene.

(Im Hintergrunde der Ocean. Noch braust das Meer und die Wellen brechen sich am steilen Ufer. Doch vorüber zog das Wetter, das in der vergangenen Nacht wüthete, und schon beginnt ruhiger zu werden die tobende See. Die Sonne steigt heiter empor, ihr Strahl zerreiht das Gewölke. Alles dies kündigt die erste Symphonie an, in deren ersten Hälfte der Vorhang sich öffnet. — Die Hütte des Eremiten mit Moos gedeckt, auf einem Felsen an der See. — Eine Nasenbank. — Am Ufer des Meeres liegt Selima ohnmächtig, von den Wellen ausgeworfen. Der Eremit tritt aus der Hütte, doch ohne Selima zu bemerken.)

Stolze Siegerin der Schatten!

Morgensonne sey begrüßt!

Ha! wie auch in mich, den Lebensfatten;

Dein Erscheinen Wonne gießt.

Die Donner verstummen,

die Sturmwinde schweigen,

auf Blumen und Zweigen

lebt Alles und flattert

und zwitschert und schnattert

der kommenden Sonne den Morgen-

gruß zu.

Stolze Siegerin der Schatten!

Morgensonne sey begrüßt!

Wieder eine lange Nacht durchwacht
finster und grauenvoll, wie das Loos mei-
nes Lebens. — Und nun die kommende
Sonne, wie ihr Bild auf den Wellen zittert;
wie sie sich spiegelt in jedem Thautropfen,
neues Leben gießt in Myriaden Geschöpfe,
herborlockt jeden Wurm, und aufrichtet jede

vom

vom Sturm gebeugte Pflanze. Die ganze Natur lächelt ihr entgegen, und nur ich verzog mein Gesicht zum Weinen? und nur ich öffnete meinen Mund zum Seufzen? — Sie trocknet auf die Spuren des Ungewitters, und könnte nicht austrocknen die Thräne, die in meinem Auge schwimmt? — Fasse Muth! alter, graugewordener Pilger! es ward dir ein trüber Tag beschieden; aber eben so herrlich wird dir einst die Sonne am Morgen eines bessern Lebens hervorgehen, wird dir nicht seyn wie heute, ein Bote des verlängerten Jammers — (Pause. Er blickt starr in die Kullisse, nach einer entfernten Gegend.) Für wen beleuchten deine Strahlen so hell jenen Marmor? Ich bin ja der einzige Bewohner dieser Wüste, und trage ein Denkmal in meinem Herzen, ewig und stark wie die Liebe. — Leonore! Leonore! das Schicksal grub deinen Namen tiefer in diese Brust; als diese zitternde Hand ihn in jenen Stein zu graben vermochte! Ströme von Thränen

verwischen nicht eine einzige Spur der Vorzeit, hemmen nie das tobende Hinstreben, nach alle dem, was einst war, und nun nicht mehr ist. — Achtzehn elende Jahre der Neue und Neue, und noch o Schicksal! zerschneidest du nicht den Faden meines jammervollen Lebens! Gott! du schufst diese Einöde nur, um von Schlangen bewohnt zu werden; warum gebotest du ihnen, meiner zu schonen? sie fliehen vor mir, denn deine Hand hat mich gezeichnet, wie sie den ersten Mörder zeichnete.

Zweyter Auftritt.

Fernando aus der Hütte. Der Eremit.
Selima.

Fernando. Herr! das Frühstück wartet euer.

Der Eremit. Das beste genieß ich schon, den Aublick dieses heitern Morgens.

Fernando.

Fernando. Und nun will ich ein wenig auf dem Felsen herumklettern. Ein paar Möweneyer zur Mittagskost, nicht wahr Herr?

Der Eremit. Wie du meynst, lieber Fernando.

Fernando. Und dann will ich hinab in die Bucht. Ich hörte gestern gegen die Nacht stark schießen. Was gilt's, unser ehrlicher Seeräuber ist auf der Fahrt. Die gewöhnliche Zeit seines Kommens rückt näher.

Der Eremit. Ist fast vorüber, willst du sagen. Ich bin besorgt um ihn.

Fernando. Ich nicht. Er ist ein braver Kerl, obgleich nur ein Türke, Gott wird ihn schützen.

Der Eremit. Aber wo bleibt er? unser Vorrath geht zu Ende! Wir haben uns gewöhnt an seine Hülfe.

Fernando. Ihr wißt, wie er euch vorm Jahr erzählte, daß unsere Landsleute Algier beschossen und er sich wacker mit ihnen herumgebissen.

gebissen. Kam er nicht auch zwey Wochen später als gewöhnlich? — Lebt wohl Herr! ich suche nach Möweneyern. Wollt ihr nicht unterdessen die Gartenthüre ausbessern? und einen neuen Korb flechten? Binsen habe ich zurecht gelegt.

Der Eremit. Gut Fernando, geh nur.

Fernando. Auch hat es diese Nacht durch geregnet. Wenn ihr ein wenig Moos nähmt und die Spalten mit Harz verschmiertet. —

Der Eremit. Gut, gut Fernando! ich werde nachsehen.

Fernando. Holz muß auch gefällt werden; doch das hat Zeit bis auf den Abend. (Er geht und erblickt Selima) Heilige Jungfrau! was ist das!

Der Eremit (fährt zusammen.) Ein Leichnam? — (er tritt näher) eine Beute des Sturms der entwichenen Nacht.

Fernando (faßt sie bey der Hand) Kein Leichnam! das ist nicht das Starren eines todten

toten Körpers. Hier ist noch Leben. (Er läuft in die Hütte.)

Der Eremit. (sie betrachtend.) Kein Blutstropfen auf ihrer Wange — kein Blutstropfen in ihrer Lippe — ihre Nägel sind blau — und doch — ein reizendes Geschöpf! — Fast wäre es Grausamkeit sie zu wecken aus ihrem Todesschlummer. Sie hat den schweren Kampf einmal überstanden.

Fernando (der unterdessen mit Hülfsmitteln zurückgekommen und beschäftigt ist, Selimen zu erwecken.) Christen-Pflicht, Herr! wer weiß, wozu es frommt! — sie hat vielleicht Eltern, die uns segnen werden, sie hat vielleicht einen Geliebten, der um ihren Verlust jammert! —

Der Eremit. Recht, Fernando! sie hat vielleicht einen Geliebten! ich fühle die Gewalt dieser Worte.

Fernando. Triumph! Herr! sie athmet — ihr Busen hebt sich — ihr Herz klopft —

Selima

Selima (schlägt die Augen auf.) Allah! (erhebt sich langsam, blickt schüchtern umher mit leiser Stimme) Wo bin ich? — Großer Prophet! was ist mit mir vorgegangen! — Wer seyd ihr?

Der Eremit. Menschen, wie du, nur anders gekleidet, als du vielleicht gewöhnlich sie sahst. Fasse Muth! arme Unglückliche! scheue dich nicht für diesem grauen Bart! erschrick nicht für diesem härenen Kittel! es schlägt ein fühlbares Herz darunter. Was mein ist, ist dein. Meine Hütte und mein Herz stehen jedem Unglücklichen offen.

Selima. Wer ihr auch seyn mögt, gute Menschen! ihr verbindet euch ein dankbares Herz. Das ist alles was das Schicksal mit übrig ließ.

(Der Eremit und Fernando führen sie auf die Kasenbank — sie stützt den Kopf schwermüthig auf die Hand.)

Duett.

Quett.

Der Eremit und Fernando:

Fasse Muth! fasse Muth!
 Dich prüfte die Vorsicht,
 ihre Wege sind dunkel,
 ihre Wege sind gut.

Der Eremit.

Das Gewebe seines Schicksals
 ist dem Menschen unbekannt;
 aber über unsern Tagen
 waltet eine höh're Hand!
 Milde Hoffnung! Himmels-Tochter
 Die kein Leiden ganz dir raubt!
 O gewiß der Ewge zählte
 jedes Haar auf deinem Haupt!

Beide.

Fasse Muth! fasse Muth!
 Dich prüfte die Vorsicht,
 ihre Wege sind dunkel,
 ihre Wege sind gut.

Fernando.

Fernando. Munter, junges Frauenzimmerchen! Wir sind schon zwölf Jahr auf dieser Insel, und Gottlob! wir haben uns noch keinen Abend hungrig zu Bette gelegt. Am nothdürftigen solls euch nicht fehlen. Ein Bett von frischen Binsen, und weichem Moos; ich leihe euch meine wollene Decke dazu — fette Milch, süße Pomeranzen, saftige Melonen —

Selima. Wo bin ich denn?

Der Eremit. Auf der Insel Formentera, nahe an der spanischen Küste.

Selima (mit einer Bewegung der Freude.) An der spanischen Küste? — ist es weit dahin?

Der Eremit. Nur wenige Meilen.

Selima. (dringend.) Gute Männer! könnt ihr mich nicht hinbringen?

Fernando. Junges Frauenzimmerchen, das geht nicht! unsere ganze Flotte besteht in einem Boot ohne Steuer, mit einem Stück Segel daran, womit wir in der Bucht fischen.

Selima

Selima. Seyd ihr denn die einzigen Bewohner dieser Insel?

Fernando. Die Einzigen. Die Insel wimmelt von Schlangen, und zu holen ist auch nicht viel. Es wagt so leicht keiner, seine Hütte hier aufzuschlagen.

Selima (zum Eremiten.) Und Du? —

Der Eremit. Der Unglückliche fürchtet keine Schlangen.

Fernando. Wir haben ein gut Gewissen, Frauenzimmerchen, das ist unsere Leibwache.

Selima. Ach! dann darf ich noch weniger bey euch bleiben.

Fernando. Du, nu, wer sich selbst anklagt, ist nur halb strafbar.

Selima. Landen denn keine Schiffe an dieser Insel?

Der Eremit. Selten oder nie.

Fernando. Doch sind wir nicht ganz verlassen: jährlich besucht uns ein ehrlicher Türke, und dann wird in dieser Hütte, so klein sie ist, hoch geschmaust; dann holen wir

unfern Maderatwein aus dem Keller und
 pflücken unsere besten Früchte im Garten.
 Dann würzen wir die Speisen mit Freund-
 schaft, und den Nachtisch mit Freude — —
 Aber ihr hört nich nicht Frauzimmerchen?
 Muth! Muth! saht ihr den Himmel raben-
 schwarz in der vergängenen Nacht und stin-
 scheinat doch die Sonne wieder — —
 Kommt, trocknet eure Kleider an der Sonne!
 ich geh unterdessen und schlacht ein Hühnchen,
 und koche euch eine Suppe, wie sie der
 Prinz von Asturien nicht auf seiner Tafel
 hat.

Zufriedenheit ist unser Koch!
 und Hunger unsre Würze!

Drey mal süßer ist die Frucht,
 die wir selbst gepflücket,
 süßer ist der Berre Saft,
 die wir selbst zerdrücket,
 kräftiger ist unser Brod,
 das wir selbst gebauet,

Fühlen.

Fühlender ist unser Krank,
den wir selbst gebrauet.

Zufriedenheit ist unser Koch
und Hunger unsre Würze!

(geht in die Hütte.)

Dritter Auftritt.

Selima. Der Eremit.

Der Eremit. Wie ist Dir?

Selima. (mit gefälligem Lächeln.) Besser!

Der Eremit. Wie nenn ich dich?

Selima. Selima.

Der Eremit. Du bist eine Türkin?

Selima. Aus Algier.

Der Eremit. Welcher Zufall führte dich
an diese Küste?

Selima. Mich führte die Liebe. —
Ehrwürdiger Greis! dein Blick flößt dem

scheuen Mädchen Zutrauen ein. Laß mich meinen Kummer ausschütten in deinen Busen! laß mich Trost suchen in jener heiligen Religion, die mein Geliebter mir so oft anpries. Gewiß bist du ein Diener des Gottes der Christen?

Der Eremit. Ja, liebe Selima, ich bin ein Diener Gottes, ein Christ geboren; ein Freund jedes Biedermanns, ein Beschützer jeder frommen, schuldlosen Seele, sie lebe im Kloster oder im Serail.

Selima. Fromm und schuldlos war ich einst (mit einem Seufzer.)

Der Eremit. Und bist es noch; oder dein sanftes Auge lügt.

Selima. Ach! ich bin strafbar! Sclafen liegen auf mir! Feuer tobt in mir! Ach! ich bin strafbar! und doch habe ich nur einen Fehltritt gethan! Gewissensbisse zerfleischen mein Herz! Jammer und Elend folgen mir auf der Ferse — und doch hab ich nur einen Fehltritt gethan!

Der

Der Eremit (sehr bewegt, zu sich:) Nur einen Fehltritt! — o wie das jede schlummernde Empfindung meines Herzens weckt! (zu Selima:) sprich weiter.)

Selima. Ich bin meinem Vater entflohen, (mit unterbrochenem Schluchzen) der mich über alles liebte — der dem kleinsten meiner Wünsche zuvorkam — und der jetzt vielleicht mir fluchend, seine grauen Haare ausrauft! —

Der Eremit. Fasse dich! du zitterst.

Selima. Vergleib die Verwirrung meiner Sinne! (sie sucht sich zu fassen.) Mein Vater ist ein angesehenner Mann in Algier. Als wir Nachricht erhielten, daß die spanische Flotte gegen unsere Stadt in Anzug sey, lief er mit zwey Schiffen aus, um zu kreuzen. Nicht lange nach seiner Abreise, brachte eines seiner Kanonenböte gefangene Spanier nach Haus, die zur Arbeit in unsere Gärten vertheilt wurden. Unter diesen Sklaven war einer — ein Jüngling — ach! so hatte ich

noch keinen gesehen; (seurig) das Grabscheit
ward in seiner Hand zum Scepter; der Skla-
venkittel zum Purpur! sein Auge — sein
Mund — sein Haar. — (sahst) hast du je
geliebt?

Der Eremit (blickt schwermüthig nach der
Gegend des marmornen Denkmals.) Ich habe
geliebt!

Selima. Nun, so verstehst du mich ja?

Der Eremit. Ich verstehe dich.

Selima. Und entschuldigst mich?

Der Eremit (höchst gerührt.) Ich ent-
schuldige dich!

Selima. Und Allah wird mich auch
entschuldigen! —

Nein! der Prophet kann dieses Herz
nicht strafen!

weil es klopfte für den lebenswürd'gen
Mann.

Seine Fesseln kündigten den Sklaven
und sein Auge einen Sultan an.

Ach!

Ach!, unverbrent war sein Geschick so bitter!
 Er, der in seinem Blick der Liebe Himmels
 trägt,
 auf dessen Stirn den Biedermann und Hitter
 so unverkennbar die Natur geprägt: —

Er in Fesseln! unter niedern Sklaven.
 Ha! wie er so schnell mein Herz gewann!
 Nein, der Prophet kannt dieses Herz nicht
 krasen;
 weil es klopfte für den liebenswürdigen
 Mann:

Der Eremit. Und was thatest du Mädchen,
 um dieses Herz zu befriedigen?

Selima. Was ich that? — ich liebte.
 — Mir blüheten schönet meines Vaters
 Gärten, mir lächelte reizender die aufgehende
 Sonne — denn ich liebte! — Ich war
 herablassend und freundlich gegen meine Skla-
 vinnen, Ich war fromm und gut, denn ich
 liebte! — und endlich — eine behagliche
 Schwermuth schlich sich in mein Herz! —

mein Auge war oft feucht — mein Busen eng — denn ich liebte.

Der Eremit. Und wurdest geliebt?

Selima (seurig.) Und wurde geliebt! — O gewiß! ich werd es noch! Ich wollte dir gern erzählen, wie sehr wir uns liebten; aber du weißt ja schon — nicht wahr; es ist einem so eng und wohl! das Herz ist einem so voll! man sieht und hört, man denkt und fühlt nichts als den theuren Gegenstand unserer Zärtlichkeit! — und wenn man auch nicht beisammen ist — und wenn man wieder zusammen kommt — und wenn man sich trennt — ach! wenn man sich trennt —

Der Eremit. Schone meiner! — (er sucht seine Rührung zu verbergen.)

Selima. Du bist gewiß auch nicht glücklich?

Der Eremit. Frage mich nicht! mein Glück ist ein längst verstorbener Freund, du mußt mich nicht an seinen Tod erinnern — Fahre fort! Wie entkamt ihr aus Algier?

Selima.

Selima. Unter dem Fittig der Liebe, im Dunkel einer regnigten Nacht. Jubelnd nahm uns die Flotte der Spanier in Empfang, jubelnd trug mich mein Geliebter in seinem Arm an Bord des Admiralschiffs; zum erstenmal stand ich entschleiert vor Männern eines fremden Landes; ich schlug meine Augen nieder, und schmiegte mich an meinen Pedro, Don Barcelo nannte mich die Retterin seines Freundes. Aber um eben diesen Freund nicht im kriegerischen Getümmel, durch die Angst eines Weibes zu entnerven; befahl er mir, mich auf eine Fregatte zu begeben, die voraus nach Carthagena segelte, und dort meinen Geliebten zu erwarten. So mußten wir uns trennen! verlänge kein Gemählde der Abschiedsstunde, sie war bitterer als die Todesangst der entwichenen Nacht.

Der Eremit. Und diese Fregatte —

Selima. Scheiterte an dieser Küste. Tausende kamen um in den Fluten, nur mich allein erhielt ein strafendes Verhängniß, um

zu weinen über den Verlust meines Geliebten
 — über den Verlust meines alten Vaters!
 — — (Sie verhüllt ihr Gesicht.)

Der Eremit. Fasse dich, liebe Selima!
 komm zurück von der Verirrung deines Her-
 zens! Wer seine Unschuld rettet, hat nichts
 verloren. Ich habe einen redlichen Freund
 in Algier, der mich jährlich zu besuchen pflegt;
 Ich erwarte ihn täglich. Diesem werde ich
 dich anvertrauen, er wird dich zurück führen
 in die Arme deines Vaters.

Selima (ängstlich.) Ach! nein! nein!
 guter Vater, ich hatte einen zärtlichen Vater;
 aber er ist ein harter Mann gegen Undankba-
 re, und ich war ein undankbares Kind, Nein
 du kennst nicht die rauhe Denkungsart der
 Männer unserer Nation. Ich will bey dir
 bleiben, will dir dienen, so weit es meine
 Kräfte erlauben. — Noch lebt ein Strahl
 der Hoffnung in meiner Seele! ich bin so
 nahe der spanischen Küste, mich umfließt die
 Luft,

Luft, die mein Geliebter athmet! — Ohne ihn — ach! — ohne ihn! —

Der Eremit. Wer sagt denn das? — nicht ohne ihn: — Vertraue meinem Freunde! Hassan Machmut wird —

Selima (auffahrend.), Gott! welchen Namen nanntest du?

Der Eremit. Hassan Machmut. Kennst du den Mann?

Selima. Hassan Machmut ist mein Vater! — (Pause.)

Der Eremit (entblößt sein Haupt mit gerührtem Blick gen Himmel.) Der Finger Gottes! seine Wege sind dunkel; aber sie sind gut — Und du sagst Mädchen? — Ich werde dich deinem Vater wiedergeben.

Selima (zu seinen Füßen.) Bey allem was dir heilig ist: thue es nicht! verbirg mich! verbirg mich!

Der

Der Eremit (sic aufhebend.) Unglückliche!
Verblendete! was foderst du?

Siehe wie dein alter Vater
jammernnd in die Grube sinkt!

Selima.

Ach, ich seh nur den Geliebten
wie er seine Hände fingt!

Der Eremit.

Höre! höre in den Lüften
deines Vaters Klage-ton!

Selima.

Ach, der Jammer des Geliebten
tönt in meine Ohren schon,

Der Eremit.

Siehe, Vaterthränen fließen!
Gute Tochter, trocken sie!

Selima.

Jede Thräne will ich küßen;
doch sie trocken kann ich nie!

Beide.

Der Eremit. Armer Vater! von
 der Tochter umgebracht!
 Beyde. } Selima. Liebe! Liebe! was hast
 du aus mir gemacht!

Der Eremit.

Eile! eil in seine Arme!
 eile, lindre seinen Schmerz!
 Daß sein mildes Vaterherz
 sich der Neulgen erbarme!

Selima.

Ach! von Gott und Welt verlassen,
 muß der Redliche mich hassen!
 Der du hier im Herzen wohnst,
 ich bekämpfe dich umsonst!

Der Eremit. Armer Vater! von
 der Tochter umgebracht!
 Beyde. } Selima. Liebe! Liebe! was hast
 du aus mir gemacht!

Der Eremit. Wie oft hat er mir von
 seiner Selima, seiner guten, folgsamen Tochi-
 ter, dem einzigen Trost seines Alters, er-
 zählt!

jählt! und das wäre Selima? dieß Mädchen mit der störrischen Leidenschaft?

Selima (verhüllt sich.). Du zermalnst mein Herz!

Der Eremit. Zermalmen kann ich es — aber nicht rühren.

Vierter Auftritt.

Sernando. Vorige.

Sernando (noch in der Hütten-Thür.) Her- ein, Franzimmerchen! das Wasser kocht, das Huhn steckt im Topf, die Binsen sind aufgeschüttelt, das Zimmer gefegt, der Tisch gedeckt, die Gläser geschwenkt und das ganze Haus mit frischen Blumen bestreut — das thun wir sonst nur am ersten Oßertage.

Der Eremit (lächelnd.) Bist du toll Sernando? (zu Selimen) Komm liebes Mädchen! folge mir in meine ruhige Einsideley!

dort

dort wird dein Geist wieder in sich kehren; wird sich losreißen von den trüben Bildern; die ihr umnebeln, und wieder finden die entflohene Hoffnung im Gedanken an deine Pflicht.

Selima (sich langsam erhebend.) Meine Füße wanken — mein Kopf ist schwer — O warum spiet ihr mich aus, unfreundliche Wellen? — O warum wecket ihr mich aus meinem glücklichen Schlummer, grausame Männer? (sie wankt, gestützt auf den Eremiten, der Hütte zu.)

Fünfter Auftritt.

Fernando allein. (ihnen nachsehend.)

„Bist du toll Fernando?“ — das nun wohl eben nicht; aber etwas muß doch mit mir

mir vorgegangen seyn, denn warum hätte ich sonst Blumen gestreut, da ich es nur am ersten Dinstag zu thun pflege? und warum verrichte ich heute mehr in einer Stunde, als ich sonst in drey Tagen verrichte? — Heilige Magdalena! es krabbelst einem sonderbar ums Herz, wenn man nach zwölf Jahren wieder einmal ein Mädchen sieht — Weiber! Weiber! wollt ihr unsere Unbeständigkeit fesseln, so macht euch rar — Was wollt ich thun? — Nöweneyer suchen — nein, das dauert mir zu lange. Hinunter an die Bucht? — nein, das ist zu weit. Aber wenn sie nun instkünstige mit Nöweneyer suchte, und mit hinunter an die Bucht ginge — dann würde es nicht zu lange dauern, und auch nicht zu weit seyn. — Ein natürlicher Gedanke! es wird mir ganz warm dabey.

(Er geht in die Hütte.)

Gefang

Gefang der rudernden Sklaven hinter der
 Scene, erst in der Ferne, dann
 immer näher.

Triumph! Triumph! der Christen Schwarm
 Hat Mahomet zerstört!
 Gesezt hat Hassan Nachmuts Arm,
 Der Muselmänner Schwert.

Ha! Christenblut hat süßen Reiz!
 Fluch dem, der seiner schont!
 Herab! herab das heilige Kreuz!
 Hinauf den halben Mond.

Ihr Muselmänner auf mit Muth!
 Beginnt den Siegeslauf!
 Es dampf' empor der Christen Blut
 Zu Alla's Thron hinauf.

Erfüllt was der Prophet gebot!
 Erfüllet sein Gesetz!
 Färbt Brüder eure Säbel roth
 Zu Ehren Mahomets.

Sechster Auftritt.

(Die Schaluppe stößt ans Land. Dom Pedro und Pedrillo springen heraus.
Die Schaluppe kehrt zurück.)

Pedrillo.

Hohl euch der Teufel! hohl euch der Teufel!
Sammt eurem Schlingel von Mahomet!
Ein frommer Pilger hat mir versichert,
Der Kerl war ein Lügenprophet.
Bald war er toll, da verbot er den Wein,
Bald war er klug, da nahm er drey Weiber;
Bald war er grob wie ein Mausefektreiber,
Bald war er wie ein Minister so fein!
Bald war er toll, bald war er klug,
Bald war er grob, bald war er fein,
Das mag mir der letzte Prophete seyn.

Dom Pedro (der langsam vortritt.)

Was war ich! und was ist aus mir geworden?

Pedrillo.

Pedrillo. Sie waren Lieutenant von der Flotte, und jetzt reisen sie als Passagier auf einer türkischen Galere.

Dom Pedro. Keinen unzeitigen Scherz; wenn ich bitten darf.

Pedrillo. O Sie haben zu befehlen; aber mit Ihrer Erlaubniß, ein Scherz kann nie unzeitig seyn. Ein Scherz erregt Lachen, Lachen ist Ausdruck der Freude, Freude ist Glückseligkeit des Menschen, Glückseligkeit kommt nie ungelegen, also kann ein Scherz nie unzeitig seyn.

Dom Pedro (wirft sich seufzend auf die Nasenbank.)

Pedrillo. Da haben wirs! schon wieder ein Seufzer. Ich glaube, Sie leben vom Seufzen. Gestern Abend ließen Sie des verwünschten Seeräubers erwünschten Braten unangerührt vorüber gehen, obgleich der Korsar Sie nach seiner Art recht freundlich nöthigte.

Dom Pedro (ohne auf sein Geschwätz zu hören.) O Schicksal! der Kelch meiner Leiden ist voll! Mit Kummer geboren, mit Jammer gesäugt, eine Vater- und Mutterlose Waise — und nun noch beraubt der heiligsten Rechte der Menschheit — O Schicksal! der Kelch meiner Leiden ist voll!

Ach! daß ich zum Ritter einst geboren!
 In den Adern diese Heldenglut,
 Doppelt fühl ich nun, was ich verlorren,
 Freyheit! Freyheit! unerseßlich Gut!
 Warum täuschte Lieb und Ehre
 Meines Lebens Morgenroth!
 O Madonna! höre! höre!
 Sende Rettung oder Tod!

Ach! daß ich zum Ritter einst geboren
 In den Adern diese Heldenglut, 1c.

Pedrillo (der sich unterdessen ein wenig umgesehen.) Dort ist ein dicker Wald, und dort eine Höhle. Unmaßgeblich wollte ich wohl
 rathen

rathen, daß wir uns auf die Beine machten, und husch! in den Wald oder in die Höhle. Wir hungern ein paar Tage, bis wir merken, daß der Korsar wieder abgesegelt ist, und dann suchen wir gelegentlich nach Spanien zu kommen.

Dom Pedro. Und so sollte ich das Zutrauen belohnen, das er auf meine Ehre setzte? so die Güte und Milde, mit der er mich vor allen meinen Brüdern behandelte.

Pedrillo. Er ist ja nur ein Türke,

Dom Pedro. Und wäre er ein Heide, er war unser Sieger, und blieb Mensch.

Pedrillo. Ja ein sehr menschenfreundlicher Mensch; bey meiner armen Seele! das hat er bewiesen, da er unsere Schiffsequipage erst entwaffnen, und dann niedermeßeln ließ.

Dom Pedro. Diese Grausamkeit bleibt mir selbst unbegreiflich, sie stimmt nicht mit dem Edelmuth in seinem Blick. Aber noch unbegreiflicher ist mirs, warum er eben uns zu schonen gebot.

Pedrillo. Um uns noch einmal nach M-
gier zu schleppen, und den Sklavenwammis
anziehen zu lassen. Wir sind ein Paar junge,
Breitschultrige Leute, wir sollen hacken und
graben, und säen und pflanzen, und begieß-
fen, und die Raupen von den Bäumen su-
chen, und das Unkraut jäten —

Dom Pedro. Schweig! dann würde er
mich nicht mit derjenigen Achtung behandeln,
die der Würde eines Ritters ziemt.

Pedrillo. n. Lockspeise! ein Regenwurm
an der Angel. n. Mein Herr! mein Rath ist
der Beste.

D u e t t.

Fort! fort! fort!
was hilft das lange Zaudern!
wozu das ewige Plaudern!
fort! fort! fort!

Dom Pedro.

Ich gab mein Ehrentwort!

Pedrillo.

Pedrillo!

Ey ja doch ja, das wäre fein!
 bey solchen Türken - Hundett
 ist man an nichts gebunden!
 fort! fort! fort!

Dom Pedro.

Nein! nein! nein!

Pedrillo.

Ey ja doch ja, das wäre fein!
 geschwinde! geschwinde!
 das Räubergesinde
 ist hinter uns drein.

Dom Pedro.

Der Ehre treu zu bleiben
 ist inneres Gebot!
 mich schreckt Verlust der Ehre
 mehr als ein naher Tod.

Pedrillo.

Zum Henker! das wäre!
 was ist denn die Ehre?

ich schmecke sie nicht; ich fühle sie nicht
 ich sehe sie nicht, ich rieche sie nicht —
 Zum Henker! das wäre!
 was ist denn die Ehre?
 so sagt mirs doch! erklärt mirs doch!

Dom Pedro.

Die Ehre —

Pedrillo.

Nun —

Dom Pedro.

Sie ist —

Pedrillo.

Nun weiter!

Dom Pedro.

Kein Ding für einen Bärenhäuter,
 und kurz! sie ist für dich zu hoch.

Pedrillo (mit offenem Munde.)

Zu hoch —

(Pause.)

So höhle der Henker die lumpigste Ehre,
 Ach! wenn nur Pedrillo in Sicherheit
 wäre.

Beide.

} Pedrillo. Ich hasse die Ehre; ich
 } liebe das Leben!
 } das kann mir Frau Ehre
 } nicht wieder geben.
 Beyde. }
 } Dom Pedro. Ich liebe die Ehre, ich
 } hasse das Leben,
 } es kann mir die Ehre
 } nicht wieder geben.

(Türkische Musik in der Ferne.)

Pedrillo. Nun, da haben wir's! da
 kömmt er schon! — Lieber Herr! noch ist
 es Zeit zu laufen.

Dom Pedro. Schweig, Schurke! hast
 du mich je laufen sehn?

Siebenter Auftritt.

(Die Schaluppe landet.)

Zassan Nachmut. Dom Pedro.

Zassan Nachmut (springt ans Ufer.) Nun
 hier bin ich. Munter Jüngling! die Luft
 deines Vaterlandes weht von jener Küste.

Pedro. Der Sklav muß vergessen, daß er ein Vaterland hatte.

Sassan. Wo du Freunde findest, da geht dir's wohl, und wo dir's wohl geht, da ist dein Vaterland. Jüngling! ich könnte dein Freund seyn.

Pedro. Aber ich nicht der deinige.

Sassan. Trötkopf! hast du vergessen, daß dein Leben an meinem Winke hängt?

Pedro. Klopfst mein Herz drum schneller? — Seh ich dir drum weniger stark ins Auge? — Warum hast du mich verschont? wadum willst du mich mehr martern als meine Brüder? — Sklaverey ist härter als Tod.

Sassan. Höre, Jüngling! Auch dich würde ich meiner gerechten Rache geopfert haben, hielt ich dich nicht für Einen von den wenigen Edeln, die man unter allen Nationen findet. — Als wir fochten, Bord an Bord, als du mit funkelnden Augen durch die Reihen meiner Muselmänner wütetest, als dein Säbel den Kämpfenden niederstieß —
und

und den Verstümmelten, schonte — da, Jüngling! da gewannst du mein Herz — das Schicksal machte mich zu deinem Sieger; deine Unererschrockenheit, dein Muth, machten mich zu deinem Freunde. — Stolzer Spanier! hier hast du meine Hand!

Padro. Weg! sie trieft vom Blut meines Brüder.

Hassan. O dieß Blut komme über den, der Hassans Tochter raubte! (Pedro stuzt.) Mensch, was gaffst du mich so wild an? du hältst mich für einen Barbaren, du klebst ein Wofurtheil deiner Brüder. Ihr Europäer zittert, wenn ihr den Namen Algier hört; ihr schaudert, wenn ihr unsere Flagge seht; und in Algier wohnt doch auch Tugend und Großmuth, und Hassan Nachmut ist auch ein Mensch mit warmen Gefühl für Ehre und Schande, für Liebe und Rache.

Padro. Vom letztern gabst du Beweise.

Hassan. Die gab ich, und wer von euch wagt es, mich grausam zu nennen? — Ihr

kulti-

kultivirten Barbaren! ist das unschuldige Blut schon vertrocknet, mit dem ihr einst in Mexico die Felder düngtet? Was thaten euch jene elende Schlachtopfer eures Geizes und eures heiligen Wahnsinns.

Pedro (bitter.) Was thaten dir meine Brüder? — waren Sie nicht überwunden? — hatten sie nicht ihre Waffen weggeworfen? — waren sie nicht wehrlos? gebunden? — schäme dich Hassan!

Hassan. Höre Mensch! ich hatte eine Tochter. Sie wurde mir von einem Weibe geboren, das ich zärtlich liebte. Die Mutter starb. Ich konnte nicht weinen, aber mein Herz wollte mir springen. Das Kind hing an mir und lächelte — und lächelte grade wie seine Mutter, das erhielt mich beym Leben. Das Mädchen wuchs heran und wurde schön und gut, wie seine Mutter; das Mädchen war meine einzige Freude, mein einziger Trost. Hatt ich Monate lang herum geschwärmt, im Kampf mit Sturm, Wellen

Wellen und Menschen, und warf nun endlich meinen Anker im Hafen, so hüpfte Sie mir immer so liebvoll entgegen, und lächelte jede Falte aus meinem Gesicht. — Merk auf, Spanier! — Vor wenig Wochen kam ich zurück; ich warf meinen Anker im Hafen; und Niemand kam mir entgegen; ich blickte nach dem Gitter meines Serrails, und Niemand sah hernieder; ich betrat mein Haus — da warf sich ein zitternder Sklave zu meinen Füßen — ach! — Selima war entflohen! —

Pedro (höchst betroffen.) Ha!

Sassan. Einer deiner Landsleute, den meine Kanonenböte zum Gefangenen machten; dem mein Guardian seine Fesseln erleichterte, weil ich ihm Menschlichkeit befahl; der von meinem Tische gespeist und getränkt wurde; der keine Wache hatte, als seine eigene Ehre; — der verführte mir meine Tochter; machte sie ihrer Pflicht untreu, entriß sie dem väterlichen Hause und deckte mei-

nen



nen grauen Kopf mit Kummer und Schande.
 — Ueber ihn komme das Blut deiner Brü-
 der! über ihn die glühende Thräne eines ge-
 beugten Vaters! über ihn die Rache der ver-
 führten Unschuld! daß er im Arm der Wol-
 lust den Fluch höre, den Hassan Nachmut
 als Vater und Mensch über ihn ausspricht.

.. Pedro (außer sich.) Halt ein!

Hassan. Nun Jüngling! bin ich noch
 der grausame Algierer, der zum Zeitvertreib
 seinen Säbel in Blut taucht? oder soll der
 warme Afrikaner weniger fühlen, wenn man
 ihm das Herz aus dem Leibe reißt? —
 Mensch! wäre das Mädchen deine Geliebte
 gewesen, du würdest gemordet haben, so
 lange noch eine Sehne deinen Arm gespannt
 hätte. — Bist du stumm geworden? —
 Vertheidige, wenn du kannst, die That des
 schändlichen Mannes!

Pedro. Jugend und Liebe. —

Hassan. Vertheidigen nur meine Selima,
 das unerfahrene funfzehnjährige Mädchen,
 nicht

nicht einen Ritter, der mit Dom Barcelo vor Algier zog, um Säbel klirren und Kugeln pfeifen zu hören.

Pedro (bey Seite.) Mein Gewissen glüht auf meiner Wange.

(Fernando tritt aus der Hütte. Da er Hassan erblickt, ruft er erschrocken, Hassan, und kehrt eilig zurück.)

Hassan. Nun, was läuft der Narr? flieht denn alles vor Hassan, seit seine Tochter ihn floh? — — Edler Spanier! noch auf ein Wort! Deine Seele brütet, ich weiß nicht was. Ist es Haß oder Liebe; gleich viel! Hassan Nachmut bringt seine Freundschaft nicht auf. Junger Held! jetzt spricht dein Feind mit dir. Du schenktest zweyen meiner verstümmelten Muselmänner das Leben, und kannst mein Sklave nicht seyn. Du bist frey! Wir sind auf Formentera, wir sind auf der spanischen Küste. Meine Schaluppe soll dich auf Ivica ans Land setzen,

sehen, von da kehrest du leicht in dein Vaterland zurück.

Pedro (umarmt ihn feurig.) Hassan!

Hassan. Endlich klopft dies stolze Herz an dem meinigen. Mein Sohn! — Zieh hin in deine Heymath! Vielleicht hast du einen Vater, der um deinen Verlust die Hände ringt. Geh! wirf dich in seine Arme! und sag ihm, daß Hassan Nachmut, dem man seine Tochter nahm, ihm seinen Sohn wieder giebt.

(Er geht ab in die Hütte.)

Achter Auftritt.

Dom Pedro. Pedrillo.

Dom Pedro (nach einer Pause.) Warum bebst du Christ? — dieser edle Biedermann,
dem

dem du zum Dank für seine Wohlthaten die Freude seines Alters raubtest, ist ja nur ein Mahomedaner, ein Räuber — jeder Bettelmönch spricht dich von der Sünde los. Pedrillo! ist das Christlich gedacht?

Pedrillo. Wahre Christenpflicht, gnädiger Herr! wir kehren nach Spanien zurück, das Mädchen wird getauft, wir retten eine verlorene Seele, bringen eine Ketzerin in den Schooß der Kirche, die ohne uns zeitlich und ewig verdammt wäre, und bauen uns eine Stufe in Himmel.

Einst sagt' ein Kapuziner mir:

„ein Heide, Freund, ist nur ein Thier

„und Thiere darf man schlachten.

„Gieb ihm von hinten einen Stich!

„im Beichtstuhl absolvier' ich dich

„für einen Maravedis.

„Bet täglich einen Rosenkranz
 „mach allen heiligen Firtesanz;
 „so hast du meinen Segen;
 „dann geh und schlachte auf mein Wort,
 „die ganze Ottomann'sche Psort!
 „was ist daran gelegen?

„Es krähet weder Huhn noch Hahn
 „nach einem türkischen Sultan,
 „der Kerl ist nur ein Keger,
 „er wälzt sich in verbotner Lust;
 „Drum stoß den Dolch ihm in die Brust
 „und bring uns seine Weiber.

Was sagen Sie dazu? das ist Kapuziner-Philosophie.

Dom Pedro. O daß es nur die Sprache des Pöbels und der Kapuziner wäre! —
 Wach auf Pedro! du hast ehrlos gehandelt!
 du schämtest dich nicht der That, schäme
 dich nun auch nicht des Bekenntnisses.

Zaghafter Jüngling erwache!
 Zittere! die göttliche Rache
 Folgt auf der Ferse dir nach!
 Zu des Beleidigten Füßen
 Sterbend den Frevel zu büßen —
 Besser als innere Schmach!

Knieet er auch nicht an dem Altare,
 Dem du Offenbarung schuldig bist;
 O so ehre seine grauen Haare!
 Denke daß er Mensch und Vater ist!
 Beide waren eher als der Christ.

Zaghafter Jüngling erwache!
 Zittere! die göttliche Rache
 Folgt auf der Ferse dir nach. &c.

Pedrillo. Mit Gunst, gnädiger Herr!
 versparen Sie diese schöne Entdeckung we-
 nigstens, bis Hassans Schaluppe ihren un-
 terthänigsten Knecht auf Yvica ans Land ge-
 setzt haben wird. Sie mögen Ihre Haut zu
 Markte tragen; aber soll auch ich mich Ihrer

verliebten Schelmstücke wegen lebendig spief-
fen lassen?

Neunter Auftritt.

Fernando aus der Hütte. Die Vorigen.

Fernando. Tretet herein Fremdling! ein
Eremit, euer Landsmann, bietet euch seine
Hütte. Was Garten und Keller vermögen,
wird der gute Wille euch aufstischen.

Pedrillo. Ein höflicher Mann. Aber
der gute Wille, und ein hungriger Magen
sind selten große Freunde. Laß doch hören
alter Graubart! was dein Keller vermag?

Dom Pedro. Schweig! — Guter Al-
ter! bist du der Bewohner dieser Hütte?

Fernando. Der Mitbewohner, ja. Seit
zwölf Jahren theil ich sie nunmehr mit mei-
nem unglücklichen Herrn, den Kummer und
Elend in diese Einöde verstießen.

Dom

Dom Pedro. Aus welchem Lande seyd ihr? wie heißt ihr? was zwang euch diese Wohnung der Schlangen zu der eurigen zu machen?

Fernando. Wir sind Spanier. Es sind nun achtzehn Jahr seit wir unser Vaterland verließen. Sechs Jahre durchstrichen wir rastlos die vier Theile der Welt; mein armer Herr suchte Ruhe und fand sie nicht; er suchte den Tod und fand ihn nicht. Lebensfätt floh er endlich in diese schauervolle Einöde, wo selbst die Schlangen, von denen es hier wimmelt, aus Mitleid oder Grausamkeit ihn mit ihrem Biß verschonen. Ich wünschte, euch mehr sagen zu dürfen.

Dom Pedro. Ich ehre dein Schweigen. Aber du? —

Fernando. Ich Herr? ich konnte mich nicht entschließen, meinem alten Herrn zu verlassen, da ihn Alles verließ. Ich war eine hilflose Waise, als er mich in seine Dienste

nahm; ich will bey ihm bleiben, bis Gott ihn oder mich zu sich rüft.

Dom Pedro (reicht ihm die Hand.) Ich freue mich, daß ich dein Landsmann bin. — Aber wie kommt ihr zu der Bekanntschaft des Türken.

Sernando. O Herr! wäre dieser Türke nicht, wir hätten oft verhungern müssen. Es sind nun zehn Jahr, als er zum erstenmal auf dieser Küste landete, um frisch Wasser einzunehmen. Ohne die Gefahr zu kennen, trennte er sich von seinen Leuten auf jener Ebene, und wurde plötzlich von einer ungeheuren Schlange verfolgt. Mein Herr, der eben aus dem Walde kam, hatte das Glück sein Retter zu werden, und dieser Augenblick war der erste ihrer innigen Freundschaft. Der Christ vergaß den Türken, der Türk vergaß den Christen, beyde liebten den Menschen, Hassan weiß meines Herrn unglückliche Geschichte. Er würde diese Hütte längst zum Pallast umgeschaffen haben, wenn mein Herr

Herr mehr annehmen wollte, als er bedarf, um sein elendes Daseyn fortzuschleppen. —
 — Doch. — vergebt dem alten Schwächer!
 — Tretet herein Fremdling! das ländliche Frühstück meines Herrn erwartet euch.

Dom Pedro. Ich will allein seyn — ich will meinem Herzen Luft machen! — Hassan — Freyheit — Vaterland — Liebe — Ehre — Gott! hilf mir kämpfen.

(Er will gehen.)

Sernando. Wohin Jüngling? — ich warne euch.

Dom Pedro. Sollten die Schlangen mehr Mitleid für mich fühlen als für deinen unglücklichen Herrn? — oder meynst du Schlangengebiss schmerze mehr, als Gewissensbiß?

(er geht ab nach der Gegend des Denkmals.)

 Zehnter Auftritt.

Pedrillo. Fernando.

Pedrillo. Laß ihn gehen! der Mensch hat seine eigene Grillen. Unter uns! er hat einen Streiffchuß am Hirnschädel bekommen und seitdem — du verstehst mich. — Laß uns von wichtigeren Dingen reden Kamerad! Ich habe vor kurzem einen Schuß in den Magen bekommen, der so schlecht kurirt worden, daß ich immer essen muß. Du sprachst von einem Frühstück. —

Fernando. Und werde Wort halten.

Pedrillo. Noch eins! du erwähntest auch eines Kessers.

Fernando. Nichtig.

Pedrillo. Thust du vielleicht Kesslermeisters Dienste?

Fernando. Könnte wohl seyn.

Pedrillo. Theilst du auch einem durstigen Landsmann einen Trunk mit?

Fernando.

Fernando. Warum nicht? wenn er mich höflich darum bittet.

Pedrillo. O wenn es nur daran liegt (er zieht den Hut ab) dein Landsmann Don Pedro los Burgos los Patados el voltillamagno ventoso bittet dich sehr höflich um einen Trunk.

Fernando. Hast du sonst keine Namen?

Pedrillo. O ja, wenn ich nicht durstig bin.

Fernando. Deine Familie ist eine der angesehensten in ganz Spanien. Ich habe viel gehört von den magno ventoso's.

Pedrillo. Da hast du mehr gehört als ich.

Wer meine Mutter war, das weiß ich,
 Mein Vater ist mir unbekannt;
 Los Burgos los Patados heiß ich,
 Pedrillo werd ich nun genannt,
 Weg mit Wappen, Helm und Schwerdt!
 Ist die Essenslust drum größer?
 Schmeckt etwa der Wein mir besser,
 Wenn der Bauch mit Sechsen fährt?

Mein, nein mein Freund! Pedrillo
 heiß ich,
 Was kümmert mich der Adelstand!
 Wer meine Mutter war, das weiß ich,
 Mein Vater ist mir unbekannt.

Fernando. Nun so gedulde dich einen Augenblick, ich werde gleich wieder bey dir seyn. (er geht.)

Pedrillo (ihm nachrufend:) Du darfst dich eben nicht überladen, ich bin ein sehr mäßiger Trinker. Drey bis vier Flaschen werden vollkommen hinreichen, den ersten Appetit zu stillen. (sich auf den Baust klopfend.) Freue dich Bauch! seit fünf Wochen hast du mit versteinertem Zwieback und lebendigem Wasser vorlieb nehmen müssen, das Ziel deiner Leiden nahet heran (nach dem Walde blickend.) Mein armer Herr! wer weiß, an welchem Lindwurm er nun schon zum Ritter geworden ist. Meinetwegen! wenn ihn die Schlangen fressen, so ist's nicht meine Schuld, und beym
 Licht

Licht beschn; wär' es noch immer besser, als einen Don Quichotts Streich zu machen, und es dem alten Hassan unter die Nase zu reiben, daß wir ihn gepreßt haben.

(Fernando kömmt zurück mit zwey Flaschen Wein und etwas zum Anbiß.)

Pedrillo. Sey mir gegrüßt, du Blume der Kellermeister! du Krone der spanischen Gastfreyheit! vergönne mir einen Zug, aus dieser kräftig duftenden Flasche, um meine dürren Sprachorgane zu deinem Lobe geschmeidig zu machen.

(Er trinkt und frißt, spricht während dieser Scene immer mit vollen Wackeln, und säuft die beyden-Flouteillen aus.)

Fernando. Ohne Komplimente!

Pedrillo. Recht so; Kamerad! Weg mit der spanischen Etikette.

Fernando. Welch ein Zufall führt euch auf diese Insel?

Pedrillo. Ein allerliebster Zufall, bey'm heiligen Stephan! der Zufall heißt Hassan
Nach-

Nachmut, und sieht einem Seeräuber so ähnlich, als meine Nase Pedrillos Nase.

Sernando. Wo kommt ihr her?

Pedrillo. Bliß Kamerad! wir kommen von der Expedition gegen das verdammte Raubnest, das wir bestürmen mußten, als hätten die eilftausend Jungfrauen ihre Jungferschaften drinn verwahrt. Wir nahmen vor einem Jahre Diegste, weil wir glaubten, daß es noch lange Friede bleiben würde, und da muß eben irgend ein Kobold, seiner Aller-katholischsten Majestät das Projekt einhauchen, eine christliche Flotte gegen einen unchristlichen Felsen zu schicken, um uns durch glühende Kugeln aus der Welt nasenstüßern zu lassen. Was halfs! Wir nahmen den herzbrechendsten Abschied von unsern Donnas, ließen gesalzene Thränen in Strömen über unsere Wangen rollen, hängten ein Amulet um den Hals, und setzten uns zu Schiffe —
O Kamerad! welch' ein Löwenmuth, welch'
ein

ein Bärenherz, welcher ein Hundemagen gehört dazu, dergleichen Strapazen zu ertragen! Kein Ragout fin, keine Fricassée, kein gebratenes Hühnchen, kein Pudding und so weiter. Wenns hoch kommt, ein Stück Pöckelfleisch, das man mit dem Säbel zerhauen muß, getrocknete Erbsen und Speck, mit dem ich in Madrid meine Schuh schmiere.

Fernando. Armer Pedrillo! Wunder daß du noch lebst!

Pedrillo. Ja, was thut man nicht um der Ehre willen.

Fernando. Du hast dir also wahrscheinlich Lorbeern erkochten?

Pedrillo. Was Lorbeern! davon wird nicht einmal mein Pudel satt. Mein Kamerad! wenn mir der König nicht wenigstens den Calatrava Orden, und ein Duzend Landgüter in den Bart wirft, so ist keine Gerechtigkeit mehr in Spanien.

Fernando.

Fernando. Vermuthlich hast du irgend ein algierisches Schiff erobert?

Pedrillo. Das nicht.

Fernando. Oder warst der Erste beim Sturm laufen?

Pedrillo. Das auch nicht.

Fernando. Oder wurdest in irgend einem Scharmügel schwer verwundet?

Pedrillo. Nichts weniger!

Fernando. Oder du wußtest die Bomben mit einer besondern Geschicklichkeit in die Stadt zu werfen?

Pedrillo. Keinesweges.

Fernando. Oder hast als Spion wichtige Dienste geleistet?

Pedrillo. Ganz und gar nicht.

Fernando. Nun, was hast du denn gethan?

Pedrillo.

Pedrillo.

Ich? — habe gehungert, habe gedurstet,
 habe gezittert.
 Glühende Kugeln haben mir jeden Wissen
 verbittert,
 habe gekämpft gegen die heidnischen Un-
 geheuer,
 Kugeln und Säbel, Türken und Mohren,
 Wasser und Feuer.

Wenn ich mit dem besten Wagen
 sorglos in der Küche stand,
 schlug mir eine grobe Kugel
 meine Kalbskeul' aus der Hand!
 Ungebetene Kartetschen
 zapften unser Wellfaß an.
 Süße Hofnung trockner Kehlen,
 die in schmuz'gen Staub zerran.

Ich? — habe gehungert, habe gedurstet,
habe gezittert.

Glühende Kugeln haben mir jeden Bissen
verbittert,

habe gekämpft gegen die heidnischen An-
geheuer,

Kugeln und Säbel, Türken und Mohren,
Wasser und Feuer.

Fernando. Und dafür denkst du den
Calatrava - Orden zu erhalten?

Pedrillo. Warum nicht? die größten
Offiziers haben das nemliche gethan. Ueber-
dies bin ich sammt meinem Herrn gefangen
worden. Wir haben vier Wochen Reiß fres-
sen müssen, und keinen Tropfen Wein zu
sehen bekommen. Mein Genie zog uns end-
lich aus der Patsche. Don Barcelo machte
den gescheitesten Streich von der Welt, und
hob die Belagerung auf. Ich sah mit herz-
lichem Vergnügen die Anker lichten, und saß
bereits im Geist den Fleischtöpfen meines
Vater.

Waterlandes gegenüber, als plötzlich ein ungebetener Sturm unsre Flotte trennte. Am Ende wäre noch Alles gut gegangen, wir hätten den Weg wohl allein nach Hause gefunden, hätte uns der Teufel nicht den Algierischen Seehund über den Hals geführt, mit dem gar kein Auskommen war.

Fernando. Dankt Gott! lieben Landsleute! daß ihr in so gute Hände gefallen seyd, Hassan Nachmut besitzt ein ehrliches, gefühlvolles Herz.

Pedrillo. Eine seltsame Art von Gefühl, bey meiner armen Seele! Mit dem gefühlvollsten Herzen von der Welt, ließ er am andern Tage die ganze Equipage über die Klütze springen, und auch wir würden in dieser zahlreichen Gesellschaft in die Felder des ewigen Friedens gewandelt seyn, hätte ich nicht durch meine Tapferkeit und Heldenmuth während des Gefechts sein Herz gewonnen, wie er mir noch vor wenig Minuten selbst versichert hat.

S g

Fernando.



Fernando. Hat er das?

Pedrillo. Und hätt' ich nicht zwey entwaffneten Türken das Leben geschenkt.

Fernando. Thatest du das?

Pedrillo. Ja Kamerad, das that ich, so wahr diese Flasche leer ist! und weil du mich nun so gastfrey gespeist und getränkt hast, so erlaube mir Freund (er legt seine Hand auf Fernandos Schulter) dir eine ausgemachte Wahrheit zu entdecken.

Fernando. Die ich begierig zu hören bin.

Pedrillo. Du bist ein Narr!

Fernando. Herr Dom Pedro Magno Ventoso —

Pedrillo. Ein Erznarr!

Fernando (sprüht in die Hände.) Der aber auch Thäufte hat.

Pedrillo. Sage mir Kamerad! wie kannst du Anspruch machen auf ein Quentchen gesundes Gehirn, und wohnen auf Formentera? in diesem verwünschten Schlangennest?

Fernando.

Fernando. Kerl! das verstehst du nicht,
das fühlst du nicht.

D u e t t.

Pedrillo.

Mein ich habe einen guten Wagen,
Aber Schlangen kann ich nicht vertragen.

Fernando.

O aus Liebe zu dem besten Herrn,
Reis' ich bis zum Abendstern,
Fürcht ich keine Schlangen: Wache,
Schreckt mich kein feuerspeynder Drache,
Sterb ich unter Martern gern.

Pedrillo.

Mein bey'm heiligen Holofern!
Sterben ist nicht meine Sache,
Und ein feuerspeynder Drache,
Guter Freund, der spaßt nicht gern.

Fernando.

Sind Pflichten des Dankes ein Unding
für dich?

Si g 2

Pedrillo.

Pedrillo.

Was kümmern mich andre? ich lebe für
mich.

Fernando.

Menschlicher fühlt der Korsar,
Dessen Herz das Mitleid lenkte,
Der dir Kloß das Leben schenkte.

Pedrillo.

Er ist ein Narr, du bist ein Narr,
Narren seyd ihr alle mit einander.

Fernando.

Sind Pflichten des Dankes ein Unding
für dich?

Pedrillo.

Was kümmern mich andre! ich lebe für
mich.

(Beide ab.)



Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Pedrillo (betrunken, mit einer Weinflasche unter dem Arm, aus der er die letzten Züge thut.)

Mein Herr König von Spanien,
 wie theuer sein Königreich?
 Hunderttausend Millionen Scudi,
 wenn er will, die zahl ich gleich;
 und dann laß ich mit Pflastern,
 in Madrid die Straßen pflastern,
 warte mich ein,
 trinke fein fleißig
 Malaga - Wein,
 esse für dreysßig,
 fahre mit sechsen,
 schlafe bey jungen niedlichen Hexen,
 und lasse regieren Land und Stadt,
 wer Lust dazu hat! wer Lust dazu hat!



Es ist doch ein nährliches Ding ums Regieren! Bey meiner Treu! ich wollte die ganze Welt regieren, so leicht kommt mirs vor. Ich habe zwar noch keinen Unterthan gehabt, als meinen Pudel; aber der Pudel und ein Königreich — ob ich ein Königreich schere, oder den Pudel, das kommt auf eins heraus.

(Er taumelt auf die Nasenbank, und spricht die letzten Worte halb im Schlaf.)

Meine Herren Schlangen! seyd so gut und laßt mich ungeschoren! ich bin ein Gast auf dieser Insel, und will meine Siese halten.

(Er entschlummert.)



Zweyter Auftritt.

Fernando, der Selimen nach sich zieht.

Beide kommen aus einer Hinterthür, die auch in die Einsiedeley führt.

Fernando.

Frauenzimmerchen, frisch!
 sie sitzen bey Tisch,
 sie trinken und zechen,
 sie schwatzen und sprechen,
 und hören uns nicht.

Selima.

Ach! es wanken meine Füße!
 Gott! wie bitter ich ihn küße,
 erster Liebe süßen Mausch.

Pedrillo. (halb schlafend.)

Mausch? — wer spricht von Mausch?

Fernando.

Laßt das ewge O und Ach!
 Nur getrost und folgt mir nach!

G 3 4

Selima:

Selima.

Einst so seligwonne trunken!
 nun so tief, so tief gesunken!

Pedrillo.

Denkt ihr denn, ich sey betrunken?

Sernando (zu Selimen.)

Folget mir in jene Höhle!
 dort bewach ich euch aufs beste.

Pedrillo.

Großen Dank!
 nicht von der Stelle!
 seht, ich halte die Sieste
 hier auf dieser Rasenbank.

Sernando (zu Selimen.)

Folget mir!

Pedrillo.

Ich will nicht!

Sernando (zu Selimen.)

Fort von hier!

Pedrillo.

Ich mag nicht!

Sernando.

Fernando.

Schweig, besessnes Ungeheuer!

(zu Selimen:)

Wickelt euch in eure Schleyer,

laßt das ewige O und Ach!

nur getrost und folgt mir nach!

Selima.

Water! Water! hast du mir verziehen!

Fluche deiner Tochter nicht!

Ach ich kann, ich kann nicht fliehen!

Wo verberg ich mein Gesicht!

Pedrillo.

Welch vertheufeltes Gewinsel,

das die Ohren mir zerreißt!

wohnen Hexen auf der Insel?

oder sonst ein Poltergeist?

Fernando (zu Selimen.)

Hört ihr nicht?

Pedrillo.

Was beliebt?

Fernando (zu Selimen.)

Folgt mir nach!

G g 5

Pedrillo.

Pedrillo.

Geh zum Teufel!

Fernando.

Horch! wie man die Stühle schiebt!
 aufgestanden sind sie ohne Zweifel,
 Frauenzimmerchen, frisch!
 man rückt den Tisch!
 auf, folget mir!
 gleich sind sie hier.

Selima.

Ja, ich folge!
 meiner Sinnen unbewußt;
 O! es wühlen taysend Dolche
 mir in dieser hangen Brust!

Der Krenit (inwendig.)

Fernando!

Fernando.

Fort, man ruft!

Selima.

Gieh ich so zu meiner Brust!

Beide.

Fernando.

Zeyde. } Welches Zaudern! fort, man ruf!
 } Selima.
 } Sing ich so zu meiner Brust!
 (Beide gehen ab.)

Dritte Scene.

Pedrillo allein. (fährt aus dem Schlafe auf.)

Mein, es ist nicht anzustehen,
 wie sie beide Ohren voll
 mir mit dem Gewinsel krähen!
 Was zu toll ist, ist zu toll!
 und den Hiob will ich sehen,
 der dabey noch schlafen soll.
 Führt mein lieber armer Bauch
 nicht bereits ein Schneiden, Krümmen,
 weil man seine Ruh gestöhrt?
 Wer war der verwegne Gauch?
 waren es nicht Weiberstimmen,
 die mein Ohr allhier gehört? —

Hella!

Holla! mein Herr Eremit!
 der das Maul so fromm verzieht!
 Nein, ich ruh und raste nicht,
 das muß an das Tages-Licht!
 ich will gehen, ich will suchen,
 ich will schelten, ich will fluchen,
 ich will bitten, ich will drücken,
 ich will lermen, ich will schreyen,
 auf den Felsen, in den Schlünden,
 in den Höhlen, in den Wäldern,
 in den Häusern, auf den Feldern,
 Endlich werd ich sie doch finden,
 endlich werd ich sie doch finden!

(Läuft ab.)

Vierter Auftritt.

Hassan und der Eremit aus der Hütte kom-
 mend.

Der Eremit. Noch einmal Hassan! sey
 mir herzlich willkommen! Dein Besuch ist
 mein einziges Labfal in dieser Einöde.

Hassan.

Hassan. Danke dir Alter! danke dir! Aber es ist nicht mehr der muntre muthwillige Hassan, der es ehemals versuchte, deinen Kummer wegzuscherzen, dessen Fröhlichkeit deiner ewig gerunzelten Stirn zuweilen ein Lächeln abtroste. (mit beklemmener Brust) Tröste du mich nun! die Hand des Schicksals liegt schwer auf mir.

Der Eremit. Soll ich dir Muth einsprechen? — Wie oft hast du mir vorgepredigt, daß alle unsere Schicksale im unveränderlichen Rath der Vorsehung beschlossen sind?

Hassan. Schaler Trost! vergib mir, wenn ich dich je so dürftig getröstet habe. — Großer Prophet! was habe ich gesündigt, daß du mich so hart züchtigest? — Du warst ja auch Vater! — Soll ich nun allein seyn in der Welt? — an nichts mehr hangen? — an nichts mehr Freude haben? Soll mein Herz bey dem Namen Selima — nicht höher klopfen, als bey dem Namen eines Algierischen Wasserträgers? — Sol-

ten

len Nichtlinge meine Augen zudrücken, und
erkaufte Klagerweiber meinen Tod beweinen?
— Alter! mit mir ist's aus! ich bleibe auf
Formentera, du sollst deinen Freund Hassan
begraben.

Der Eremit (bittend.) Hassan.

Hassan. Widersprich mir nicht! — Soll
ich zurück in meine öden Wohnungen, wo
ich jeden Polster kenne, auf dem Selima saß?
— in meine Gärten, wo jede Staude mit
meiner Tochter erwachst wuchs? —

Der Eremit. Aber lieber Alter! welchen
Dämon hat dich mit der Hoffnung entzweit?

Ist sie's nicht, die milde Hoffnung?
die, wenn alles dir den Rücken weist,
noch am Rande der Verzweiflung,
dich zurück in ihre Arme reißt?

Wenn dir alle Stützen brechen,
leibt sie dir nicht ihren Stab?
ist sie nicht dein Freund und Führer,
bis in deine Gruft hinab?

Ja

Zu sie ist die milde Hofnung,
die, wenn alles dir den Rücken weist,
noch am Rande der Verzweiflung,
dich zurück in ihre Arme reißt.

Sassan. Umsonst! Umsonst!

Der Eremit. Unbegreiflich deine Zag-
haftigkeit. Ist denn Selima todt?

Sassan. Besser, sie wäre todt.

Der Eremit. Ich erkenne dich ganz.
Wo ist der entschlossene Muselman? Ist
denn deswegen alles verlohren, weil die Lie-
be in der Brust eines fünfzehnjährigen Mäd-
chens stärker war, als kindliche Pflicht?

Sassan. Sage das nicht Älter! du mar-
terst mich — Wen könnte sie mehr lieben
als ihren Vater? — ihren Vater, dessen
einzige Freude sie war! — Nein, verführt
hat man mir mein liebes ungehorsames Mäd-
chen; verführt hat sie der Töbe, durch glatte
Worte, europäische Lügen. — Meine un-
erfahrene Selima wußte nicht, was sie that.

Ich

Ich bitte dich Alter, sprich daß man sie verführt habe!

Der Eremit. Nun desto besser! lieber Hassan. Desto eher wird der Taumel zerrinnen, und Selima in deine väterlichen Arme zurück kehren.

Hassan. Ach nein! wer weiß, wohin der Vube mit ihr gelaufen ist, in welchem Winkel der Welt er in diesem Augenblick über seinen Raub frohlockt. — Ihr schwarzer Bilder der Hölle! weg aus Hassans Kopse! — Da kann ich den schrecklichen Gedanken nicht loß werden, daß der Schurke die Unschuld des Mädchens rauben, und sie alsdann verstoßen wird. — Da seh ich sie herum irren, meine unglückliche Selima, vielleicht mit einem Bastard auf dem Arm, das Brod vor den Thüren gutherziger Leute betteln. — Da hör ich wie sie ihrem Verführer flucht, und ihren alten Vater um Verzeihung ansehend, ihren letzten Seufzer hülflos auf einem Bund faulen Strohes aushaucht! —

Ach

Ach Mädchen! Mädchen! komm zurück in meine Arme! ich habe alles vergessen! ich bin dein Vater!

Der Eremit. Beruhige dich Hassan! Gewiß beweint Selima schon in diesem Augenblick einen Fehltritt, den Liebe und Unerfahrenheit entschuldigen. Vielleicht stand sie schon im Begriff, sich zu deinen Füßen zu werfen. — (bedeutend) Vielleicht fürchtet sie nur dein väterlichen Zorn — — deine Wuth. — deine Rache —

Hassan. Kennt sie mich etwa nicht? Haben diese Augen sie je anders, als mit väterlicher Liebe angeblickt? haben diese Lippen sie je anders als liebe Tochter genannt?

Der Eremit. Ja, weiß sie's verdiente. Aber nun — wirst du bey ihrem Anblick nicht zu harr mit ihr verfahren?

Hassan. Bey ihrem Anblick? Ach! Freund! ich würde in ihre Arme stürzen! ich würde von Sinnen kommen! beym großen Propheten! ich glaube ich würde weinen.

Der Eremit. Und verzeihen?

Hassan. Verzeihen! Alles verzeihen!

Der Eremit. Versprichst du mir das?

Hassan (stutzig.) Was willst du damit sagen?

Der Eremit. Du sollst deine Tochter sehen.

Hassan (auffahrend, zwischen Angst, Zweifel und Freude.) Was?

Der Eremit. Als ich diesen Morgen aus meiner Hütte trat, die Sonne zu grüßen: da fand ich ein Mädchen am Ufer liegend, die der Sturm der vergangenen Nacht an diese Kiste geworfen hatte.

Hassan (gierig horchend.) Ein Mädchen?

Der Eremit. Sie schien ohne Leben.

Hassan. Was! — todt?

Der Eremit. So schien es, doch schlummerte sie nur: in einer Ohnmacht, die meine Bemühungen sie bald entriß. Und dieses Mädchen Hassan —

Hassan. War — war?

Der

Der Eremit..... Deine Tochter

Sassan. (außer sich.) Mein Tochter! —
 meine Selima! — meine Selima! — Höre
 du nicht! — wo? — meine ge-
 liebte Tochter! — Höre Mutter, es wäre
 schrecklich, wenn du gelogen hättest!
 Zeig mir meine Selima! — sieh mir mein
 Kind wieder! — Selima! — Selima!
 (Er läuft mit ausgebreiteten Armen nach
 der Hüfte.)

Der Eremit. Halt Sassan! ich habe bei-
 ner Tochter versprochen, dich vorzubereiten,
 und sie zu beuachrichtigen, ob sie deine Ver-
 zeihung hoffen dürfe.

Sassan. Was vorbereiten! was verzei-
 hen! — hab ich dich wieder gottloses Mäd-
 chen! Komm nur! komm nur, du sollst deine
 Freude daran sehen, wie ich mit ihr umsprin-
 gen will. Aber nicht wahr Alter, ein schö-
 nes, sanftes Mädchen?

Der Eremit. Ein einnehmendes Ge-
 schöpf.

Ami?

H h 2

Sassan

Hassan. Nun so komm, ewiger Plauderer! komm, daß ich sie in meine Arme schliesse, und ihr meinen Fluch gebe.

Der Eremit. Laß mich vorangehen Hassan! ich bitte dich, deine Tochter hat viel gelitten, ihre Gesundheit ist schwach. Wenn du ihr so plötzlich unter die Augen trätest; so möchten Freude — Furcht — Scham —

Hassan. Ich verstehe, ich verstehe. — Nun so geh nur, aber bey allen deinen Heiligen beschwöre ich dich: laß mich nicht lange warten!

Der Eremit. Ich bin gleich wieder bey dir.

(Er geht nach der Gegend, wohin sich Selimā geflüchtet.)

Fünfter Auftritt.

Hassan (allein.)

Habe ich dich wieder Mädchen! Ist mirs doch auf einmal so leicht, — so anders, — so wohl. — Ich hätte doch die Spanier nicht sollen hinrichten lassen. Psuy Hassan! das war nicht recht. So ein alter Graukopf, und braust noch als hätt' er zu viel Opium genommen. — Aber warum reißt ihr mir auch das Herz aus dem Leibe? Nur Trunkene sollten den Trunkenbold richten.

Sechster Auftritt.

Dóm Pedro (stürzt auf die Bühne, wild um sich blickend, doch ohne Hassan zu bemerken.)

Dóm Pedro,

Trügen meine Augen?
 trägt mein klopfend' Herz?
 sträuben meine Haare,
 sich nicht himmelwärts?

H h 3

Warum

Wartet dieses Wehen
 das mich schnell ergreift?
 und der kalte Schauer,
 der mich überläuft!

(Er erblickt Hassan und wirtet
 sich um seinen Hals.)

Hassan! Hassan!

Hassan. Mensch! was ist dir?

Dom Pedro. Gott! was hab ich gesehen!

Hassan. Das mag der große Prophet
 wissen.

Dom Pedro. Wie ist mir! ich träume
 doch nicht?

Hassan. Das nicht, aber du rasest.

Dom Pedro. Ach Hassan vergiß, ver-
 gieß meinen verworrenen Sinnen!

Ich schlich auf diesem Fußpfad nach dem
 Walde, mit gesenktem Haupte, und ohne
 um mich zu sehen. Plötzlich stand ich vor
 einer Marmorsäule von Rosensträuchern um-
 gäunt — sieh dorthin. Der weiße Mar-
 mor schimmert dir in die Augen!

Hassan.

Sassan. Ich kenne, ich kenne die Säule.
Nur weiter!

Don Pedro. Am Fusse derselben ein weinender Genius, mit einer verloschenen Fädel, und weiter oben der Name — Gott! der Name Donna Eleonora della Torre — Der Name meiner Mutter!

Sassan (stutzt und betrachtet ihn neugierig.)
Deiner Mutter!

Don Pedro. Meiner Mutter! — und weiter nützen die Worte:

Eraurende Liebe widmet dieses Denkmal der leidenden Unschuld. Sie ist nicht mehr! sie ging hinüber zu ihren Schwestern, den Engeln.

Ach! wer kann dieses Denkmal gestiftet haben, als mein Vater, den ich nicht kenne, und dem mein Herz schon länge vergebens entgegen klopft.

Hassan. Jüngling, darf ich deinen Namen wissen?

(mit aufmerkfamer Bewunderung.)

Dom Pedro. Pedro Oliveiro.

Hassan (bey Seite.) Unbegreiflich! (laut) ist die Geschichte deines Lebens kein Geheimniß?

Dom Pedro. Für dich nicht. — Mein Vater liebte die Tochter eines Grands von Spanien. Er wurde wieder geliebt, aber er war arm, und hatte, so wie ich, nichts als seine Ehre und seinen Degen.

Er wagte es endlich, um die Hand des Mädchens zu bitten; man versagte sie ihm. Titel und Reichthum — einzige armselige Empfehlung in dieser elenden Welt. Du weißt Hassan, wie die Großen denken.

Hassan. Nicht in Algier, junger Mann, nicht in Algier. — Aber weiter!

Dom Pedro. Die beiden Liebenden waren untröstlich. Sie schwuren sich wechselseitig ewige Treue, und beschlossen einen günsti-

günstigen Zeitpunkt abzuwarten. Indes
sahen sie sich zuweilen heimlich des Nachts
und so sehr auch beide die Tugend ehrten, so
ist doch Liebe stärker als Tugend. —

Sassan. Das ist auch in Algier so.

Dom Pedro. Die verführerische Däm-
merung einer Mondhellen Nacht riß sie hin,
und eine einsame Laube wurde Zeuge verbotener
Freuden, denen ich mein Daseyn verdanke.

Sassan. (bey Seite.) Von Wort zu Wort.

Dom Pedro. Je näher die Entbindung
meiner Mutter rückte, je mehr zitterte sie vor
der Wuth ihres Vaters, und dem Elend ihres
künftigen Schicksals. Als aber die entschei-
dende Stunde nahe war, da warf sie sich be-
hend zu seinen Füßen, und gestand ihr Ver-
brechen. Seine Wuth war ohne Grenzen.
Er würde sie ermordet haben, hätte man sie
nicht schleunig seinem Anblick entzissen. Er
verließ und verfluchte sie. Die Zärtlichkeit
ihrer Mutter vergab ihr, und bereitete ihr
einen verborgenen Zufluchtsort auf einem ein-



samen Landhause, wo sie die Stunde ihrer Niederkunft erwarten sollte. Diese unglückliche Stunde kam. Meine arme Mutter, durch Kummer entkräftet, brachte mich zur Welt — — und starb. (Er schluchzt.)

Sassan (seine Thränen verschluckend). - Nu, nu, weine nicht! Psui! Schäm dich! weine nicht.

Dom Pedro. Meine gute Großmutter ließ mich in ein Kloster bringen; wo ich bis zu mein sechzehntes Jahr erzogen wurde. Um diese Zeit verschaffte man mir eine Lieutenantstelle; man versah mich mit allem, was ein Jüngling bedarf; um in die große Welt zu treten, und ich frug vergebens nach dem Namen meines unbekanntem Wohlthäters.

Endlich, da ich kommandirt wurde, mit der Flotte des Dom Barcelo vor Algier zu gehen; wurde ich einige Tage vorher um Mitternacht von einer alten Duenna zu meiner Großmutter geführt. Mein Anblick machte den lebhaftesten Eindruck auf sie, denn
ich

ich soll meiner Mutter sehr ähnlich sehen. Sie schloß mich mit tausend Thränen in ihre Arme, und entdeckte mir — was ich dir eben? wieder entdeckt habe? Das ehrliche Weib hatte all seinen Schmuck verkauft, und mir eine anständige Erziehung geben zu lassen? — Wo mein Armer Vater geblieben, wußte sie mir nicht zu sagen. Er verschwand gleich nach der unglücklichen Katastrophe, und man hält ihn für todt.

Hassan (bey Seite.) Ach, daß ich nicht herausplagen darf! (laut) Aber wie, wenn er noch lebte!

Dom Pedro. Unglaublich Hassan! würde er in einer Zeit von achtzehn Jahren, sich nicht ein einzigesmal um das unglückliche Geschöpf bekümmert haben, dem er das Daseyn gab?

Hassan. Aber wie, wenn er dich für todt hielt? wie, wenn deine Großmutter, um dich für den Verfolgungen ihres barbarischen Mannes zu sichern, dich für todt ausgab?

Dom

Dom Pedro. . . Guter Hassan! du möchtest mich ungern ohne Trost lassen; und suchst mich mit Hoffnungen zu täuschen, — Zwar auf dieser Insel muß mein Vater gewesen seyn! — Gewiß! Gewiß! jenes Denkmal ist sein Werk; diesen Boden hat er betreten. — Welch eine fremde, zuge Empfindung! Ich muß weinen! — Hassan, noch einmal will ich den Namen meiner Mutter lesen, und meine frische Thränen auf die vertrockneten Thränen meines Vaters weinen.

ich als Knabe nie geliebt!
Mutter! deren süßer Name
nimmer in mein Ohr geschallt!
Blick herwieder! blick hernieder!
von des Engen Strahlenthron!
Segne, du verklärter Engel,
deinen ganz verwaisten Sohn!

(Geht schwermüthig nach der Gegend
des Denkmals.)

Sieben.

Siebentet Auftritt.

Zaffan allein: (ihm nachsehend.)

Freue dich, Hässan! Du wirst heute eine Scene sehen, wie dir noch keine vorgekommen! — Altes Pedro! wie er seine alten Urine ausbreiten — wie er da stehen wird — Worte suchend — und kaum Silben findend — Siehst du alter Hitzkopf! hättest du die armen Spanier verschont; wer weiß, wie mancher schönlich erwartete Sohn noch darunter war; wie mancher gebügte Vater dich in diesem Augenblick als einen Unmenschen verflucht. — Aber Selima — wo bleibt der Alte? — fürchtet sich das Mädchen vor dem Unblick eines zürnenden Vaters? — Ich bin ja doch ihr Vater! — oder ist ihr eilt Unfall begegnet? — Ich muß sie sehen.

(Er will in die Hütte, der Eremit kommt ihm entgegen.)

Achter

 Achter Auftritt:

Zassan; der Eremit, bald herzu
Seliwa.

Der Eremit. Bleib Zassan! das arme Mädchen zittert vor deinem Auge zu erscheinen.

- Zassan. Schon recht! Sie soll auch zittern.

Der Eremit. Fahre sie nicht zu hart an.

Zassan. Mit deiner Erlaubniß! In meine häuslichen Angelegenheiten mußt du dich nicht mischen. — Ich weiß, wie ein beleidigter Vater mit seiner Tochter reden darf. — Beym Bart des Musti! das Mädchen soll mir nicht umsonst so viel Kummer gemacht haben. — Ich will sie sehn.

(er macht eine Bewegung nach der Hütte zu gehn.)

Der Eremit. Du sollst sie sehn, aber bedenke was du mir versprachst; Sie ist deine Tochter, Satime ihre Mutter.

Zassan.

Hassan.. Schon gut, schon gut, laß sie nur kommen.

Der Eremit (winkt Selimen)

Selima (zu Hassans Füßen.) Mein Vater!

Hassan (umarmt sie heftig.) Selima! — böses Mädchen! — geh mir aus den Augen! — hast deinen alten Vater umbringen wollen.

(Streit zwischen Liebe und Zorn: Er will sich von ihr kehren.)

Selima (lehnt sich halb ohnmächtig an einen Baum.)

Hassan (nimmt sie in seine Arme, und fährt unter beständigen Liebkosungen fort:)

Was hab ich dir gethan? — hab ich dir je einen deiner Wünsche versagt? — hab ich dir je unfreundlich begegnet? — hab ich dich nicht tausendmal gebeten, den alten mürrischen Vater zu vergessen, und in mir nur den Freund, den Vertrauten zu lieben? — So lohnst du mir meine Liebe? — So lohnst du mir meine Sorgfalt? — heimlich entlaufen,
— deinen

— deinen armen alten Vater im Stich lassen — dessen einzige Freude du bist.

Selima.

Laß ab! Laß ab mein Vater!
 mich tödtet deine Güte! —
 Als die Gewissensangst
 auf meiner Wange glühte;
 Der Schlaf vorüber gieng
 vor meinem Augenliede;
 als mir im kurzen Schlummer
 dein blaßes Bild erschien,
 mit zorniger Geberde,
 mich zu verdammen schien;
 da ward ich tief erschüttert!
 und Lieb und Pflicht im Streit!
 doch dieses Herz erzittert
 mehr noch vor deiner Zärtlichkeit.
 Nicht diesen Blick der Liebe!
 gerechte Nacht wüthe!
 Laß ab! Laß ab mein Vater!
 mich tödtet deine Güte!

Der Eremit. Genug Hassan! keine Vorwürfe, die zärtlichsten sind am bittersten für ein fühlendes Herz. Vergieb ihr!

Hassan (gerührt) Nimmermehr kann ich dir das vergeben! Bedenke selbst! hätte dich das Glück nicht wieder in meine väterlichen Arme geliefert, was würde aus mir geworden seyn? — Wer hätte mir in der letzten Stunde die Augen zugeedrückt? ich würde meine Hand ausgestreckt haben und Niemand hätte meinen Segen empfangen. Hungrigen Sklaven zum Raube. — Pfui, böses Mädchen, hab ich das um dich verdient?

Selima. Um Gottes Willen! mein Vater! Sie zermalmen mein Herz.

Hassan. Hast du das meinige nicht auch zermalmt? Gott vergebe dir die Thränen, die du aus den Augen deines armen Vaters gepreßt hast. — Wie du blaß aussiehst! Bist du krank?

Selima. Nein, mein Vater!

I i

Hassan.

Sassan. Nu, nu, es wäre dir schon recht, wenn du krank wärst; mit einem jungen Laffen davon zu laufen, den man vor acht Tagen zum erstenmal gesehen hat, — konnte das meine Tochter? Pfui der Schande!

Selima. O ein liebenswürdiger Jüngling!

Sassan. Und wär' er ein Engel gewesen, ist's drum recht? — hättest nicht warten können, bis der Vater nach Hause kam? weißt doch, daß ich kein Brumbär bin? Wenn er ein ehrlicher Kerl war, konnte er dem Vater das Maul nicht gönnen?

Selima. Ach mein Vater! er fürchtete, weil er ein Christ —

Sassan. Christ hin! Christ her! es giebt auch hin und wieder ehrliche Christen. — Wie du aussiehst — Bist ja so schwach, kannst kaum auf den Beinen stehen. — Fort in die Hütte, du hast der Ruhe von nöthen.

Selima. Ich bin ganz gesund, mein Vater, wenn nur deine Verzeihung —

Sassan.

.. Hassan. Lüg nicht Mädchen! Du bist krank. Dein Blick ist matt. Deine Wange ist bleich. Aber verzeihen kann ich dir nicht, und will es auch nicht. Fort in die Hütte!

(In die Kulisfe rufend.)

He, Muley! Spring aufs Schif! Koch Reis, leg ein indianisch Hühnchen drein, mach es fein kräftig, und bring es hieher! —

(Zu Selimen.)

Fort Mädchen! in die Hütte! daß Gott erbarm, wie du aussiehst. Ich dir verzeihen? nein nimmermehr!

(Er führt Selimen halb mit Gewalt in die Hütte.)

Neunter Auftritt.

Der Eremit (allein.)

O dieser Turban deckt das Haupt eines Niedermanns, und ist mir ehrwürdiger als eine dreysache Krone auf dem Schädel eines Fanatikers. — Mensch, wie lange wirst du deine Brüder verkehren, und nicht die

Menschheit ehren, sändest du sie auch in der Hütte eines Tungusen.

Zehnter Auftritt.

Hassan zurückkommend, der Eremit.

Hassan (schüttelt dem Eremiten die Hand.)

Das soll dir Hassan Mächtnut nicht vergessen. Beym heiligen Grab zu Mecca! Das soll dir nicht unvergolten bleiben!

Der Eremit. Verzeih deiner Tochter, ihre Zufriedenheit sey mein Lohn.

Hassan. Verzeihen? Nein Alter, das geht nicht an; das kann ich durchaus nicht über mich gewinnen. Du hast gesehen wie ich sie angefahren habe. Im Grunde that mirs in der Seele weh, aber Strafe muß seyn. Nein ich will dich besser belohnen.

Der Eremit. Ich danke dir Hassan! Du meynst es gut, aber du weißt ich brauche nichts.

Hassan (in sich lachend.) Ha! Ha! Du wirst es schon brauchen, es wird dich glücklich machen.

Der

Der Eremit. (trübe lächelnd.) Glück-
 machen? Hat Hassan mein Schicksal verges-
 sen? — Hat Hassan vergessen, daß nur ein
 naher und sanfter Tod —

Hassan. Nichts Tod! nichts Tod! ist
 voller Leben! voller Leben durch dich.

Der Eremit. Du sprichst sehr räthsel-
 haft.

Hassan. (schmunzelnd.) Kann wohl seyn —
 Kein Glück mehr für dich auf diesem Erden-
 rund? — Guter Alter! Zaghaster Alter!
 nährst gar keine Hofnung mehr in irgend ei-
 nem Schlupfwinkel deines Herzens?

Der Eremit. Keine.

Hassan. Gut. So sollst du glücklich
 werden, ohne es gehoft zu haben. Der Dur-
 stige, der den kühlenden Apfel in der Sand-
 wüste findet, labt sich mehr am Apfel als
 der, der ihn im blühenden Garten vom Bau-
 me schüttelt.

Der Eremit. Erkläre dich Hassan.

Hassan. Glücklich sollst du werden! hier auf Formentera soll dein Glück beginnen. Dann wirst du in deine Heimath ziehen oder nach Algier zu deinem Freunde Hassan, wann es dir beliebt.

Der Eremit. Du träumst.

Hassan. Du wirst dieses Gewand ausziehen, diesen Bart abscheren und Kindes-Kindern auf deinem Schooße wiegen.

Der Eremit (ernstlich.) Hassan! spotte nicht meiner Leiden!

Hassan. Du wirst unwillig? beym Bart des großen Propheten, ich spotte nicht (in die Scene) Pedrillo! Schurke Pedrillo! wo bist du?

Der Eremit. Ich begreife dich nicht.

Hassan. Sollst mich schon begreifen. — Pedrillo! Schlingel Pedrillo! Soll ich dich herpeitschen lassen?

Elfte Scene.

Pedrillo. Vorige.

Pedrillo. Keineswegs, gnädiger Herr Hassan! Mein Ohr hat sich nur noch nicht an die türkischen Ehrentitel gewöhnt.

Hassan. Komm her Wollwanst!

(Er spricht heimlich mit ihm, und deutet nach der Gegend mit dem Finger, wo Dom Pedro abgegangen.)

Pedrillo. Ich verstehe. Aber gnädiger Herr Hassan es ist weit, und die Schlangen sollen nicht die geringste Lebensart auf dieser Insel besitzen.

Hassan. Lauf Schurke! oder ich laß dich niederstrecken und auf den Bauch padoggiren.

Pedrillo. Auf meinen Bauch?

Hassan. Auf deinen Bauch!

Pedrillo. Mein Bauch ist mein Gott, wer sich an meinem Bauch vergreift, der vergreift sich an Gott!

Lassan. Unzeitiger Spasmmacher!

(Er faßt ihn beim Kragen und stößt ihn fort.)

Zwölfte Scene.

Vorige ohne Pedrillo.

Der Eremit. Was willst du mit mir? du peitschest mir das Blut zum Herzen. Löse mir deine Räthsel.

Lassan. Werden sich wohl von selbst lösen. Laß uns indeß von etwas anderem sprechen. — —

Ich habe eine ansehnliche Prise gemacht: bringe dir allerley artige Säckelgen mit. Gebrannte Wasser, Schiffszwieback, ein bequemes Feldbett für dich, und eins dito für deinen Fernando; spanische Weine, englisch Bier, französische wohlriechende Pommade, die dem Schiffskapitain zugehörte. Ja wären sie alle solche Hundsfütter gewesen, als der Kapitain; die Prise hätte mich nicht so viel Blut gekostet.

(Zum

(Zum Eremiten, der in Gedanken versunken ist:)

Hörst du mich nicht?

Der Eremit (erwachend.) Ich höre, ich höre, aber ich trinke kein englisch Bier.

Sassan (lächelnd.) Nu, nu, vielleicht bekommst du Gäste. Alter ich sprach vom Türkenblut, das gestern vergossen worden, und nicht vom englischen Bier.

Der Eremit (zerstreut.) War dein Verlust ansehnlich?

Sassan. Beym Alcoran! das war er. Zwey und zwanzig meiner bravsten Leute, die zur Schlacht gingen, als setzten sie sich zu einer Schüssel mit Reis. Mahomed gebe ihnen die schönsten Hurien im Paradies dafür. Deine Landsleute fochten mit unbändiger Wuth. Besonders war da ein junger naseweiser Mensch, der führte den Säbel so sink, als habe er seit seinem vierten Jahre mit Säbeln gespielt. Wann ihm eine Kanonenkugel um die Ohren pfiß, so schüttelte

er mit dem Kopfe, als wolle er eine Stechfliege von sich jagen; und wenn meine härtigen Muselmänner bey halben Duzenden auf ihn einstürzten: so lagen sie in einer Minute gestreckt; als wären's Distelköpfe gewesen. Bey meinem Vart! ich zitterte am Ende selbst für das Leben des jungen Wagehalses. Du sollst ihn kennen lernen. Sieh, dort kommt er her. Du möchtest denken, er trüge die Sanftmuth im Blicke; aber gieb ihm einen Säbel in die Faust, und es ist kein Auskommen mit ihm.

Dre y z e h n t e S c e n e.

Dom Pedro, Pedrillo, die Vorigen.

Der Eremit (als er ihn erblickt, fährt heftig zusammen.)

Gott, was war das!

Dom Pedro (schwermüthig.) Was willst du, Hassan?

Hassan. Dich bekannt machen mit deinem Landsmann. Ihr seyd's beide werth, einander zu ketinen.

Der

Der Eremit. (für sich.) Die Vergangenheit schwebt vor meiner Seele, wie der gegenwärtige Augenblick — Diese Aehnlichkeit — dieser Ton der Stimme — ich ertrage seinen Anblick nicht!

(Er will abgehen.)

Zassan. Wohin Alter? seit wann verleugnest du die Gastfreundschaft? — Sieh hier stell ich dir einen Jüngling vor, einen Edlen deines Volkes.

Der Eremit (bekommen.) Ich freue mich seiner Bekanntschaft.

Zassan. Weiter nichts? — Sieh scharf ihm ins Gesicht! — Wie gefällt er dir? — Sollt er wohl verdienen, die Zahl deiner Freunde zu mehren?

Der Eremit. Die Freundschaft eines Unglücklichen, den sein Schicksal aus der Welt verbannte. — —

(Er nähert sich unwillkürlich dem Dom Pedro, auf den er bald hin, bald wieder wegblickt.)

Dom

Dom Pedro. Was klopft in mir? — Warum bewegt mich der Anblick dieses Greises so mächtig? — sollte — jenes Denkmal —

(Auch er nähert sich unwillkürlich dem Alten, auf den er bald hin, bald wieder wegblickt.)

Hassan. Sieh Jüngling! dieser redliche Greis rettete mir das Leben! — Alter! wir sind quitt! Ich gebe dir deinen Sohn wieder.

Der Eremit.	} (zugleich.)	Sohn!
Dom Pedro.		Vater!

(Beide heben zitternd die Arme empor, und betrachten sich mit funkelnden Augen.)

Der Eremit (läßt die Arme sinken und schlägt sich vor den Kopf.)

Nein, es kann nicht seyn!

Dom Pedro. Hassan! welch ein grausamer Scherz!

Hassan (ungeduldig.) Nun, da haben wir's! Höre Knabe, wer war deine Mutter?

Dom

Dom Pedro (ängstlich nach dem Alten hin-
starrend.)

Donna Eleonora della Torre.

Zassan. Hattest du keinen Vater? oder
wenn du einen hattest, wie hieß er?

Dom Pedro (seine Augen immer auf den
Eremiten geheftet.)

Dom Pedro Oliveiro. Er verließ sein
Vaterland vor achtzehn Jahren. Man hält
ihn für todt.

Zassan. Wer sagte dir das?

Dom Pedro. Donna Diana della Torre.
Meine Großmutter, meine Erhalterin, meine
Wohlthäterin.

Der Eremit. So ist es denn keine Täu-
schung! (an seinen Hals). Mein Sohn!

Dom Pedro (in seinen Armen. Sprach-
loses Entzücken.)

Zassan (mit einem Blick gen Himmel.)

Lächelt, ihr Engel!

(Eine lange Pause.)

Der

Der Eremit. O Sohn! Sohn! Kind
des Kummers! wie viele Thränen habe ich
um dich geweint! Hofte erst dort den süßen
Namen Vater von deinen Lippen zu hören. —
Noch wankte ich zwischen Traum und Wachen
— Gott! Gott! deine Wege sind dunkel,
aber sie sind gut. — Stütze mich Sohn!
der Freude war zuviel für mich.

(Dom Pedro führt ihn auf die Nasenbank.)

Dom Pedro. Mein Vater! Mein Vater!
Mein Gefühl hat keine Worte — Laßt mich
eure Knie umfassen, und gebt mir euren Segen.

(Er kniet nieder.)

Der Eremit (legt die Hand auf ihn.)

Gott segne dich! Sey glücklicher als dein
Vater! — Doch halt, ich lästere.

Verzeih mir - Allerbarmter!

Wenn mir der Muth entfiel;

du gabst mir hohe Freude

an meines Lebens Ziel,

So wank ich nicht verlassen

bis an mein nahes Grab!

So trockenet noch das Schickjal.
mir meine Thränen ab!

Verzeih mir Allerbarmer!
wenn mir der Muth entfiel;
du gabst mir hohe Freude
an meines Lebens Ziel!

Pedrislo. Kurios!

Hassan. Nun Alter! Hab ich nicht wahr
gesprochen? — Weg aus dieser dürren Ein-
öde! zu mir, zu mir, nach Algier! Laß uns
Hand in Hand dem Ziele zu wandeln, das
wir beide nicht kennen. Ich verkaufe mein
Schiff, ich bin reich genug für uns Alle.
Sey mein Bruder! und du (zu Dom Pedro)
sey mein Sohn!

Dom Pedro (ergreift seine Hand feurig.)

Willst du das?

Hassan (umarmt ihn.) Von ganzem Herzen!

Dom Pedro (im Kampf mit sich selbst.)

Hassan! du weißt nicht, an wen du deine
Güte verschwendest.

Hassan.

Zassan. An einen guten Jüngling; an den Sohn dessen, der mir einst — und noch heute das Leben rettete.

Dom Pedro. An einen Undankbaren, der von deinem Tische gespeist und getränkt wurde; dem dein Guardian seine Fesseln erleichterte, weil du ihm Menschlichkeit befahlst, der keine Wache hatte, als seine eigne Ehre, und der dir zum Dank für alle deine Wohlthaten — dein einziges Kind stahl.

Zassan. Mensch! rasest du!

Dom Pedro. Räche dich beleidigter Vater! du hast die Unschuldigen ermordet, und den Schuldigen verschont! (er kniet nieder mit steigendem Affekt) Zücke den Dolch! — durchbore diesen verrätherischen Busen! der Nichtswürdige der sich einschlich in das unbeschuldete Herz deiner Tochter, der war ich! der Bube der sie entführte, war ich! der Unmensch, der dein Vaterherz brach, und mit glühenden Thränen dein Auge netzte, war ich! der Gluch, den du unwissend über mich aus-

aussprachst? — liegt schwer auf mir! nimm deinen Fluch zurück, und stoß mir den Dolch in die Brust!

Hassan (sticht den Dolch.). Knabe! — doch für dich war er nicht geschliffen — für dich wäre der Tod keine Strafe.

(Er geht mit verstellter Wuth auf und nieder. Mienenspiel zwischen ihm und dem Eremiten. Don Pedro noch immer knieend mit vorwärts gesenktem Haupt.)

Pedrito (kniert neben seinem Herrn heimlich und zitternd.)

Och gnädigster Herr! erbarmen Sie sich meiner! erzählen Sie dem gestrengen Herrn Hassan, daß ich an der ganzen Geschichte so unschuldig bin als ein ungebohrnes Kind! auf Ihren hohen Befehl habe ich das Boot aus dem Hafen bis an die spanische Flotte gerudert, woson mir noch die Blasen in den Händen nachgeblieben sind. Auch habe ich, so wahr ich ehelich bin! in unserm letzten Scharmügel, keinem einzigen Türken das ge-

ringste Leid angethan. Bekennen Sie zur
Ehre der Wahrheit, daß ich im untersten
Raum hinter einem Stückfaß lag!

Hilf heilger Franz von Assisi!
Eine Wallfahrt will ich thun,
hin wo deine Knochen ruhn,
eine dicke Kerze kaufen,
und nach Compostella lausen,
Aves plappern spät und früh,
Hilf heilger Franz von Assisi!

Sassan (öffnet die Hüttenthür.)

Letzter Auftritt.

Selima und Fernando treten heraus.

Sassan (ergreift Selimen bey der Hand,
führt sie einige Schritte vorwärts
und sieht ihr starr ins Gesicht.)

(Pause.)

Selima. Mein Vater ergrimmt? — —
und dort ein knieender Europäer?

Sassan. Dessen Beleidigung nur Blut
abzuwaschen vermag! —

Doch

Doch dieser Tag — er gab dich mir wieder. — Heute soll kein Blut fließen — (er läßt ihre Hand los) geh und kündige ihm seine Verzeihung an!

Selima. Das süßeste Geschäft! (Sie nähert sich Dom Pedro) Sey getrost armer Unglücklicher! Mein Vater verzeiht dir! stehe auf!

Dom Pedro (als er ihre Stimme hört, fährt erschrocken auf, und breitet die Arme aus.)

Selima!!!

Selima. Pedro! — Gott!

(Sie fällt ihm um den Hals.)

(Pause.)

Sassan (tritt zwischen sie und ergreift beyder Hände.)

Du nahnst sie mir — ich gebe sie dir!

(wirft Selimen in Pedros Arme.)

Dom Pedro und Selima (an seinem Halse.)

Mein Vater!

Pedrillo (steht auf.) Der heilige Franz hat ein Wunder gethan.

Der Eremit. Ich sollte dir Vorwürfe machen, mein Sohn! aber auch mich machte die Liebe zum Verbrecher.

Selima. Dieser redliche Alte dein Vater? — (zum Eremiten) also hast du deiner Tochter das Leben gerettet?

Sassan. Aber Mensch! wenn deine Liebe je erkaltete —

Dom Pedro. Meine Liebe ist ohne Grenzen, wie deine Großmyth! deine Tochter einem Christen —

Sassan (halb unwillig.) Nicht dem Christen gab ich meine Tochter! ich gab sie dem biedern Jüngling, der das Mädchen, und in dem Mädchen den Vater glücklich machen wird.

Dom Pedro (betreten.) Du willst also nicht, daß sie aufgenommen werde in den Schooß unserer Kirche?

Sassan (lächelnd.) Habe ich schon von dir begehrt dich beschneiden zu lassen? bist du ein Malchese Ritter, daß du dich aufwirfst zum Fahnenträger der Christenheit?

Dom

Dom Pedro. Aber — me'n Weib eine
Türkin, — unsere Priester —

Sassan (hitzig.) Höre Mensch! Gott sieht
nicht auf deinen Hut, und nicht auf meinen
Turban! Gott sieht unsere Herzen! willst du
so das Mädchen, so nimm sie hin!

Dom Pedro. Wer wird den Segen
sprechen über unsern Bund?

Sassan (legt ihre beiden Hände in einander.)

Den sprech ich! (mit hoher Rührung.) Euch
segne der Gott der Türken! Euch segne der
Gott der Christen! Euch segne unser —
unser Gott!

Dom Pedro und Sessima (knien nieder.)

Mein Vater!

Sassan (legt die Hände auf sie.)

So weih ich Euren Bund! so vermählt
der Vater seine Tochter! die Natur sey Zeu-
ge! Ihr seyd Eheleute vor Gott! vor dem
Gott, vor dem der Caraibe und der Kanit-
schadale sein Knie beugt! Er lohne eure Lie-
be! Er räche euren Weineyd! (er hebt sie
auf) Jüngling, brauchts mehr?

Dom Pedro (in seinen Armen.)

O nein, mein Vater!

Hassan (zum Eremiten.)

Alter, brauchts mehr?

Der Eremit. Muselmänn, ich bewundre dich!

Hassan. Nun, so ziehet hin in Frieden!
wenn Euch das nicht bindet; so bindet Euch
weder Pfaff noch Imam.

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unser aller Gott mit euch!
unser Glaube ist verschieden,
unsre Herzen sind sich gleich.

Der Eremit.

Ja die Priester unsers Volkes
lehrten mich zu plappern nur,
aber deinen Namen lassen,
lehrt mich besser die Natur.
Vater! Vater! du bist wahrlich
auch der Muselmänners Gott!
und so ehr' ich dich im Staube,
Allah oder Zebaoth!

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unser aller Gott mit euch
unser Glaube ist verschieden
unsre Herzen sind sich gleich!

Selima.

Selima.

Wer vermag es zu vereinen
 Liebe und Religion?
 Eh' noch Christ und Türke waren,
 Ach da war die Liebe schon!
 und vergehen wird, vergehen
 Pfaffenhum und Mahomet!
 tauchen werden ihre Trümmer,
 wenn die Liebe noch besteht.

Chor.

Zieh'et hin! ziehet hin in Frieden!
 unser aller Gott mit Euch!
 unser Glaube ist verschieden,
 untre Herzen sind sich gleich.

Don Pedro.

Süße Geberin der Freuden!
 wie allmächtig ist dein Ruf!
 Liebe bringt die Herzen näher,
 die sie für einander schuf!
 wer von euch hat noch erfahren,
 daß die Liebe jemals feind
 ob in Süden, ob in Norden
 dieses Herz am ersten schlug?

Chor.

Zieh'et hin! ziehet hin in Frieden!
 unser aller Gott mit euch!
 unser Glaube ist verschieden,
 Liebe macht uns alle gleich.

Fernando.

Also such' ich Moventeyer,
 säe, pflanze, spät und früh,
 hacke, wage Holz zum Feuer,
 auch instänste ohne sie?

R t 4

Nein,

Nein, ich muß ein Mädchen haben!
 ohne das kein Königreich!
 hat man euch zwölfs Jahr entbehret,
 O so sehnt man sich nach Euch!

Chor.

Ziehe hin! ziehe hin in Frieden!
 Lieb ist einer Gottheit Ruf;
 Such ein Mädchen, das der Himmel,
 dir zum Lohn der Treue schuf.

Pedrillo.

Also wären wir einander
 Alle, alle gleich?
 also kämen auch die Türken
 mit ins Himmelreich?
 Nun, ich will in Gottes Namen
 nicht zuwider seyn!
 zwar sie nehmen uns die Weiber!
 doch sie lassen uns den Wein.

Chor.

Ja gewiß! wird sind einander
 Alle, alle gleich!
 Juden, Türken, Christen, Heiden,
 wandeln, ohne sich zu meiden,
 Hand in Hand ins Himmelreich!
 Drum so ziehet hin in Frieden!
 unser aller Gott mit euch!
 unser Glaube ist verschieden,
 unser Herzen sind sich gleich.

Die
Geschichte meines Vaters
oder
wie es zugeht, daß ich gebohrn
wurde.

Ein Roman in zwölf Kapiteln.

Vorbericht.

Vor ohngefähr einem halben Jahre, saß ich an einem trüben Herbstabend, bei meinem Freunde, dem Herrn Collegien-Professor und Director Tiedeböhl. Wir sprachen von boutrimés, mit deren Aufgabe wir uns zuweilen zu belustigen pflegten, und ich gerieth auf den Einfall, dieß Spiel des Witzes weiter als auf einige Zeilen auszu dehnen. Ich bat meinen Freund, mir zwölf Worte, die ersten die ihm beyfallen würden, in die Feder zu dictiren, und machte mich anheischig, aus diesen zwölf Worten, einen kleinen Roman zusammenzusetzen. Die Worte, welche er mir gab, waren folgende: 'Feuerspeyender Berg. Priester. Käfer. Strauß. Gewitter. Bergwerk.

U 3

werk. Ocean. Wolf. Bley. Feigherzigkeit. Hölle. Bestechung. Vor einigen Monaten fand ich diesen beynabe vergessenen Zettel wieder unter meinen Papieren, erinnerte mich meines Versprechens, entwarf einen Plan, und versuchte die Ausarbeitung desselben. Ob es mir gelungen, mag der Leser entscheiden. So viel scheint mir indessen gewiß, daß diese Beschäftigung des Wises, jungen, angehenden Schriftstellern sehr nützlich werden könnte, denn sie lehrt Ideen an einander knüpfen, Verbindungen von Wahrscheinlichkeiten erschaffen, und Dinge zusammensfügen, die bey dem ersten Anblick durch Berge und Thäler von einander getrennt schienen.

Erstes Kapitel:

Der feuersteynende Berg.

Es war am Tage nach Fastnacht, des Morgens um fünf Uhr, als mein Großvater, einer der angesehensten und dicksten Männer in der Provinz, wie gewöhnlich klingelte; sich die Schokolade bringen ließ, und bey einer Pfeife knaster die Haupt- und Staats-Actionen längst vermoderter Helden mit innigem Wohlbehagen durchblättert, auch wohl zuweilen mit dem alten Kammerdiener Schrimps ein paar Wörtgen darüber philosophirte. In meines Großvaters Leben glänzten nur eine Haupt- und eine Staats-Action. Seine Haupt-Action, wie er sie

selbst mit vieler Euthmütigkeit zu nennen pflegte, war die Vermählung, die er vor zwey Jahren an seinem siebenzigsten Geburtstage, mit meiner Großmutter, einer neunzehnjährigen raschen Dirne, gefeyert hatte. Sie selbst, die da nicht wußte, was ihr Eheherr unter einer Haupt-Action verstand, wurde nicht selten verlegen, und roth bis an die Fingerspitzen, wenn er ihre Heirath mit dieser Benennung beehrte. Sie pflegte bey der Sylbe Haupt immer, nach seinem Kopfe zu schielen, und bey dem Worte Action ihn mit einem etwas spöttischen Blick bis zu den Füßen zu messen, ohne jedoch durch den Gebrauch ihrer sonst ziemlich geläufigen Zunge zu entwickeln, was dabey in ihrer Seele vorging. Die Staats-Action meines Großvaters datirte sich zwey und vierzig Jahr zurück. Es begab sich nemlich zu der Zeit, da der jetztregierende Fürst als Erb-Prinz von Keissen zurückkam, daß der Adel der Provinz ihm einige Abgeordnete bis an die Grenze entgegen

gen sändte, Se. Durchläucht pflichtschuldigst zu empfangen. Mein Großvater hatte sich durch seine Pferdekennniß viel Ansehn erworben; und ward daher zum Redner gewählt. Noch in seinem siebenzigsten Jahre versüßte ihm manche Stunde seines freudlosen Alters die Erinnerung, daß er jenes Meisterstück der Rednerkunst, ohne Stocken heruntergerorirt, und die goldne Dose mit Brillanten, die er bey dieser Gelegenheit aus den Händen des Prinzen empfing, kam nicht aus seiner Tasche so sehr auch die tyrannische Mode über ihre plumpe, vleredigte Gestalt hobulächelte. Noch immer hingen Fragmente dieser Staats-Action hin und wieder in den Winkeln seines Gedächtnisses, die er, wenn er recht bey Laune war, dem alten Kammerdiener Schrimps mitzutheilen pflegte. Auch war so leicht keine Materie, von der er nicht mit der scheinbarsten Ungezwungenheit, auf jene berühmte Zurückkunft des Prinzen in seine Erbländer übergesprungen wäre. Wenn zum Exempel

Schrimps um fünf Uhr des Morgens vor das Bett trat, und die alten, Damastenen Vorhänge mit den Worten zurückschlug:

„Es ist heut schönes Wetter Ew. Gnaden,“

so pflegte mein Großvater den Kopf gegen das Fenster hinzustrecken, und wenn auch nur ein Wölkgen, so groß als der Rauch der aus seiner Pfeife gieng, am blauen Horizonte sich blicken ließ, mit Kopfschütteln zu versehen:

„So einen Frühling, Schrimps, als vor
zwey und vierzig Jahren, erleb' ich nicht
wieder. Es war damals“ —

Schrimps wußte schon, was nun kommen würde, und weil er die ganze Staats-Action, ihrer Länge und Breite nach, bereits inne hatte; so durchkreuzte er geschwind die Erzählung des gnädigen Herren mit einer neuen Frage:

„Haben Ew. Gnaden den englischen Reisewagen schon gesehen, den die gnädige Frau gestern gekauft?“

Mein

Mein Großvater. Ja Schrimps, ich habe ihn gesehn; aber unter uns, meine Frau versteht sich auf dergleichen Dinge nicht; der Wagen, in welchem unser durchlachtigster Fürst vor zwey und vierzig Jahren seine Reise that —

Schrimps. Hier sind die Zeitungen Er. Gnaden. Der König von Preußen zieht Truppen an unsern Grenzen zusammen.

Mein Großvater. Sieh, sieh Schrimps! hab' ichs nicht lang gedacht? ich weiß, was mir der Fürst damals sagte, als ich vor zwey und vierzig Jahren —

Und so mochte Schrimps von Kometen oder von Ameiseneyern sprechen, mein Großvater hielt sich immer fest im Sattel seines Steckpferdes.

Nur selten hingegen erwähnte er seiner Haupt-Action, die er in den verfloffenen zwey Jahren bereits siebenhundert und dreißigmal bereut hatte. Meine Großmutter — es wird ein wenig schwer halten, ein Bild
von

von ihr zu entwerfen, denn sie schien heute nicht das, was sie morgen war, und war morgen nicht das, was sie gestern schien. Einige ihrer Charakterzüge, aus einer alten Handschrift des Herrn van Doelen entlehnt, schreibe ich treulich ab. — Sie stammte aus einem sehr neuen adelichen Hause, und hielt deswegen viel auf alten Adel, denn jeder Stand in der Welt, maßt sich die Vorrechte des Standes an, der eine Stufe über ihm steht. Der Secretär usurpirt die Rechte des Ministers; der Minister die Rechte des Fürsten; und der Fürst nicht selten die Rechte Gottes. Auch meine Großmutter unterstand sich zuweilen Gottes Schöpfung ein wenig zu meistern. Sie fand es sehr einförmig, daß Adel und Bürgerpack einerley Nasen hätten, und der ganze Unterschied nur darin bestünde, daß der Adel seine Nase höher trüge.

Sie besaß eine edle Wißbegierde, (zu deutsch Neugier) eine bewundernswürdige Redseligkeit, (zu deutsch plauderbast) einen for-

sehen

schenden Prüfungsgeist (zu deutsch die Gabe, Alles zu behohnlächeln.).. Sie war galant, (zu deutsch) und nie vergnügter, als wenn sie ein *Air de protection affectiren* konnte. —

Doch halt! ich höre sie die Treppe heraufkommen, und ziehe mich ehrerbietig in einen Winkel des Saales zurück.

Es war am Tage nach Fastnacht, des Morgens um fünf Uhr, als meine Großmutter von der Masquerade nach Haus fuhr, an der Seite eines feinen jungen Menschen, der die Güte hatte, ihr zum Begleiter zu dienen.

Dieser junge Mensch war kein Anderer, als der berühmte Herr von Süssenbain, den jedermann schon kennt, weil er eine Kopie von hundert Originalen ist, die täglich vor unsern Augen herumlaufen. Er hatte viele Taschenuhren, viele Schulden, viele Lieb- schaften, und genoss für jetzt das Glück, im Minnefeld meiner Großmutter zu stehn.

Mein

Mein Großvater läuchte ihnen beyden seinen Morgenruß mit vieler Herzlichkeit entgegen; aber das große, blaue Auge seiner Gemahlin war trübe, und die hohe, junonische Stirn verunzierte eine übellaunische Falte. Man setzte sich zum Theetisch.

Mein Großvater. Was fehlt dir, mein Schatz? du siehst ein wenig mürrisch aus. Hast du Verdruß gehabt?

Meine Großmutter. Zum Sticken und Bersten!

Mein Großvater. Laß doch hören!

Meine Großmutter. Können Sie's glauben? die Hofrätthin E. reist mit ihrem podagrifchen Manne nach Italien.

Mein Großvater. So?

Meine Großmutter. Ein Bürgerweib, das kaum halbsoviel zu verzehren hat, als wir! — Was wird sie nicht dick thun, wenn sie zurückkömmt! was wird sie nicht Alles gesehen haben! was für neue Moden mitbringen!

gen! denn Italien liegt ja ganz nahe bey Paris.

Mein Großvater. Ja das ist wahr.

Meine Großmutter. Und in allen Gesellschaften wird sie die erste Rolle spielen, immer erzählen, immer beschreiben —

Mein Großvater. Das ist wahr.

Meine Großmutter. Und wenn sie nur noch zu unterhalten verstünde; aber Dinge, an denen ich zwey Stunden erzähle, die wird sie in fünf Minuten abfertigen.

(Hierin hatte meine Großmutter vollkommen Recht. Sie wußte die geringfügigste Kleinigkeit so zu recken und zu dehnen, daß alle ihre Erzählungen dem elastischen Harze gleich wurden, aus dessen kleinsten Partikeln eine geschickte Hand den längsten Faden zu ziehen vermag.)

„Ach!“ fuhr sie fort: „es wirbelt mir recht im Kopf, wenn ich an die Schönheiten Italiens gedenke, die Madonna von Medicis, den Apollo mit seiner Keule, den
„Her-



„Hercules mit der Leyer, die neun Furien
 „und die drey Musen, Sisyphone, Allectound
 „Megäre.“

Mein Großvater bewunderte im stillen die
 Belesenheit meiner Großmutter, welche end-
 lich die Mine springen ließ:

„Wissen Sie auch mein Engel, daß ich in
 „der vorigen Nacht träumte, wir machten
 „eine Reise zusammen nach Italien?“

Mein Großvater. . . So?

(Es war ein Hauptkunstgriff meiner Groß-
 mutter, wenn sie ihren Eheherrn zu etwas
 überreden wollte, daß sie es die Nacht ver-
 her träumte.)

„Wie wär' es mein Engel, fuhr sie fort:
 „wenn du meinen Traum wahr machtest, und
 „wir auf ein paar Monat nach Neapel rei-
 „sten?“

Mein Großvater, solcher köstlichen
 Einfälle schon gewohnt, demonstirte ihr ganz
 kaltblütig, daß das eine Haupt-Action sey,
 zu der ein siebenzigjähriger Greis so leicht sich
 nicht

nicht entschließen könne. Er rechnete ihr vor, wie viel ihm die kleine Reise vor zwey und vierzig Jahren gekostet habe, die doch mit einer Reise nach Italien in gar keinem Verhältniß stehe. Er erinnerte sie endlich an ihre fünf monatliche Schwangerschaft, und die Gefahren, denen sie ausgesetzt seyn würde. Aber was halfs! Madame hatte sich einmal das Ding in den Kopf gesetzt; und eher hätte der Alte den Flügel einer Windmühle im Sturm aufgehalten, als den Willen seiner Frau, wenn ihre Begierden kochten. Thränen und Liebkosungen, diese Klippen des männlichen Muthes, waren es, an denen auch seine Standhaftigkeit scheiterte. Er entschloß sich zu der zweyten Haupt-Action in seinem Leben, das heißt: er gab nach.

Guter, Großvater! Thau des Himmels befeuchte deine Asche! ewiges Grün decke deinen Grabhügel! du warst ein braver Mann; aber ein schwacher Ehemann. Du hattest nicht vor dem Prinzen gestockt, als du vor

zwey und vierzig Jahren deine Staats-Action glücklich beendigtest; aber dein Weib konnte durch einen Blick dich zum Schweigen bringen. Du warst ein guter Wirth; in dir wohnte, bis zu deiner Haupt-Action, der Geist vernünftiger Sparsamkeit; und nun mußttest du christlichem und jüdischem Wucher zinsbar werden, um die Reisekosten zu bestreiten. Du liebtest die Ruhe, deinem Vater so angemessen; aber man riß dich aus deinem gepolsterten Sessel, und schleppte dich nach Italien. Du liebtest die Ehre, sie ruhte auf dir und deinem Hause; aber seit deiner Haupt-Action ward sie ein Spiel müßiger Zungen. Unter Millionen Augen sahen nur zwey nichts, und diese zwey waren die Deinigen. Was aber hielt dich schadlos für die Unbequemlichkeiten der Reise, wenn du Stundenlang herumgeschüttelt wurdest, ehe du deine Schokolade und deine Pfeife Knacker bekamst? — Die Gefälligkeit meiner Großmutter, die dir erlaubt hatte, den Rei-

sewa-

ferwagen gerade so einrichten zu lassen, wie der war, in welchem der Prinz vor zwey und vierzig Jahren zurückkam.

Und so gieng es denn über Stock und Stein! meine Großmutter und ihr Cicisbé saßen im Fond; mein alter Großvater und sein treuer Schrimps ihnen gegenüber. Sie besuchten Mayland, Venedig und Rom. In dieser Königin der Städte, erlebte mein Großvater seine zweytl Staats-Action, indem er die Ehre hatte, dem Pabste vorgestellt zu werden. Meine Großmutter spielte die Kennerin, kaufte sich Winkelmanns Buch von den Alterthümern, erhandelte vor zwey tausend Thaler nachgemachte Antiken, und glaubte sich nunmehr vollkommen im Stande, die Hofrätthin E. zum Schweigen zu bringen.

Von Rom gieng es nach Neapel, und dieser Reise verdanke ich mein Daseyn: denn schon am zweyten Morgen nach ihrer Ankunft, bekam meine Großmutter Lust, trotz ihrer

achtmonatlichen Schwangerschaft, den Vesuv zu besteigen. Umsonst stellte ihr mein Großvater vor, daß eine solche Haupt-Action, bey ihren jetzigen Umständen, von den schlimmsten Folgen seyn könne. Schrimps rißte fort, zwey Cicrones *) zu holen, in deren Begleitung meine Großmutter die kühne That unternahm. Mein Großvater und Schrimps blieben zu Hause.

Wer je den Vesuv bestiegen, der wird wissen, daß das keine Sache ist, für eine Frau, die eine achtmonatliche Bürde trägt. Je näher man der Spitze kömmt, je tiefer versinkt man in Asche, und mit einem Schritte vorwärts, glitscht man oft zwey Schritte zurück. Meine Großmutter war noch nicht halb hinauf; als sie bereits einsah, daß sie einen albernen Streich gemacht. Weil es aber eine ihrer Hauptmaximen war, einen dummen

Streich

*) So heißen diejenigen, welche die Fremden herumführen.

Streich nie halb zu thun, weil ein halber dummer Streich, den man nur auf eine schiefe Art verbessern kann, die Leute immer aufmerksamer macht, als ein ganzer; so kroch und leuchte sie frisch drauf los, erreichte den Kessel, sah — nichts, küßelte sich mit dem Gedanken, einst sagen zu können, daß sie da gewesen, wollte umkehren, that einen Fehltritt, und — —: geht meinen Vater,

Zweytes Kapitel.

Der Priester.

„Nun da haben wirs!“ rief Schrimps, als er meines Großvaters Thür öffnete: „die gnädige Frau ist in die Wochen gekommen.“

Mein Großvater. Oben auf dem Vesuv?

Schrimps. So wahr ich Jochen Schrimps heiße! oben auf dem Giebel, wo der Rauch am dicksten ist!

Mein Großvater. Nun so schlag doch auch das heilige Kreuz-Donnerwetter dar- ein!

Das war das zweytemal in meines Großvaters Leben, daß ein Fluch aus seinem Munde fuhr. Man mußte ihn mit einer höchst unangenehmen Nachricht überraschen, und recht mit der Thür ins Haus fallen, wenn man ihn bis zum Fluchen bringen wollte. Vor seiner Haupt-Aktion war dergleichen nie vorgefallen; aber vor ohngefähr anderthalb Jahren fluchte er zum Erstenmale, als ein Lieblingsaffe, den meine Großmutter hielt, nun aber seit der Bekanntschaft mit dem jungen Menschen, ziemlich vernachlässigte, das europäische-Kriegs- und Staats-Theater zerriß, und Schrimps ihm diesen schrecklichen Vorfall, eben so rasch und unbesonnen mel- dete,

dete, als jetzt die Niederkunft meiner Großmutter auf der Spitze des Besuvs.

„Was zum Henker sollen wir nun anfangen,“ sagte mein Großvater.

Schrimps. Ich will sogleich die Reisekalesche anspannen lassen. Der Kutscher mag hinauffahren; und die gnädige Frau sachte herunterholen.

Mein Großvater. Schrimps, ich glaube nicht, daß man so geradezu hinauffahren kann. In Zederichs Lexicon steht, man könne nur viertelhalb italienische Meilen hoch zu Pferde kommen; aber bis zum Gipfel müsse man klettern.

Schrimps. Poffen, gnädiger Herr! Ich bin auch ein wenig in der Welt gewesen, und weiß, was Berge sind. Ich war einmal auf dem Blocksberge —

Mein Großvater. Eh, eh, Schrimps, bist du dort gewesen? Nun so erzähle mir doch, wie es da aussah.

Schrimps. Du lieber Gott! wie soll es da aussehn! Halbverbrannte Ofengabeln, zerbrochene Besenstiele; liegen umher zerstreut im verdorrten Grase. Ew. Gnaden wissen doch, Welch eine Wirthschaft jährlich in der Walpurgis-Nacht dort oben getrieben wird?

Mein Großvater. Freilich weiß ich es, Schrimps! Der Teufel giebt einen Schmauß, wobey alle Damen aus seinen Serail sich einfinden müssen. D ich habe deren selber gekannt. Als ich vor zwey und vierzig Jahren Se. Durchlaucht auf einigen Poststationen begleitete, sah ich unter andern auch die Hofdamen der Fürstin. Die Eine war alt und rothaugigt, die Andere jung und blauaugigt. Der Kammerherr Bofewitz sagte mir: die rothaugigte sey eine Hexe, und die blauaugigte eine Zauberin.

Schrimps. Ach was! Zauberin und Hexe, das ist einerley.

Mein Großvater. Ja, Schrimps, das denke ich auch, und in zwey und vierzig Jah-

ren kann auch wohl aus einer Zauberin eine Hexe werden.

Schrimps. Anno: 52 war ich auch auf dem Riesengebürge, wo der Rißbezahl sein Wesen treibt.

Mein Großvater. Eh, eh, Schrimps, hat er dich auch geneckt; ich höre so was vor mein Leben gern.

Schrimps. Einpaarmal kam er wie ein Wirbelwind; nahm mir den Hut vom Kopfe, und rollte ihn vor mir her den Berg hinunter, daß ich genug zu laufen hatte —

Mein Großvater (sich den Bauch haltend.) Ha! ha! ha! ich hätte dich mögen laufen sehen. Schrimps.

Schrimps. Aber weiter konnte er mir auch nichts anhaben, denn ich wallfahrtete eben zum Brunnen des heiligen Johannes. Das ist ein Wasser! Ew. Gnaden, so hell und klar, so stärkend und minderalksch —

Mein Großvater. Ja, ja Schrimps, als unser Durchlachtigster Fürst vor zwey

und vierzig Jahren aus dem Bade kam —

„Wer weiß, wie lange dieß Gespräch noch gedauert hätte, denn sowohl mein Großvater als sein treuer Schreimps hatten meinen armen, auf der Spitze des Befußs in die Welt gekrocheneu Vater, sammt allem Zubehör rein vergessen. Doch eben als eine Beschreibung der mineralischen Bäder, deren der Fürst sich vor zwey und vierzig Jahren bedient hatte, auf meines Großvaters Zunge schwebte, ward meine Großmutter in einer Sänfte ins Haus getragen, und halbtodt in ihr Bett gelegt. Mein Großvater ließ seinen Sessel an den Fuß des Ruhettes rücken, rauchte stillschweigend sein Pfeifgen Knäster, und sah der Kranken mit vieler Gemüthsruhe ins Gesicht, bis sie nach einer halben Stunde ohngefähr, die Augen aufschlug. Nun hub er sehr gelassen an:

„Habe ich dir's nicht vorhergesagt, mein Schatz? Das Ding wird nicht gut gehn.“

Meine

Meine Großmutter: Was für ein Ding?

Eine solche unerwartete Quersfrage konnte meinen Großvater sehr leicht aus seiner Fassung bringen. Er pflegte, der beliebten Kürze wegen, sehr viele seiner Gedanken durch das Wort Ding auszudrücken, meine Großmutter war an diesen Ausdruck gewöhnt, verstand ihn auch recht gut; aber so oft das Ding ihr utzulegen kam, machte sie durch die Antwort: was für ein Ding? einen Seitensprung; durch den sie nicht klüften dem wohlgemeynten Dinge meines Großvaters entschlüpfte.

„Wie du auch fragen kannst,“ sagte mein Großvater, indem er eine Priese aus der Dose nahm, die er vor zwey und vierzig Jahren aus der Hand des Fürsten empfangen hatte: „ich meyne die Wallfahrt nach dem Vesuv.“
 „Ich sagte dir vorher, daß es schlinim ablaufen würde.“

Meine Großmutter. Und hast dich, wie gewöhnlich geirrt!

Mein

Mein Großvater. Ich habe mich geirrt? ey! ey! Schrimps hat mir gesagt, du seyst oben in die Wochen gekommen.

Meine Großmutter. Nun, ist das nicht einerley?; hier oder in Gottes freyer Luft? Ich muß dir sagen, mein Engel, daß wenn Gott unser Ehebett noch einmal segnen sollte, ich durchaus nach Italien reisen will, um auf dem Vesuv entbunden zu werden.

Mein Großvater. So, so. — Aber der beschwerliche Weg? — und ohne Hebamme?

Meine Großmutter. Die Natur ist die beste Hebamme.

Mein Großvater. So, so. — Aber was quäckt denn dort im andern Zimmer?

Der Leser wird leicht errathen, daß mein Vater es war, der mit heller Stimme die Welt anquäkte; „Bringt doch das Ding einmal her!“ sagte mein Großvater. Der kleine Weltbürger wurde gebracht, mein Großvater bließ ihm ein Maul voll Tobackbrauch ins

ins Gesicht, und gab ihm seinen Segen in folgenden Worten: „Du wirst ein feuriger Bursch werden, du bist auf einem feuerspehenden Berge geboren.“ Das war der erste witzige Einfall, der seit seiner Haupt-Action bey meinem Großvater Quartier nahm. Er wiederholte ihn so oft, und mußte selbst so herzlich darüber lachen, daß er endlich über der Geburt seines Wises, die Geburt seines Sohnes, mit allen daraus entspringenden Unbequemlichkeiten vergaß, Schrimps wurde geholt, der witzige Einfall ihm mitgetheilt, und der alte, treue Diener bot alle Kräfte seiner Lunge auf, um durch ein schallendes Gelächter diese Mittheilung zu vergelten.

Meine Großmutter hatte sich ziemlich erholt, und schlief die folgende Nacht ruhig.

Am andern Morgen, früh um fünf Uhr, klingelte mein Großvater, und als Schrimps mit der Schoklade hereintrat, sprach er gähnend: „Gehe Schrimps, und frage meine Frau,

Frau,

„Frau, was aus dem Kindlein werden soll?“
Schrimps gieng, und kam zurück mit der
Antwort: der Knabe solle vors erste getauft
werden, und für das übrige werde Gott
sorgen.

„Ja Schrimps,“ sagte mein Großvater:
„das ist auch wahr.“ Dabey blieb es, und
es vergiengen zwö Stunden, ehe mein Groß-
vater den Mund wieder aufthat. Er saß
mit einer brennenden Pfeife, und einem Ge-
sichte, auf welchem die innigste Heiterkeit
verbreitet war; am offenen Fenster, und
betrachtete die vor ihm liegende schöne Land-
schaft: Schrimps putzte die Stiefeln, lehrte
den Rock aus, schnitt Knaster, und so wei-
ter.

Gegen neun Uhr ließ die Wöchnerin mei-
nen Großvater zu sich bitten; er watschelte
hinüber. „Laß doch einen Prediger rufen,“
agte meine Großmutter: „das Kind ist
sehr schwach und muß die Nothtaufe em-
pfangen.“

Mein Großvater. Ja wärst du nur nicht auf den Besub geklettert, das Ding wäre einen ganzen Monat später gekommen.

Meine Großmutter. Was für ein Ding?

Mein Großvater. Der Junge, mein Schatz, der die Nothtaufe empfangen soll.

Meine Großmutter. Nicht um eine Minute wär er später gekommen, das muß ich besser wissen.

Mein Großvater. Ja, du mußt es freylich besser wissen. Aber sage mir, mein Engel, wenn das Kind nun auch getauft ist, und Gott es am Leben erhält, wo sollen wir hin damit? Eine so weite Reise bis in unser Vaterland, mögte es wohl nicht aushalten, und auf der Spitze des Besubs, wo es zum erstenmale in die Welt kuckte, können wir es doch auch nicht lassen.

Meine Großmutter. Gott wird wohl sorgen.

Mein

Mein Großvater. Ja das ist auch wahr.
 — Eine Pause. Schrimps ward ausgesandt, einen Prediger zu holen. Nach Verlauf einer Stunde trat in das Zimmer ein feiner Mann, ein holländischer Geistlicher, der ehemals Gesandtschafts-Prediger in Neapel gewesen war. Er hatte sich ein kleines Vermögen erworben, und da Italien, jenes irdische Paradies, mehr Reize für ihn hatte, als die eingedämmten Fluren seines Vaterlandes, so kaufte er sich eine anmuthige Meyerey am Golfo di Napoli, heirathete ein braves Mädgen, und verlebte den Rest seiner Tage in süßer, ungetrübter Ruhe. Da Schrimps wußte, daß mein Großvater ein eifriger reformirter Christ sey; so hatte er den Aufenthalt dieses Mannes ausgekundschaftet, und Herr van Doelen, so hieß der Prediger, war gefällig genug, seiner Einladung zu folgen, um durch diese Handlung der Menschenliebe, den jungen, neugebohrnen Fremdling in den Schoos seiner Kirche aufzunehmen.

Herr

Herr van Doelen verstand sich vortrefflich auf den Ton der großen Welt, wie alle diejenigen, welche bey Gesandtschaften angestellt waren, oder noch sind. Er näherte sich dem Bette meiner Großmutter mit einer zierlichen Verbeugung, und einem kurzen Glückwunsch, dem er gelegentlich eine hingeworfene Bemerkung über ihr munteres Aussehn, ihre blühende Gesichtsfarbe beyfügte. Da seine Worte aus einem Munde kamen, der sehr angenehm lächelte, und von einem sanften, einnehmenden Blicke begleitet wurden; so gewann er in der ersten Viertelstunde die Gunst meiner Großmutter, und mit ihr ein Geschenk von fünf und zwanzig Ducaten, für die Vermählung, meinen Vater zu taufen, und ihm den Namen Polycarpus beizulegen, auf welchem Namen mein Großvater ausdrücklich bestand, weil sein Durchlauchtigster Landesfürst, welcher Polycarpus hieß, ihm vor zwey und vierzig Jahren versprochen hatte, bey seinem ersten Kinde Gevatter zu sehn.

Nach vollbrachter feyerlicher Handlung ward eine geheime Rathöverammlung am Wochenbette gehalten, bey welcher meine Großmutter mit vieler Gesprächigkeit präsi- dirte, mein Großvater zu ihrem Haupte sitzend, dann und wann ein wenig schlum- merte, und Herr van Doelen am Fuß des Bettes sehr aufmerksam zuzuhören schien.

Meine Großmutter (nachdem sie vorher beynahе ihren ganzen Lebenslauf, mit Weglas- sung der anstößigen Stellen erzählt.) Ach! welch' eine unbeschreibliche Empfindung ist die mütterliche Liebe!

Van Doelen. Sie ist die Erhalterin aller lebendigen Wesen.

Meine Großmutter. Wie es mich schmer- zen wird, den kleinen Polycarpus hier lassen zu müssen.

Van Doelen. Ich vermuthe, daß die gnädige Frau es wegen seines zarten Alters für gefährlich halten, eine so weite Reise mit ihm zu unternehmen. Über fast möchte ich

gut

gut dafür sagen, daß ihm das Rütteln und Schütteln recht wohl bekommen wird. Man muß die Knaben von Jugend auf zu Abhärtung ihres Körpers gewöhnen. Die Kinder der Nordischen Völker laufen in der strengsten Kälte, baarsfuß, baarkopf, nur von einem Hemde bedeckt, im Ellenhohen Schnee herum, und jene Sprößlinge gedeihen. Die Weiber der Hottentotten tragen ihre jungen Säuglinge in einem Sack auf dem Rücken, und begleiten oft in unwegsamen Wüsten ihre Männer auf der Jagd.

Meine Großmutter (etwas empfindlich.)
Ich bin aber keine Hottentottin!

Van Doelen. Um Verzeihung gnädige Frau, Sie sind Mutter, und die Hottentottin ist es auch. Mein Zweck war nur, Ihnen durch ehrlige Beispiele zu beweisen, daß es bloß von der ersten Erziehung abhängt, aus dem Knaben einen Weichling oder einen Mann zu bilden. * Ich wollte Ihr mütterliches Herz beruhigen, Ihnen die Freude nicht



rauben, den kleinen Polycarpus auf Ihrer Reise um sich zu sehn.

Meine Großmutter. Das ist wohl wahr, lieber Herr van Doelen, aber die Unbequemlichkeit wäre wahrhaftig allzugroß. Ein schreyendes Kind im Wagen —

Van Doelen (mit einem erstickten Seufzer seinen Blick von ihr wendend.) Sie haben da einen recht schönen Mops.

Meine Großmutter. Nicht wahr, ein allerliebstes Thier? Er kommt auch nicht von meiner Seite, er hat die ganze Reise auf meinem Schooße mitgemacht. — Aber wieder auf den kleinen Polycarpus zu kommen, sollte es denn in Neapel keine Erziehungsanstalt geben, welcher man ihn sicher anvertrauen könnte?

Van Doelen. Für so junge Kinder wüßte ich wohl nicht.

Eine Pause. Meine Großmutter dachte hin und her, wo sie meinen Vater lassen sollte, und fiel nicht darauf, daß sie nur hätte

den

den Kopf vom Schooße werfen, und den kleinen Polycarpus an dessen Stelle nehmen können. Mein Großvater bediente sich der herrschenden Stille, auch ein Wörtchen darin zu schwätzen.

„Wiso,“ sagte er: „gehn die Hottentotten auch auf die Jagd? das ist doch kurios. Haben sie denn auch hohe und niedere Jagd? hegen sie die Hasen, oder schießen sie sie im Lager? Ich muß Ihnen sagen, Herr Pastor, daß ich zu meiner Zeit ein großer Jäger war.“

Van Doelen wollte eben antworten, doch meine Großmutter unterbrach ihn mit der Frage: „sind Sie verheirathet?“

Van Doelen. Ja.

Meine Großmutter. Haben Sie auch Kinder?

Van Doelen. Noch nicht, doch hoffe ich in wenig Monaten auf den süßen Vaternalien Anspruch machen zu dürfen.

Meine Großmutter. Wie wäre es, lieber Herr Pastor, wenn Sie aus Freundschaft und Gefälligkeit die Mühe über sich nähmen, den kleinen Polycarpus einige Jahre in Ihrem Hause, unter Ihrer Aufsicht zu erziehen? Ich bin überzeugt, daß ich ihn keinen bessern Händen anvertrauen kann, und was die Kosten betrifft; so soll ein Jahrgeld von hundert Ducaten Sie in den Scand setzen, ihn der Welt als den Sohn des Baron von Vollenbach zu zeigen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit alledem, was dafür und dawider gesprochen wurde. Van Doelen sträubte sich lange, aber die süße Beredsamkeit meiner Großmutter drang durch. Es ward festgesetzt, daß der Kleine Polycarpus die ersten zehn oder zwölf Jahre seines Lebens, die italienische Luft einzuatmen, alsdann aber durch den getreuen Schrimps, oder irgend einen andern sichern Mann, abgeholt werden und wo möglich gleich eine Fähndrichsstelle unter den Truppen seines

seines Durchlauchtigen Herrn Pathen antreten solle. Meiner Großmutter fiel ein gewaltiger Stein vom Herzen, nachdem sie diese Einrichtung getroffen. In wenig Wochen war ihre Gesundheit wieder hergestellt, und sie erreichte glücklich ihr Vaterland an der Seite des Kopfes. Dort hatte sie das Vergnügen, die Hofrätin K. in allen Gesellschaften zum Schweigen zu bringen. Mein Großvater starb kurze Zeit nach seiner zweyten Haupt-Action, und sein Körper ward, wie er es in seinem Testamente verordnet hatte, in den nemlichen Scharlach-Rock mit Golde gekleidet, den er vor zwey und vierzig Jahren trug, als er Sr. Durchlaucht auf der Possession empfing. Schrimps erhielt die viereckigte Dose zur Belohnung seiner treuen Dienste, und weinte so viel, daß meine Großmutter es für überflüssig hielt, ihre Thränen mit den seinigen zu vermischen.

Der kleine Polycarpus war indessen dem Prediger van Doelen in seine friedliche Woh-

nung gefolgt, wo ihn die wirthbare Hausfrau mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihre Arme nahm.

Drittes Kapitel.

Der Käfer.

Aus dem obigen Gespräch des Herrn van Doelen mit meiner Großmutter, wird der Leser schon selbst die Bemerkung gezogen haben, daß er in seinen Grundsätzen von der Erziehung, jenem liebenswürdigen Sonderling Hans Jacob Rousseau folgte. Mein Vater wurde fleißig gebadet, lernte schon in seinem vierten Jahre schwimmen, und schwamm in kurzer Zeit im Golfo di Napoli herum, wie ein Fisch in seinem Elemente. Die ersten Begriffe von Gott und der Natur wurden ihm beym Spazierengehen beygebracht,

bracht, er ward nicht hinter einem mit Dintenflecken bemahlten Tische an den Katechismus geschmiedet, durfte den ganzen Tag herumlaufen, springen, sich mit des Nachbars Kindern balgen, nach einem Ziele werfen, und so weiter. Er bediente sich dieser Freyheit nach Herzenslust, und war selten anders zu Hause, als wenn der Hunger ihn zum Brodschranke trieb.

Indessen blickte es doch aus allen seinen kindischen Handlungen oft hervor, daß die Natur ihn bestimmt hatte, unter die kleine Zahl der guten Menschen gerechnet zu werden. Wenn er zuweilen bey lärmenden Knabenspielen einem seiner jüngern Kameraden unverdiente Kopfstöße mitgetheilt hatte; so schämte er sich nicht, ihm um den Hals zu fallen, und konnte oft, zürnend auf sich selbst, Stundenlang im Winkel sehn und weinen. Sein Frühstück theilte er gern, wenn er sah, daß ein ärmerer Knabe ihm hungrig in den Mund blickte. Auch für die Liebe schien sein

junges Herz empfänglich. Wenig Monate nachdem der Zufall ihn in das Haus seiner Pflegektern geworfen hatte, ward dem Prediger van Doelen eine Tochter geboren, die mit meinem Vater aufwuchs. Die kleine Wilhelmine, wie man sie dem Prinzen von Oranien zu Ehren genannt hatte, war ein niedliches, brunettes Mägdgen, mit einem Paar schwarzer feuriger Augen, und einem Grübgen in der Wange. Mein Vater kam selten vor ihrer Seite. Die Natur lehrte ihn tausend kleine Gefälligkeiten, und wenn er zuweilen mit seinen Kameraden die Obstbäume in des Nachbars Garten bestahl, so brachte er immer die reifsten Früchte der kleinen, süßlächelnden Wilhelmine.

So verstrichen die ersten dreizehn Jahre seines Lebens im Genuß schuldloser Freuden, die keine Rute, und kein finsterner Scholarch ihm verbitterten. Doch die Zeit rückte heran, in welcher, nach dem Versprechen meiner Großmutter, der alte, trene Schrimps

kom-

kommen sollte, ihn abzuholen. Van Doelen und sein braves Weib, konnten nicht ohne Wehmuth an die Stunde denken, welche von ihrem lieben Pflegesohn sie trennen sollte. Es war ein trauriger Abend, an welchem der Prediger einen Brief von meiner Großmutter erhielt; des Inhalts, daß Schrimps bereits abgereist sey, und in wenig Wochen zu Neapel eintreffen werde, um den kleinen Polycarpus aus seinen Armen in die mütterlichen Arme zu führen. Zugleich meldete sie ihm den Verlust ihres Mopses, welcher alt und lebensfatt aus ihrem Schooße in den Schooß der Ewigkeit gewandelt sey. Wilhelmine weinte, und mein Vater, ohngeachtet es seinem veränderlichen Knabensinn behagte, neue Länder zu sehen, und sich Wunderdinge zu träumen, weinte herzlich mit. Der Bote ward mit wenig Verlangen erwartet, man zitterte, so oft man den Knall einer Peitsche hörte.

Doch' das Schicksal hatte nun einmal beschlossen, meinen Vater nicht zum Jahndrich im Dienst seines durchlauchtigen Pathen zu machen, wie der Leser aus dem Verfolg dieser wahrhaften Geschichte ersehen wird.

Eines Tages, trieb sich der kleine Polycarpus auf einer bunten Wiese herum, die mit Frühlingschmelz übergoßen, tausend Schmetterlingen' und Millionen Würmgen zum Tummelplatz diente. Seine Beschäftigung war den Disteln die Köpfe abzuhaun, wobey er den Alexander vorstellte, die Disteln aber das persische Heer. Plötzlich unterbrach ihn in seinen süßen Phantasien das Summen eines Käfers, der ihm ganz nahe am Kopf vorbeey schwirrte. Er blickte auf, und sah ein glänzendes Thiergen, dessen Flügel im Sonnenstrahl verguldet mit purpurnen Streifen ihm ins Auge strachen. Sogleich warf er den Stecken von sich, der seine Waffen gegen die Perfer gewesen war, riß den runden Hut vom Kopfe, und schleuderte ihn

nach

nach dem blitzenden Käfer, den er schon im Geist, das Weid an einen Faden geschmiedet, an seiner Hand flattern sah. Der erste Streich mißlang, der schöne Käfer setzte seinen Weg ruhig fort, Polycarpus athemlos immer hinterdrein. Zuweilen setzte sich der glänzende Flüchtling auf eine Feldblume, gleichsam um seinen herbeystreichenden Verfolger zu necken, und wenn nun mein Vater ganz sachte auf den Zehen herangeschlichen kam, mit klopfendem Herzen seinen runden Hut in der Hand haltend, augenblicklich den kühnen Fang zu vollbringen hoßte — husch! sumste der Käfer wieder davon über Stock und Stein, über Graben und Hecken. Der kleine Jäger ward immer hitziger, immer erbitterter, er beschloß den hohnneckenden Flüchtling in seine Gewalt zu bekommen, und sollte er ihn bis an den Abend verfolgen. Schon hatte ihn der Käfer eine Stunde Weges von seiner Heimath gelockt, und nun versohr er sich plötzlich im nahen Walde, wo das erwachsene

wachsende Gesträuch ihn den gierigen Blicken seines Verfolgers alle Augenblicke entzog. Zwar wurde Polycarpus nicht müde im Nachsehen, und achtete es wenig, daß die zusammenschlagenden Büsche ihm Gesicht und Hände blutig ritzten, aber ehe er sich versah sank er bis an die Knie in einen Morast, und der Sieger der Perser blieb hilflos stecken.

Vergebens war er bemüht, sich aus dem Schlamm herauszuarbeiten, vom Laufen ermattet, konnte er weder hinterwärts noch vorwärts, und es blieb ihm zu seiner Rettung nichts übrig, als um Hülfe zu schreyen, welches Geschrey er auch sogleich aus vollem Halse anschnitt.

Nicht lange so hörte er ein Geräusch im Gesträuche, das sich ihm zu nähern schien, er schwieg und horchte. Plötzlich stand vor ihm ein Mann mit einem schwarzen, rauhen Antlitz, seine borstigen Haare hingen ihm wild in die Augen. Er war angethan mit einem ledernen Koller, umgeben mit einem

Gurt, in welchem zwei Pistolen stecken, in der nervigten Faust trug er einen dicken, kno-
tigen Stock. „Wer bist du Schreyhals?“
donnerte er dem kleinen Polycarpus entgegen:
„wie kömmtst du hierher?“

Mein Vater stammelte zitternd sein Be-
kenntniß der Käserjagd, wie er vom Siege
über die Perser und vom Laufen ermüdet, end-
lich in diesen Morast gerathen, aus welchem
für ihn keine Rettung sey, wenn der Signo-
re nicht die Güte haben wolle, ihm seinen
starken Arm zu reichen.

Der Mann mit dem struppichten Haar lä-
chelte, und sein Lächeln war wie ein trüber
Sonnenblick im April, der die Scheitel des
nackten Felsens trifft. Er trat einen Schritt
näher, mein Vater mußte beyde Hände in
seine Rechte legen, und so zog er ihn nach-
sich, leichter als ein Kind eine hervor-reimen-
de Erbse mit sammt der Wurzel aus der Erde
reißt.

„Ich



„Ich danke dir,“ sagte mein Vater: „Gott vergelt's!“ mit diesen Worten zog er seinen Hut tief ab, schwenkte sich, und wollte sink davon hüpfen, aber die Donnerstimme des wilden Mannes, im ledernen Koller, rief ihm ein fürchterliches Halt! zu, und bannte den armen, kleinen Polycarpus dadurch so fest an seine Stelle, wie der Blick der Klapperschlange die zitternde Wasserratte.

Der Räuber. Folge mir!

Mein Vater. Willst du mich nach Haus bringen?

Der Räuber. Tiefer, tiefer in den Wald.

Mein Vater. Guter Freund, ich wollte dir wohl gern den Gefallen thun, aber wenn ich diesen Abend nicht zu rechter Zeit nach Hause komme; so schmält Herr van Doelen.

Der Räuber (lachend.) Laß ihn schmälern!

Mein Vater. Und Minchen macht mir ein scheel Gesicht.

Der

Der Räuber. Sie wird schon wieder gut werden. Du darfst nur sagen, ich hätte dich nicht weggelassen.

Mein Vater. Ich darf wahrhaftig nicht.

Der Räuber (nimmt ihn beym Arm und schleudert ihn vor sich her.) Fort Bursch!

Was war zu thun? das Recht des Stärkeren war offenbar auf Seiten dessen, der eine nervigte behaarte Faust, und ein Paar Pistolen im Gürtel hatte. Hätte auch mein Vater die Waffen nicht weggeworfen, deren er sich mit so gutem Erfolg gegen die weichen Perser bediente, dieser Scythe mit seiner Reule würde ihrer nicht geachtet haben. Er hielt daher fürs beste, zu leiden was er nicht ändern konnte, und befolgte unter heftigem Herzklopfen und erstickten Seufzern den rauhen Pfad, den des Räubers ausgestreckte Hand ihm andeutete. Nachdem sie sich ohngefähr eine Stunde durch verwachsenes Gesträuch mühsam gewunden hatten, und mein

D

Vater

Vater vor Mattigkeit seine besudelten Füße nicht mehr heben konnte, gelangten sie an den Eingang einer Höhle, welche die kreisende Natur vermuthlich einmal durch eine Erdschütterung hervorgebracht hatte. Mein Vater wurde hineingestoßen, mußte halb kriechen, halb gehen, und sah sich plötzlich in einem weiten, unterirdischen Saale, vom Schimmer der Wachskerzen erleuchtet. Um eine runde Tafel mit Wein und Braten besetzt, erblickte er ohngefähr zwanzig Männer an Gestalt seinem Führer ähnlich. Einige leerten den vollen Becher, andere wiegten auf ihrem Schooße freche Dirnen, andere würfelten und spielten Karten. Mein Vater ward freundlich aufgenommen, man strich ihm das Kinn, man klopfte ihm auf die Backen, man stopfte ihm das Maul voll Braten. Doch über seinem Auge hieng ein Schleier trübes Unmuths, er dachte zurück an die Wohnung seines Pflegvaters und an München. Die Nacht brach herein, man legte

legte ihn in ein weiches Bett; aber er schlief nicht, er betete.

Viertes Kapitel.

Der Strauß.

Was der brave Herr van Doelen, sein gutes Weib und das schwarzäugigte Mägdlein empfanden, als die Sonne sich neigte, und der kleine Polycarpus noch nicht zurückkam; als die Sonne wieder aufging und ihre Blicke vergebens sich nach ihm umsahen; als die Sonne Wochenlang sich neigte und wieder aufging, ohne Kunde zu erhalten von dem verlohrnen Knaben; das wird zu einer andern Zeit dem Leser offenbar werden.

Mein Vater war nicht mehr so sehr Kind, daß er nicht leicht begriffen hätte, in welche



ehrbare Gesellschaft er gerathen war, er verwünschte den Käfer, die Perser, und sich selbst, weinte manche Thräne der Sehnsucht um München, und entwarf tausend kleine Pläne zur Flucht, wozu man jedoch weislich ihm alle Wege verriegelt hatte. Jeden Morgen zog die saubere Bande auf Abentheuer aus, dann blieb der gefangene Knabe unter den Weibern, und verwaltete das Amt eines Küchenjungen. Bald mußte er Holz zum Feuer tragen, bald den Kessel scheuern, bald den Bratenspieß drehen. Er verrichtete alles ganz geduldig, um seine Kerkermeister einzuschläfern, und bey guter Gelegenheit aus diesem Raubneste zu entweichen.

Eines Tages wäre es ihm auch beynähe gelungen. Die ganze Schaar war auf den Fang ausgezogen, und nur Einer zurückgeblieben, der, weil er ein wenig zu tief in die Flasche gesehen, am Eingang der Höhle lag und schnarchte. Die Weiber waren gegangen sich zu baden. Nur eine einzige alte

Herr

Hexe, die zum Glück ein wenig taub war, saß im Hintergrunde der Höhle am Feuer, mit einem Strickstrumpf in der Hand, und ihr wackelndes Haupt begrüßte von Zeit zu Zeit die welke Brust.

Diesen günstigen Augenblick benutzte Polycarpus. Husch, wie ein Vögel, der den Käfig offen sieht, schlüpfte er am schlafenden Räuber vorüber, ließ mit zwey Sprüngen die Höhle hinter sich, und sah sich im Besitz der so sehnlich erwünschten Freyheit. Aber wohin sollte er nun seine Schritte lenken? war er von Süden oder von Norden in den Wald gekommen? lag das Haus des Herrn van Doelen gegen Westen oder gegen Osten? Alles das war ihm so unbekannt, als meinem Großvater seligen Andenkens die hohe und niedere Jagd der Hottentotten. Da es indessen darauf ankam, einen schnellen Entschluß zu fassen, denn wie leicht konnte der Räuber erwachen, wie leicht konnte die alte Hexe mit heiserer Stimme seinen Namen kreis-

sehen, und in Ermangelung einer Antwort die Lärmtrommel rühren; so warf er sich seinem guten Glück in die Arme, und trabte südwärts durchs Gebüsch.

Ach! kein hülfreicher Instinct leitete ihn, kein schützender Engel ließ sich zu ihm herab. Statt sich dem Ausgang des Waldes zu nähern, verirrte er sich immer tiefer in dessen Mitte, der Abend überraschte ihn hungrig, müde und in Thränen. Indeß, da sein junger Körper der Beschwerden nicht ungewohnt war, faßte seine Seele den Strahl der Hoffnung auf, der ihm zublinkte, daß, wenn diese Nacht nur erst überstanden, er den ganzen Tag vor sich habe, und gewiß am Ende des Waldes das Ende seiner Leiden erreichen werde. Vor dem Hunger war ihm auch nicht bange, denn er hatte im Gehen seine Taschen mit wildwachsenden Beeren angefüllt, aus welchen er jetzt seine Abendmahlzeit machte. Dann trug er am Fuße eines Baumes dürres Laub zusammen, warf sich darauf, betete,

tete, hüllte sich in seine Unschuld und wollte schlafen.

Plötzlich hörte er von ferne Stimmen, die sich immer mehr und mehr näherten, und er unterschied bald ganz deutlich die Stimmen der Höhlenbewohner, die nach vollbrachtem Tagewerk in ihren Schlupfwinkel zurückkehrten. Polycarpus zitterte am ganzen Leibe, ein eiskalter Schweiß lief ihm den Rücken herab. Er krümmte sich, hielt den Athem zurück und horchte. Schon dachte es ihm, das Gefindel habe seinen Weg mehr linker Hand genommen, und werde vorübergehn, ohne ihn zu bemerken. Er hatte Recht, aber eine große englische Dogge, welche die Räuber immer mit sich führten, folgte der spürenden Nase, fand den gekrümmten Flüchtling, beschnupperte ihn und sieng an zu belien. Umsonst suchte er das Thier zum Schweigen zu bringen, umsonst reichte er ihm in der Angst eine Hand voll wilder Beeren hin, die Dogge erhob ihre Stimme immer lauter,

und als mein Vater aussprang um zu fliehen, hielt sie ihn fest am Zipfel seiner Jacke.

Nun war keine Rettung mehr. Die Räuber eilten von allen Seiten herben, beleuchteten ihn mit einer Diebeslaterne, und begrüßten ihn auf die unangenehmste Art von der Welt, indem sie ihm einige derbe Faustschläge ins Gesicht gaben, nach welchen sein Rosenfarbnes Blut reichlich herabfloß, und die dürrn Blätter färbte, die ihm zum Nachtlager dienen sollten. Mit kräftigen Stößen trieben die ungeschlachten Menschen ihn vor sich her bis in die Höhle, wo er — mein Herz blutet bey der Erzählung — den unschuldigen Hintertheil seines Leibes, einem unbarmherzigen Arm mit einer Peitsche bewaffnet, Preis geben mußte. O sanftes Minchen! hättest du gesehn, wie die blutigen Striemen die weissen Lenden meines Vaters färbten, Thränen wären aus deinen schwarzen Augen geflossen, und hätten die Grübgen deiner Wangen gefüllt.

Nach

Nach diesem unglücklichen Versuche ward mein Vater strenger bewacht. Der Räuber schnarrte nicht mehr am Eingang der Höhle, die Dirnen giengen nicht mehr sich zu baden, die taube Alte begrüßte nicht mehr mit wackelndem Haupte die welke Brust.

Zwey Jahre verstrichen, Polycarpus gewöhnte sich nach und nach an seinen Zustand, er dachte nicht mehr so oft an Mönchen, und würde vielleicht am Ende trotz der besten Anlagen, ein Räuber geworden seyn wie die andern, hätte sich sein Schutzgeist nicht über ihn erbarmt. Denn ach! es ist leider nur zu wahr, daß der Zufall oft aus einem ehrlichen Mann einen Schurken, und aus dem, den man Jahre lang für einen Schurken hielt, einen ehrlichen Mann bildet.

Schon lange hatten die Räuber in dieser Höhle ihr Wesen getrieben, schon so manche Schätze gesammelt, schon so manchen Reisenden ermordet, ohne daß die wohlweise Regierung zu Neapel es für gut befunden hätte,

andere Gegenanstalten zu treffen, als daß sie einen Preis auf ihre Köpfe setzte, den keiner zu verdienen wagte, und über welchen das Gefindel nur spottete. Doch nun ereignete sich ein Zufall, der ernsthaftere Folgen nach sich zog. Ein junger Marchese kam von seiner französischen Reise zurück, ward in diesem Walde von der Bande, welche die Gleichheit aller Stände und die Gemeinschaft der Güter mit philosophischem Starrsinn festzusetzen suchte, angegriffen, und, weil er dieses System nicht annehmen wollte, sondern so unhöflich war, einen der Räuber durch einen Pistolenschuß zu verwunden, leblos in den Sand gestreckt. Dieser Marchese war übrigens ein Windbeutel und sein Leben wenig werth; aber als Sohn eines neapolitanischen Ministers betrachtet, machte seine Ermordung mehr Aufsehn, als der Tod manches braven, brauchbaren Mannes, der vor ihm durch den Dolch dieser Räuber gefallen war. Ein starkes Detaschement von Polizey-

Solda-

Soldaten ward ausgesandt, umzingelte den Wald, ließ keinen Busch undurchsucht, und fand endlich die Mörderhöhle. Hier entstand ein wüthendes Gefecht, wo auf einer Seite der Gedanke an einen schimpflichen Tod Verzweiflung in jedes Herz und Riesenstärke in jeden Arm goß, auf der andern aber die weitüberwiegende Menge den fehlenden Muth ersetzte.

Nachdem von beyden Theilen einige todt zur Erde gefallen, andere verwundet sich im Staube krümmten, mußte endlich der Ueberrest der Räuber sich der überlegenen Zahl ergeben, ward sammt den Dirnen gefesselt, und nach Neapel zum Richtstuhle geschleppt. Mein Vater hatte sich während der Action zitternd in die Felsenritze verkrochen, welche der Höhle zum Schornsteine diente, und ward nicht gefunden. Als es nun wieder stille um ihn her wurde, kroch er aus seinem Schlupfwinkel hervor, machte sich auf die Beine und lief was er laufen konnte. Da ihn aber sein ehe-

mali-



maliger Versuch einer Flucht belehrt hatte, daß der Weg südwärts nicht aus dem Walde führe; so wählte er diesmal die entgegengesetzte Himmelsgegend, und sah sich in Zeit von einigen Stunden auf einer breiten Landstraße.

Nun begann er wieder frey Athem zu schöpfen, Minchens Bild erwachte lebhaft in seiner Seele, und er schmauste an der süßen Hoffnung, sie noch diesen Abend an sein Herz zu drücken. Unter diesen lachenden Phantastien setzte er seinen Weg fort, hielt einen jeden Wanderer an, der ihm begegnete, und frug nach der Wohnung des Herrn van Doelen. Einige antworteten ihm gar nicht, einige lachten ihm ins Gesicht, daß verdros den Knaben baß, und er nahm sich vor, gar nicht mehr zu fragen, sondern die Straße zu verfolgen, bis er eine Stadt oder ein Dorf erreichen würde.

Siehe, da zog des Wegs daher ein dicker Mann mit einem braunen Antlig, der zu
Fuße

Zuße zwey Frachtwagen begleitete, welche mit großen Kasten beladen waren. Er warf einen neugierigen Blick auf unsern kleinen Wanderer, und da er ihm an der Nase anzusehen glaubte, daß er nicht recht wisse woher? noch wohin? so redete er ihn freundlich an: weshalb er doch in der Mittagshize so allein herumlaufe? Das gab dem armen Polycarpus Muth, noch einen Versuch zu wagen, ob vielleicht dieser Reisende sich eines verlassenen Knaben liebevoller annehmen werde, als die vorigen ungeschliffnen Menschen.

„Ach lieber Freund!“ sagte er zu dem dicken braunen Manne: „könnt ihr mir nicht sagen, wo die Wohnung des Herrn van Doelen ist? ich habe mich verirrt, und will gern erkenntlich seyn.“

„Des Herrn van Doelen?“ lächelte der Mann: „ja, ja, ich will dich hinbringen.“ „Setz dich nur hier auf den Wagen, sein Haus liegt gerade an der Straße, die ich fahren muß.“

Wer

... Wer war fröher als mein Vater! mit einem Sprunge schwang er sich auf den Wagen, rüttelte sich auf einem der Kasten zu recht, und blinzelte mit heiterem Gesicht immer vorwärts, ob er das rothe Ziegeldach, unter welchem Minchen hauste, noch nicht entdecken könne? Sie fuhren und fuhren, die Schatten wurden länger, die Luft kühler, aber noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der Hirte trieb das Vieh nach Haus, die Sonne tauchte sich ins Meer, aber noch kein rothes Ziegeldach. Endlich machten sie in einem Dorfe vor einem elenden Wirthshause halte!

„Heute ist es zu spät,“ sagte der dicke bräunliche Mann: „meine Kappen wollen nicht weiter; aber morgen, höchstens in der Mittagsstunde, bist du an Ort und Stelle.“

Mein Vater ahndete nichts Urges. Morgen in der Mittagsstunde an dem Ort und der Stelle, wo Mincheiß schwarze Augen glänzen, morgen in der Mittagsstunde vielleicht

leicht mit ihr an einem Tisch, bey einer Schaal frischer Milch, wet kann mit solchen süßen Bildern in der Seele, Betrug argwohnen.

Am andern Tage bey Sonnen Aufgang wurden die Kappen wieder vorgespant, Polycarpus half fröhlich und emsig die Pferde striegeln, zäumen und zur Tränke führen, setzte sich wieder auf seinen Kasten und der Zug gieng vorwärts. Sie fuhren und fuhren, die Luft ward schwüler, die Sonne warf ihre Strahlen senkrecht herab, und noch kein rothes Ziegeldäch. Sie fuhren und fuhren, der braun gebrannte Schnitter aß sein Mittagbrod, die Kappen lechzten nach dem Stalle, und noch kein rothes Ziegeldäch. „Nur noch eine Stunde!“ sagte der dicke braune Mann. Die Stunde verfloss, und siehe, mein Vater befand sich, ohne es zu wissen, auf der neapolitanischen Grenze.

Nun veränderte sein Gefährte Ton und Gesicht. „Bursch,“ sagte er mit rauher Stim-



Stimme: danke Gott! daß ich dich nicht ins Zuchthaus geliefert habe, denn du scheinst mir ein verlaufener Zeisig zu seyn. Wenn du dich indeß gut aufführst und meine Befehle pünktlich erfüllst, so sollst du bey mir an nichts Mangel leiden.“ Da half weder bitten noch protestiren, der Mann schwang seine Fuhrmannspeitsche, mein Vater zitterte und gehorchte.

Wer war denn der dicke braune Mann? höre ich meine Leser fragen. Er war nichts mehr und nichts weniger als Einer jener herumstreichenden Tagediebe, die mit fremden Thieren von Stadt zu Stadt ziehen, und den neugierigen Gaffern das Geld aus dem Beutel locken. In seinen Kasten befand sich eine Löwin, ein afrikanischer Tyger, ein Strauß, ein Stachelschwein und einige Affen. Einige Tage vorher, ehe er meinen Vater auf der Landstraße antraf, hatte der Tyger in einem Anfall von Wildheit, einen funfzehnjährigen Knaben zerrissen, der ihm bisher zum Wärter

gedient hatte. Beym ersten Blicke, den der dicke braune Mann auf den kleinen Polycarpus warf, fiel es ihm sogleich bey, durch diesen Burschen seinen Verlust zu ersetzen, und er führte diesen Entwurf aus so wie wir gesehen haben; doch mit der Einschränkung, daß er nicht den Tyger meines Vaters Obhut übergab, sondern ihn nur vor der Hand zum Straußenwärter machte, bis die andern wilden Bestien sich erst an seinen Anblick gewöhnt haben würden. So wurde also mein Vater, statt Jähndrich im Dienst des durchlauchtigsten Fürsten Polycarpus zu seyn, erst Küchenjunge und alsdann Straußenwärter.

Fünftes Kapitel.

Das Gewitter.

Mein Vater ward der herumsehweifenden Lebensart nach und nach gewohnt, es gefiel ihm, daß sein ganzes Tagewerk in Füttern und Gefüttert werden bestand, es behagte ihm nicht minder, daß er, statt in einer zehn Schritt langen Höhle faule Dünste einzuathmen, nun immer in Gottes freyer Luft herumwandelte; daß er, statt jeden Morgen beym Erwachen in den gähnenden Schlund eines Räubers, oder ins freche Auge einer Zuhldirne zu schauen, täglich und stündlich neue Gesichter sah, so viele fremde Städte und Länder, Gebräuche und Speisen kennen lernte. Traun! wär er mit der unnachahmlichen Weitschweifigkeit eines Bernoulli oder Büsching begabt gewesen, wir würden schon längst ein Duzend Bände seiner Reisen in quarto von ihm aufzuweisen haben.

Der dicke braune Mann zog mit meinem Vater nach Deutschland, und war mit seiner Aufführung so ziemlich zufrieden. Ein Beweis dessen, daß er in zwei Jahren nur ein einzigesmal die überredende Kraft der Fuhrmannspeitsche empfand, weil er in Potsdam einen ganzen Tag den schöngeputzten Kriegsmännern nachlief, und darüber beynahe den Strauß hätte verhungern lassen.

Polycarpus gieng nun bereits in sein achtzehntes Jahr, und fühlte plözlich in sich den Durst nach Wissenschaften, jenen allmächtigen Trieb, unsere Kenntnisse zu erweitern, der den Jüngling und den Greis besetzt, nie ganz befriedigt wird, und in meinen Augen der stärkste Beweis für das Daseyn unsrer Seele ist. Er empfand es innig, daß er weder zum Küchenjungen noch zum Straußenwäcker gehören sey, feinere Bedürfnisse als die, welche bloß auf die Erhaltung unsrer irdischen Hülle abzuwecken, ergriffen ihn allgewaltig, aber an wen sollte er sich wen-

den? Von keiner lebendigen Seele umgeben, als von dem dicken braunen Mann, dem Strauß, dem Tiger, dem Löwen, dem Stachelschwein, was gewährt ihm Befriedigung seines allumfassenden Triebes? Die Kenntnisse des dicken braunen Mannes erstreckten sich nicht weiter, als auf die richtige Angabe der besten und wohlfeilsten Wirthshäuser in jeder Stadt, die sie durchzogen hatten, und wenn mein Vater zuweilen auf dem Felde diese oder jene Bemerkung machte, um den Nutzen dieser oder jener Pflanze sich befrug, so schlug der dicke braune Mann Feuer an, legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und dampfte mit dem Rauche seine Antwort in die Luft.

Da also für meinen Vater keine Hülfe unter Lebendigen war; so beschloß er sich an die Todten zu halten. Er erinnerte sich, daß Herr van Doelen ihm oft gesagt: die Naturgeschichte sey das angenehmste Studium, welches im Wurm und im Behemoth dem Forscher

scher

scher die unendliche Allmacht des Schöpfers enthülle; sein Amt, als Wärter wilder Bestien, verschaffte ihm zugleich den Vortheil, mit eigenen Augen zu sehn und zu untersuchen, was vielleicht übel unterrichtete Naturforscher der Welt vorgelogen hatten. Er griff daher in seine Tasche, holte einige ersparte Groschen heraus, welche zu verschiedenenmalen die Wohlthätigkeit neugieriger Gaffer ihm zugeworfen hatte, und trollte in den ersten besten Buchladen, wo er eine Naturgeschichte zu kaufen verlangte. Der Buchhändler frug: was für Eine?

Mein Vater. Gleichviel welche.

Der Buchhändler. Hier ist Buffons Naturgeschichte.

Mein Vater. Nur her damit! was kostet sie?

Der Buchhändler. Das ganze Werk mit ausgewahlten Kupfern, so weit es heraus ist, können Sie ungefähr für 50 Thaler haben.

Mein Vater. (sehr erschrocken.) „Fünzig Thaler? Gott bewahre! haben Sie keine wohlfeilere?“

Der Buchbändler. O ja! hier ist Martinis Naturgeschichte für 32 Thaler und 22 Groschen.

Mein Vater fand dieß eben so ungeheuer, und auch Ruffs Naturgeschichte für Kinder überstieg die Kräfte seines Beutels. Der Buchhändler holte also irgend einen hundertjährigen Naturkündiger aus dem Staub hervor, der dem Plinius alle seine Fabeln nachgeschwaht, und noch neue dazu erfunden hatte, und verkaufte ihn meinem wißbegierigen Vater für einige Groschen. Mit diesem Schatz unter dem Arm lief er spornstreichend nach Hause, setzte sich in einen Winkel, blätterte sehr eifrig, und fand bald zu seinem großen Behagen eine Beschreibung des berühmten Vogels Strauß. Er lernte daraus, dieß dieß langbeinigste und langhalsigste Geschick auf lateinisch *Struthio camelus* heißen, da

es nicht fliegen könne, aber mit einem Pferde im stärksten Trab in die Wette laufe, daß die Araber es gallopirend verfolgen, und daß es dumm genug sey, zu glauben, man sehe es nicht, wenn es seinen Kopf in einen Busch steckt. Er verschlang alle diese Nachrichten begierig, und fand endlich am Schluß noch eine Anmerkung, welche ihn belehrte, daß der Vogel Strauß auch Eisen und Steine fresse und verdaue. Das fiel ihm besonders auf, und er beschloß sogleich einen Versuch zu machen. Der große Thorschlüssel des Wirthshauses, in welchem sie herbergten, lag eben auf dem Treppengeländer, er bemächtigte sich seiner, gefellte einige derbe Kieselsteine dazu, und überbrachte sie dem anvertrauten Pflegling zur Abendkost, hatte auch das Vergnügen zu sehn, daß dieser ohne alle Weigerung die vorgesezte harte Speise zu sich nahm. Die innigste Ehrfurcht gegen den Verfasser jener wahrhaften Nachrichten nahm Platz im Busen meines Vaters, er schob das

Mein Vater. (sehr erschrocken.) „Fünfundzwanzig Thaler? Gott bewahre! haben Sie keine wohlfeilere?“

Der Buchhändler. „O ja! hier ist Martinis Naturgeschichte für 32 Thaler und 22 Groschen.“

Mein Vater fand dieß eben so ungeheuer, und auch Ruffs Naturgeschichte für Kinder überstieg die Kräfte seines Beutels. Der Buchhändler holte also irgend einen hundertjährigen Naturkündiger aus dem Steabe hervor, der dem Plinius alle seine Fabeln nachgeschwagt, und noch neue dazu erfunden hatte, und verkaufte ihn meinem wißbegierigen Vater für einige Groschen. Mit diesem Schatz unter dem Arm lief er spornstreich nach Hause, setzte sich in einen Winkel, blätterte sehr eifrig, und fand bald zu seinem großen Behagen eine Beschreibung des berühmten Vogels Strauß. Er lernte daraus, daß dieß langbeinigste und langhalsigste Geschöpf auf lateinisch *Struthio camelus* heiße, daß

es nicht fliegen könne, aber mit einem Pferde im stärksten Trab in die Wette laufe, daß die Kraber es gallopirend verfolgen, und daß es dumm genug sey, zu glauben, man sehe es nicht, wenn es seinen Kopf in einen Busch steckt. Er verschlang alle diese Nachrichten begierig, und fand endlich am Schluß noch eine Anmerkung, welche ihn belehrte, daß der Vogel Strauß auch Eisen und Steine fresse und verdaue. Das fiel ihm besonders auf, und er beschloß sogleich einen Versuch zu machen. Der große Thorschlüssel des Wirthshauses, in welchem sie herbergten, lag eben auf dem Treppengeländer, er bemächtigte sich seiner, gesellte einige derbe Kieselsteine dazu, und überbrachte sie dem anvertrauten Pflegling zur Abendkost, hatte auch das Vergnügen zu sehn, daß dieser ohne alle Weigerung die vorgesezte harte Speise zu sich nahm. Die innigste Ehrfurcht gegen den Verfasser jener wahrhaften Nachrichten nahm Platz im Busen meines Vaters, er schob das

Buch in seine rechte Nocttasche, knöpfte sie sorgfältig zu, und trat am andern Morgen mit anbrechender Dämmerung die weitere Reise in Gesellschaft des dicken braunen Mannes an.

Als sie gegen Mittag sich eben in einem Walde befanden, welcher das Harzgebürge umkränzt, machte sein Gefährte Halte im Schatten belaubter Eichen, um die Pferde ein wenig verschmauben zu lassen. Er zog ein Brod aus der Tasche, gab zuerst jedem Napfen ein Stück, alsdann auch meinem Vater, und lagerte sich darauf wohlgenuth ins Gröhe. Plötzlich entstand in dem Kasten, welcher dem Strauße zur Wohnung diente, ein verwirrtes Geräusch, es war als ob er mit den Flügeln schlage, sich hin und her wälze und ängstliche Töne aus seinem langen Halse presse. Der dicke braune Mann sprang erschrocken auf, holte aus seiner Hefentasche die Schlüssel an ein ledernes Riemen gebunden hervor, und öffnete den Kasten.

sten. Ach! da lag der arme Strauß in den letzten Zügen, blickte seinen Kerkermeister mit gebrochenem Auge noch einmal an, und verschied.

Entsetzen mahlte sich im Auge des dicken braunen Mannes, grimmig wandte er sich nach meinem Vater: „Gottloser Hube! was hast du angefangen?“

Der treuherzige Polycarpus hatte in seinem Leben nicht gelogen, stammelnd bekannte er, daß er auf Veranlassung eines großen Naturforschers, den Strauß mit einem Thor-schlüssel und zwey Kieselsteinen bewirthet habe.

„Hole der Teufel dich und deinen Naturforscher?“ schrie der dicke braune Mann, griff mit wüthiger Geberde nach der Fuhrmannspeitsche, und wollte meines Vaters Fleiß in der Naturkunde mit einer derben Tracht Prügel belohnen. Polycarpus hielt nicht für rathsam, dieß Donnerwetter abzu-

warten, er rief seine beyden gesunden Beine um Hülfe an, und sprang buschein. Nun begriff der dicke braune Mann wohl, daß er einen dummen Streich gemacht hatte, denn seine Pferde und Kasten durfte er nicht verlassen, um den Flüchtling zu verfolgen, und hätte er das auch wagen wollen, so ließ doch sein fetter Wanst ihm wenig Hoffnung, den achtzehnjährigen, mageren Springinsfeld einzuholen. Er veränderte daher in der Geschwindigkeit seinen Ton, und bat den fliehenden Polycarpus sehr beweglich, zurückzukommen, es solle ihm kein Haar gekrümmt werden. Aber die Fuhrmannspeitsche hatte meines Vaters Füße einmal in solche unaufhaltsame Bewegung gesetzt, daß die Ohren ihm für diesmal keine Dienste thaten, und er schon weit entfernt war, als der dicke braune Mann noch immer seine Einladung und sein Versprechen ihm nachkreischte. Es blieb also dem armen Teufel weiter nichts übrig, als den ermordeten Strauß wieder einzuschließen,

ken, und traurig und allein seine StraÙe zu gehen.

Mein Vater durchstreifte indessen das dickste Gebüsch, und zitterte vor jedem Rascheln eines durren Laubes; als ob die Fuhrmanns-peitsche schon hinter ihm sey. Nachdem er sich endlich völlig in Sicherheit glaubte, begann er sehr ernsthafte Betrachtungen über sein wunderliches Schicksal zu machen. „Ich
 „bin auf einem feuerspendenden Berge, geboh-
 „ren, sprach er bey sich selbst: „und folglich
 „zu großen Thaten bestimmt. Ich habe ei-
 „nen durchlauchtigen Pather, in dessen Dienst
 „ich das unaussprechliche Glück genießen
 „könnte, Sündlich zu seyn, statt dessen führt
 „mich ein verdammter Käser in eine Räuber-
 „höhle, wo man mich zum Küchenjungen
 „herabwürdigt, und ich entgehe dieser
 „Schmach nur um Straußenwärter zu wer-
 „den. Kaum schwingt mein Geist durch eig-
 „ne Kraft sich über alle diese Erniedrungen
 „empor, kaum bild' ich durch eignen Fleiß
 „mich



„mich zum Naturforscher, als ich in aller
 „Unschuld einem Strauß einen Thorschlüssel
 „und ein paar Kieselsteine zu fressen gebe, und
 „dafür mit Peitschenhieben belohnt werden
 „soll. O München! München! wäre es mir
 „vergönnt, an deiner Seite die Natur zu stu-
 „diren, in deinem schwarzen Auge die All-
 „macht des Schöpfers zu bewundern, wie
 „gern thäte ich Verzicht auf die Fährdrichs-
 „stelle meines durchlauchtigen Vathen!“

Unter diesem Selbstgespräch war er tapfer
 zugeschritten, und da er vor dem dicken brau-
 nen Mann nunmehr sicher zu seyn glaubte,
 so suchte er eifrig wieder auf die Landstraße
 zu kommen, um wo möglich noch vor Abend
 ein Dorf oder eine Hütte zu erreichen.

Aber siehe! am schwarzen Horizont thürm-
 te eine Wetterwolke sich auf, schon heulte der
 raube Sturmwind in den Wipfeln der E-
 chen, schon rollte der ferne Donner, schon
 leuchteten zackigte Blitze, die Luft war schwül
 und drückend, die Vögel platterten ängstlich
 um-

umher, es begann große Tropfen zu regnen. Mein Vater wußte daß es unter hohen Eichen gefährlich sey zu verweilen, er schaute zitternd nach einem Obdach sich um, und erblickte endlich im Gesträuch eine Jägerhütte, wohin er sich flüchtete. Das Gewitter näherte sich fürchterlich unter dem Brausen des Sturms, die Blitze zischten, es folgte Schlag auf Schlag, der Platzregen raschelte auf dem morschen Dache. Da trat plötzlich ein feiner Mann in die Hütte, im grünen Jagdkleid, mit Flinte und Jagdtasche. Das Wasser triefte ihm vom ledernen Hute herab, und durchnäßte das Pulver auf der Pfanne, seine Hunde schüttelten sich, daß die Tropfen umherspritzten. Er erstaunte, einen jungen Menschen hier im tiefsten Walde anzutreffen, dessen Niemand eben seinen Räuber weissagete. „Wer bist du?“ frug er neugierig. Mein Vater erzählte mit der treuherzigsten Naivität, seine Geschichte mit dem dicken braunen Manne, und seinen verunglückten Versuch zum

Schuf

Beauftragter Aufklärung in der Naturgeschichte. Der Jäger lächelte und der offene Jüngling schien ihm zu behagen. Als das Wetter wieder über gezogen, und die Wolken den blauen Horizont entschleierten, sprach der Fremde mit dem Ton der Güte: „ich bin der Berg-
„hauptmann von Söffenbajm, willst du mir
„folgen auf mein Schloß, so kann ich dich
„leicht für deine Zukunft Sorge tragen.“

Als mein Vater von einem Schlosse hörte, er, der nicht einmal eine armselige Hütte hatte, kein Plätzgen wo er sein Haupt hinlegen, keinen Bissen Brod womit er seinen Hunger stillen konnte, ergriff er das Anerbieten be gierig, küßte seinem Wohlthäter dankbar die Hand, und schlenderte hinter ihm her durch den Wald.

Sechstes Kapitel.

Das Bergwerk.

Sie mochten kaum eine Stunde Weges gegangen seyn, in welcher Zeit der Herr von Süssenbavn sehr viel mit seinen Hunden, und kein Wort mit meinem Vater sprach, so blinkte dem Letztern, zu innigem Wohlbehagen seines knurrenden Magens, hoch über den Wipfeln der Tannen, das rothe Ziegeldach der Burg Süssenbavn ins Gesicht. Ihm war es in diesem Augenblicke, als sähe er das Dach seines Pflegevaters, und den rauchenden Schornstein verglich er mit Windens Reizen. Mümpft nur nicht die Nase über diesen unwürdigen Vergleich, er ist natürlicher als mancher im hohen Liede, denn der rauchende Schornstein reizt den hungrigen Magen, und die blühende Mädgenwange das lästerliche Auge, der Wagen bellt lauter, als das Auge begehrt, das Auge sieht in die

Schüssel

Schüssel und nicht nach dem Märgen bis der Magen schweigt.

Sie näherten sich dem Vorhof und wurden von ein paar Duzend heulenden Jagdhunden empfangen, die sich zu des Berghauptmanns Füßen schmiegt. Einige Jäger kamen und statteten Bericht ab, was während der Abwesenheit des gnädigen Herrn vorgefallen. Der Jäger Hans rapportirt, Er. Gnaden Nachbar, der Obriste Kelsenburg, wolle den schönen Sultan verkaufen, und zugleich ergoß er sich in das Lob dieses Sultans ohngefähr folgendermaßen: „Mit
 „Er. Gnaden gnädigen Erlaubniß, das ist
 „ein Kapital-Hund. Er hat weite, offene
 „Nasenhöcher, breite, hangende, dicke Ohren,
 „braune, frische, glänzende Augen,
 „gute, starke, weiße Fangzähne, der Rücken
 „gegen das Kreuz zu, ist breit und fest,
 „die Hüften fleischigt, starke, grade Füße,
 „der Bauch haarig und eingezogen, der Widerrist
 „gebogen, von starken Haaren, nicht
 „dürre,

„dürre, abhängig, die Tappen sind dürré,
 „die Tritte unten hart, zwischen den Ballen
 „mit Haaren bewachsen.“ Der Jäger Maß
 beküchtete, er habe eine Bache geschossen,
 und der Jäger Anton einen Frischling. Der
 Herr von Süssenhayn hörte einen jeden an,
 theilte mit einer wichtigen Mine seine Befehle
 aus, und begab sich ins Schloß, wohin
 ihm mein Vater auf einer gothischen Windel-
 treppe folgte.

Sie gelangten in einen großen Saal mit
 hundertjährigen Hirschgeweihen verziert, wo
 sie von einer sehr gesprächigen Wirthschafter-
 in, mit einem Bund Schlüssel an der Seite,
 empfangen wurden. Auch ein paar starke,
 muntere Knaben von 15 bis 16 Jahren hüpf-
 ten herzu, und begrüßten die Ankömmlinge
 mit ziemlich bäurischen Sitten. Der Herr
 von Süssenhayn ließ sich vom Jäger Hans
 die Stiefeln ausziehen, kleidete sich in ein wol-
 lenes Wamms, der Jäger Maß reichte ihm
 eine große meerschäumene Pfeife, und so warf

er sich auf einen ledernen Sofa, indeß der Jäger Anton den Tisch deckte. Mein Vater stand noch immer an der Thür, drehte seinen runden Hut auf der Faust herum, und schlug die Augen nieder.

Der Hr. v. Süssenbavn. Nun junger Mensch, komm näher, und laß hören woju du tauglich bist. Vors erste deinen Namen.

Mein Vater. Ich heiße Polycarpus von Vollenbach.

Der Hr. v. Süssenbavn (aufspringend.)

Wie! was! von Vollenbach? — Polycarpus? — Ins drey Teufels Namen! Du bist doch nicht derselbe, der dem Herrn von Doelen in Italien davon lief?

Mein Vater. Derselbe, aber davon gelaufen bin ich nie.

„Junge! Herzensjunge!“ schrie der Herr von Süssenbavn, schleuderte den meerschau-
menen Kopf von sich, und drückte meinen
Vater mit solcher Gewalt in seine Arme, daß
er ihm ein lautes Au! abpreßte. „Wo führt
dich

„dich der Teufel hieher? aus Neapel ins
„Harzgebürge?“

Mein Vater erzählte seine Abentheuer mit
aller historischen Treue, und wagte es zuletzt
die Frage anzuhängen: woher er das Glück
habe Sr. Gnaden bekannt zu seyn?

Der Herr v. Süssenbavn. Drollig genug,
mein Seel! als obs ein Romanschreiber er-
logten hätte. Wisse Junge, ich habe deine
Mutter recht gut gekannt, ich war mit ihr
in Italien, ich war dabey, als du auf dem
feuerspendenden Berge in die Welt krochst. Es
sind nun vier Jahr als sie mir schrieb, du
seyst unsichtbar geworden.

Hoffentlich wird der Leser sich noch des
jungen Herrn erinnern, der am Tage nach
Fastnacht des Morgens um fünf Uhr, meine
Großmutter nach Hause geleitete, und auf
der neapolitanischen Reise, meinem Groß-
vater gegen über, im Fond saß. Es war
kein anderer, als der nemliche Herr von
Süssenbavn, damals Hof- und Jagdjunker

des Durchlauchtigsten Fürsten Polycarpus. Bey seiner Zurückkunft aus Italien ernannte ihn der Fürst zum Oberforstmeister, und bald darauf zum Berghauptmann, weil sein Gut in der Gegend eines ziemlich beträchtlichen Bergwerkes lag, und er nichts vom Bergwesen verstand. Hier lebte er seit Fünfzehn Jahren entfernt von der Welt, und die wilde, düstere Gegend; der einförmige Umgang mit seinen Jägern und Bergleuten, das tägliche Geschäft des Hagens und Werdens, hatten aus dem süßen Hofsling nach und nach einen rauhen Waidmann gebildet. Er war ein Hagestolz, der keine weibliche Seele um sich litt, außer der Jungfer Morgenthau, seiner Wirthschafterin. Diese hatte ihn überredet, aus christlicher Liebe ein paar Waisenknaben zu sich zu nehmen, welche durch ein Spiel der Natur das Glück hatten, dem gnädigen Herrn sehr ähnlich zu sehn.

Die Jungfer Morgenthau sah etwas scheel, als sie die Bemerkung machte, daß
die

die Waisenknaaben, vermöge ihrer Gesichtsförmigen, allenfalls für Halbbrüder meines Vaters passiren könnten. Sie beherrschten den gnädigen Herrn seit geraumer Zeit unumschränkt, und hatte schon längst aus weiser Vorsicht für die Zukunft ein Plänchen entsponnen, wie die Burg Süssenhayn, sammt der hohen und niedern Jagd, nach und nach in ein Häufgen lachendes Gold zusammenzuschmelzen sey, mit welchem sie nach dem erfolgten, tödtlichen Hintritt des Erbherrn, die beyden Waisenknaaben in christlicher Eingezogenheit zu erziehen gedachte. Die Wärme, mit welcher der Berghauptmann meinen Vater umarmte, die Ehre die er ihm erwies, ihn bey der Tafel, neben sich zu setzen, die alte Bekanntschaft mit meiner Großmutter, von welcher sie bis jetzt nicht ein Wortgen geroußt hatte; alles dieß zusammen genommen, vertiefte die Falten, welche seit einigen Jahren ihre Stirn zierten, machte sie bey Tische grämlich und schmollend, und ge-

bahr meinem Vater einen Feind, nachdem er kaum seit einer halben Stunde das Haus dessen betreten hatte, der l'ami de la maison meines Großvaters gewesen war.

Zudeß bemerkte am ersten Abend Niemand den Unmuth der Jungfer Morgenthau. Mein Vater war viel zu gutmüthig und unerfahren, der Berghauptmann aber viel zu heiter und froh über die unerwartete Zusammenkunft. Er ließ vom besten Rheinwein aus dem Keller holen, und trank aus einem silbernen Becher mit seinem Wappen gefeiert auf die Gesundheit des jungen Abentheurers. Mit unter benachrichtigte er meinen Vater von seinen jetzigen Familienverhältnissen. Meine Großmutter, hieß es, sey vor einem Jahre gestorben, weil sie den Tod ihres Moses und den Verlust ihres Sohnes nicht habe überleben können. Sogleich seyen eine Menge Nuhmen und Wetteru herbeigestürmt, um sich in den Nachlaß zu theilen, man habe aber gefunden, daß die passiva die activa

weit

weit überstiegen, und also förmlich auf die Erbschaft Verzicht gethan, aus welcher sich die Creditores so gut sie gekonnt, bezahlt gemacht. Von dieser Seite war also nichts für meinen armen Vater zu hoffen, inbeß versprach der Herr von Süssenhayn nach bestem Vermögen für ihn zu sorgen, und die Jungfer Morgenthau verzog das Maul bis an die Ohren, als ob sie einen Becher Vermuth ausgeleert hätte.

Der Reisegesellschafter meiner Großmutter hielt Wort, und meines Vaters Kopf machte seiner Protection Ehre. Polycarpus mußte nehmlich auf sein Anrathen sich auf die Bergwerkskunde legen, und brachte es darinn in kurzem weiter als alle Berghauptleute, die seit Anno 972, als das Bergwerk zu Rammelsberg im Harzgebürge entdeckt wurde, hiesem Amte vorgestanden hatten. Die alten Bergleute beehrten ihn mit der Benennung Bergwurzeln, welches in ihrer Sprache einen Suben andeutet, der von bergmänn-



nischen Eltern gebohren worden, zuweilen aber auch auf denjenigen angewandt wird, welcher viel Lust und Liebe zum Dinge bezeugt. Mit leichter Mühe lernte mein Vater gebrauchen den großen und kleinen Peuschel, den Handfäustel, Böß, Federn, Keilschmal, Nageisen, Keilhau, Krassen, Brechstangen, Scheide und Puchhämmer, Erzquetscher, u. s. w., sammt allem Gezeug zum Schacht- und Stollenausjimmern. Er legte den Kunibaum, den Pfuhlbaum, die Lumphölzer, er setzte die Haspelstüben, er schlug ein Sonnensach drauf, er hespelte die Fahrten an, er legte Trage, Stempel und Jöcher, Gerinne und Gestänge, schlug Treckwerk, Sumpf und Kasten, hieng Künste, richtete in Sipeln über die Nichtschacht, und förderte Alles mit einer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, daß die ältesten Bergleute ihm das Zeugniß gaben: er werde nie ein Bergwerk zu Sumpfe treiben.

Der alte Herr von Süßenhayn empfand eine herzliche Freude, wenn er meinen Vater, so sein Wesen treiben sah, und die Nase der Jungfer Morgenthau ward um anderthalb Zoll länger. In Jahresfrist hatte Polycarpus seine Bergstudien vollbracht, und ward für tüchtig erklärt, dem Amte eines Bergzweibenders vorzustehen, wozu er unter dem freudigen Glück auf! aller Schachtfahrer ernannt wurde.

Nun schien sein Glück gegründet, er fing an die Mühseligkeiten zu vergessen, die er als Küchenjunge, Straußenwärter und Naturforscher ausgestanden hatte, und hätte die Jungfer Morgenthau durch mannigfaltiges Quälen und Necken, ihn nicht zuweilen erinnert, daß das menschliche Leben nie ganz ohne Bitterkeit sey — hätte Minchens Besitz ihm die Arbeit versüßt, und seine kleine Hütte zum Tempel der Liebe geweiht; so würde seiner Zufriedenheit nichts gemangelt haben. Oft schlich er an schwülen Tagen im

Schatten hundertjähriger Eichen und bemesseter Tannentänzer; träumte sich zurück in die friedliche Wohnung unter dem rothen Ziegeldach, wo Münchens Auge ihm heller ge- glänzt hatte, als die goldne Ader, welche in der Erzkufe schimmerte. Da schuf er sich reizende Aussichten in die Zukunft, machte Entwürfe vom wachsendem Glück und Reichthum; und der glühende Pinsel betrügerischer Liebe mahlte ihm Alles leicht vor. Hundertmal ergriff er die Feder, um an Herrn van Doelen zu schreiben, hundertmal hielt ihn der Gedanke zurück, daß seine eingeschränkten Glücksumstände auf Münchens Besitz noch keinen Anspruch machen dürften.

Indeß nutzte er seine Freyerstunden zur Aufklärung seines Geistes, er las philosophische Schriften, lernte selbst denken, selbst Schimmer von der Wahrheit scheiden, Pfaffen- und Aberglauben verachten, im Nothfall beide bekämpfen. O hätte er das Letztere nie gelernt! Der sanfte Hauch der Philosophie ward

ward für ihn ein bräusender Sturm, der ihn aus dem Hafen seiner geträumten Ruhe, wie-
der ins offene Meer der Abentheuer ver-
schlug.

Ein Paar alte Bergleute meldeten ihm et-
nes Tages, daß der Kobold vielen Unfug-
angerichtet. Sie sahen dabei sehr bedenklich
aus, und die jüngern standen mit ihren Mü-
hen in der Hand um sie her, stummes Brau-
sen gieng aus ihrem starren Auge, ihrem
offenen Munde. Mein Vater lachte, und
nahm sich die Mühe, ihnen zu beweisen, daß
es gar keinen Kobold gebe, die Jungfer Mor-
genthau ausgenommen. Himmel! welch ein
murrendes Geflüster entstand unter der Ver-
sammlung, deren felsenfester Glaube er an-
zuktassen sich erkühnte: „Er ist ein Gottes-
verächter!“ murmelte Einer dem Andern
zu: „wenn er an keinen Kobold glaubt, so
glaubt er auch nicht an die Bibel — ein
Kobold, dessen Existenz seit achthundert Jah-
ren nie bezweifelt worden: — der uns alte,
„ver-

„versuchte Männer so oft gekniffen, gewor-
 „fen, geohrfeiget hat; — nein Brüder! ei-
 „nen solchen Bösewicht müssen wir nicht un-
 „ter uns dulden. Kommt, wir wollen uns
 „beschweren bey dem Herrn Berghauptmann,
 „und wenn der uns kein Recht schafft, so
 „soll es der gnädigste Landesfürst selbst erfah-
 „ren, daß es Altheisten in seinen Staaten
 „gibt. Der Kobold wäre im Stande, er
 „uns und unsern Kindern zuzurechnen, er
 „könnte machen, daß unser Gebäu ausflüßig
 „würde. Fort Brüder zum Berghaupt-
 „mann!“

So bestürmten sie den armen Herrn von
 Söffenbavn, der nicht ein Wort von der gan-
 zen Sache verstand, denn sie schrieen alle zu-
 gleich, und er hörte nur den Kobold so oft
 nennen, daß er endlich anfing zu glauben,
 der Kobold spücte in ihren Köpfen. Doch
 die Jungfer Morgentbau mit ihrer fünf Zoll
 langen Nase nahm es christfreundlichst über
 sich, ihm den ganzen Vorfall zu verständigen.

Sie that noch allerley von dem ihrigen hinzu, verbrämte die Erzählung mit erbaulichen Anmerkungen, fürchterlichen Gespenstergeschichten, und schloß ihre Abhandlung mit dem Seufzer, daß es dem gottlosen Zweifler nimmermehr wohlgehen könne.

Wein Vater ward vorgesordert, und er bekannte und leugnete nicht. Der Herr von Süssenhahn, der fest am Glauben seiner Väter und der Jungfer Morgenthau hielt, entrüstete sich, und gebot dem angeklagten Bergzehender, öffentlich und feyerlich die Existenz des Kobolds anzuerkennen, oder sein Gebiet zu meiden. Der junge Philosoph hielt es für schimpflich, zu widerrufen, wie Gebornius und andere Regel seines Gelichters, er wählte das letztere, schnallte sein Bündel, und kehrte der Burg Süssenhahn, der Jungfer Morgenthau und dem Kobold den Rücken.



Siebentes Kapitel.

Der Ocean.

»Ich Unglücklicher!« rief mein Vater, in-
 dem er seinen Wanderstab vorwärts setzte;
 »wozu hat der Eigensinn des Schicksals mich
 »bestimmt! in meiner Brust lodert Jünglings-
 »feuer, gleich der Glut aus dem Vesuv, auf
 »dem ich geboren wurde, mich bildete zu
 »würdiger Priester, mir goß Minchens Lage
 »Empfindung ins Herz, ein Kaiser führt mich
 »unter die Räuber, ein Strauß macht mich
 »zum Naturforscher, ein dicker brauner Mann
 »will mich dafür mit der Fuhrmannspeitsche
 »belohnen, ein Gewitter bringt mich nach
 »Süssenhayn, und ein Kobold jagt mich
 »wieder fort. Was soll endlich aus mir
 »werden! wo soll ich Menschen suchen, die
 »einen Vergzehender brauchen, und keine
 »Kobolde glauben?«

Nachhängend diesen traurigen Vorstellungen wanderte er von Stadt zu Stadt mit seinem Bündel auf dem Rücken. Er kam ins Meißnische Erzgebürge, nach Freyberg, Annaberg, Schneeberg, St. Georgenstgdt und Schwarzenberg, Marienberg, Ilmenau, Halle in Tyrol, Schwaz, Ratenburg und Gott weiß wohin! Allenthalben bot er seine Dienste an, legte Proben seiner Kenntnisse ab, wurde bewundert, sollte angestellt werden; aber sobald der Irrglaube wegen des Kobolds bekannt wurde, gab man ihm einen mäßigen Zehrpennig und ließ ihn förder ziehen. Er hätte bis nach Potosi wandern können, ohne eine Freystatt zu finden.

Darüber gieng nur allzubald sein kleiner Sparpfennig zu Ende, und er sah sich einem Nichts gegenüber, wie der Franzose spricht, daß er auf keine Weise in ein Etwas zu verwandeln wußte.

Eines Abends gelangte er müde und matt in die Residenz eines kleinen deutschen Reichsfürsten.

fürsten. Hungrig und durstig, keinen Pfennig in der Tasche, gieng er vor der Bude eines lustigen Schneiders vorüber, der singend seine Nadel einfädelte. „Guter Freund!“ sprach mein Vater: „ihr seyd so lustig und ich so traurig, ihr habt zu essen und ich hungere. Braucht ihr keinen Lehrburschen, so will ich gern ums liebe Brod das Schneiderhandwerk bey euch erlernen.“

„Kommt herein, wackerer Gesell!“ sagte der Schneider: „ich brauche keinen Lehrburschen, aber ich mindere gern die Noth der Armuth, wenn ichs vermag. Setzt euch an meinen Tisch, eßt von meinem Brode, trinkt von meinem Dünnbier, dann offenbart mir euer Anliegen, so will ich zusehn, wie ich helfen mag.“

Die Worte klangen lieblich in meines Vaters Ohren, sie schallten bis in seinen hoblen Magen. Er gieng hinein, setzte sich an des Schneiders Tisch, aß, trank und that sich gütlich. In der Verdauungsstunde offenbarte

er dem lustigen Schneider seine mißlichen Umstände, wie er aus einem Küchenjungen ein Straußenwärter geworden, aus einem Naturforscher ein Bergzehender, und wie er endlich der Gewalt eines Kobolds unterliegen müssen. „Ach!“ seufzte er: „ich bin hoch betrübt, weiß nicht, wie ich meinen ehrlichen Unterhalt erwerben soll. Auf der Spitze eines feuerspendenden Berges ward ich gebohren, und glaubte mein Leben in der Tiefe eines Schachtes zu endigen — umsonst! der Kobold läßt mir keine Ruh. Lieber Meister, thut ein Werk der Barmherzigkeit, und nehmt mich zu eurem Lehrling, so darf ich weder betteln noch stehlen.“

Der lustige Schneider war ein kleiner, bucklichter Mann, der über Alles in der Welt seine Freude hatte, es mochte noch so betrübt oder ernsthaft aussehn. Es war eben keine hämische Freude am Unglück seines nothleidenden Bruders; sondern sein inneres Gefühl schied sogleich das Lächerliche vom Traurigen,

rigen, er lachte über das Erste, daß ihm die
 Ader vor der Stirn aufschwall wie ein Schiffe-
 tau, und mitten im Lachen half er dem Leh-
 tern ab, wenn er konnte. Mein Vater, dem
 ein solcher Karakter auf dem Pfade seines
 Lebens noch nicht aufgestoßen war, erstaunte
 nicht wenig, als er seinen gastfreyen Wirth
 bey der Erzählung von Unglücksfällen, deren
 bloßes Andenken ihm das Herz brach, über-
 laut lachen sah. Sein Jünglingsfeuer le-
 derte auf, er gerieth in Versuchung, ihm den
 zinnernen Teller, der vor ihm stand, an den
 Kopf zu werfen, als der kleine bucklige
 Schneider, der seine Hitze merkte, plötzlich
 einlenkte, sich auf die Zunge biß und seinen
 Gast um Verzeihung bat. „Ihr müßt mir
 „mein Lachen nicht vorübelnehmen,“ sprach
 er, indem er ihm die Hand reichte: „es ist
 „meine Art so. Ich habe von der Natur die
 „Gabe empfangen, überall Stoff zum Lachen
 „finden zu können, und bin glücklicher dabei,
 „als unser Herr Superintendent, wenn er
 „sich

„sich in theologischen Streitschriften herum-
 „balgt. Da Ihr mir nun eben erzählt, wie
 „ihr einen Strauß mit Schlüsseln gefüttert,
 „so konnte ich mich unmöglich des Lachens ent-
 „halten.“ Hier platzte er von neuem in ein
 unmäßiges Gelächter aus, und trieb es so
 lange, daß mein Vater endlich mitlachen
 mußte.

Nachdem sie einander eine Viertelstunde
 lang ins Gesicht gelacht hatten, nahm der
 kleine bucklige Schneider eine ehrbare Mine
 an.

„Nun ist's genug, mein Freund,“ sprach
 er: „nun laßt uns auf Rath und Hülfe den-
 „ken. Ihr wollt bey mir das edle Schnei-
 „derhandwerk erlernen, aber darin kann ich
 „ euch nicht dienen. Meine Kundschaft ist
 „ nicht groß, einen Lehrburschen kann ich we-
 „ der brauchen noch ernähren.“ Ihr mögtet
 „ glauben, ich spräche unwahr, könntet wohl
 „ aus der Reinlichkeit meiner Wohnung, dem
 „ Giffen Brod, den ich euch auftrachte, dem

„Trunk Bier, der euren Gaumen labte, auf
 „den Wohlstand meines Hauses schließen.
 „Es ist wahr, Gott hat mich gesegnet, aber
 „nicht mein Handwerk ist es, dem ich meine
 „Nahrung verdanke, sondern mein Genie.
 „Ihr müßt wissen, ich bin ein Poet, die Verse
 „fließen mir wie Wasser:

,Unverzagt,
 nicht geklagt,
 frisch gewagt,
 hat schon manchen reich gemacht.

„Wenn Einer meiner Kunden seinen Ge-
 „burtstag feyert, gleich bin ich mit einem
 „Gratulations - Gedicht bey der Hand. Keine
 „Bürge:hochzeit, keine Kindtaufe wird ge-
 „feyert, ohne daß der lustige Schneider Luchs
 „sie nicht besingt. Da erschnappe ich denn
 „bald hier einen Gulden, bald dort einen
 „Gulden, und die Quelle meiner Dichtkunst
 „ist unerschöpflich. Der beste Rath also,
 „den ich euch geben kann, wäre der: machts
 „wie ich, werdet ein Poet. Ich will euch

„ein Reimlexicon leihen, das ich selbst ver-
 „mehrt und verbessert habe, darin findet ihr
 „alle Reime von A bis Z, und könnet ohne
 „die geringste Schwürigkeit ein Gedicht von
 „20000 Versen machen, wenn ihr wollt. Ich
 „arbeite auch zuweilen ein Stückgen in
 „den Musenalmanach, aber selten, denn
 „Bürger und Pöß bezahlen schlecht.“

Mein Vater staunte nicht wenig, als er
 hörte, daß er sich unter dem Dache eines
 Poeten befinde. Er hatte immer einen sehr
 hohen Begriff von der Dichtkunst gehabt, ein
 Dichter, meynete er, müsse schon in seinem
 Auge ein Ehrfurcht einflößendes Feuer tra-
 gen, und nun saß er dem kleinen buckligten
 Schneider gegenüber, betrachtete ihn vom
 Kopf bis zu den Füßen, und konnte nicht
 das Geringste an ihm finden, was mit dem
 Bilde in seiner Seele harmonirt hätte. Er
 bat sich einige Probggen seiner Poesie aus, wel-
 che der Schneider sogleich mit einem gefälli-



gen Lächeln aus einem Kästgen nahm, worin er Nähadel und Zwirn verwahrte; das sichere Bewußtseyn eines unfehlbaren Erfolgs glänzte in seinem Auge, er entfaltete das Blatt, that einen guten Zug aus dem Birkrüge und begann wie folget:

An dem
 fröhlich erwünschten Tage
 des
 Christlöblichen Eheverbündnisses
 zwischen
 H e r r n
 Herrn Caspar Fromhold Küt-
 chenrauch,
 berühmten Bürger und Beckermeyster einer
 wohlthätigen Beckerkunst,
 und
 der ehr- und tugend- belobten Jungfrau
 Maria Euphrosina Eisenthra-
 thin,
 des
 H e r r n
 Herrn Hans Christoph Eisenthrats,
 ehelichen Leinwebers alhier,
 einzige, eheliche Jungfer Tochter
 wollte
 mit Scherzen, Kerzen und Herzen
 durch nachstehende Jellen
 seine Freude und Ergebenheit an den Tag
 legen
 der da ist ein schlauer Fuchs
 genannt Sebastian Jacob Luchs.

Als Gott die Welt aus Nichts gemacht,
in ihrer bunten Frühlingstracht,
da schuf er auch die schönen Triebe
der treuen Zärtlichkeit und Liebe.
Dem Adam in dem Paradies
er bald die Jungfer Eva wies, —

Hier entschlummerte mein Vater sanft und
süß. Darob entrüstete sich Meister Luchs
nicht wenig, er räusperte sich, umsonst! er
stampfte mit dem Fuße! endlich setzte er den
Ellenbogen sehr unsanft in seines Gastes Rib-
ben, und als dieser auftaumelte, sprach er
mit blitzendem Auge: „Glaubt ihr denn,
„daß Apoll euch im Schlaf krönen werde?
„wenn ihr nach guten Mustern euch bilden
„wollt, so thut die Ohren auf.“

„Die hatt' ich auch offen, sagte mein Va-
„ter, aber lieber Meister, wenn man fünf
„Meilen gelaufen ist, so wollen die Augen
„mit Gewalt zu.“

Der Schneider. Und wenn ihr zehn Meilen gelaufen wäret, so ein Carmina muß euch munter erhalten.

Da half kein Protestiren, Polycarpus mußte die Augen aufsperrn, rächte sich aber dadurch, daß er die Ohren zuthat, und seine Seele nach Neapel unter das rothe Ziegeldach sandte. Der kleine bucklige Schneider, laß indessen mit einer feinen lieblichen Stimme, gleich dem Kraxen eines Bogens hinter dem Steg der Seige; das Carmen war in drey Hauptepochen getheilt, die erste hub an, wie wir gesehen haben, vom Stammvater aller Menschen, und ging bis auf die Hochzeit zu Canaan, die zweyte von der Hochzeit zu Canaan bis auf die Vermählung der Semiramis, und die dritte von der Vermählung der Semiramis, bis auf den frohen Tag der Hymensfeier zwischen dem Herrn Küchenrauch und der Jungfer Eisenbrathin. Hier ergoß Poet Luchs sich in die zierlichsten Allegorien, wie die Natur für den Becker.

Rüchenrauch aus ihrem feinsten Mehl eine Pastete zubereitet, und für die Jungfer Eifenthathin, deren Vater ein Leineweber war, die dauerhaftesten Fäden gesponnen. Länger konnte der arme Polycarpus nicht aushalten; gleich einem starken, seitwärts gebogenen Aste, der sich plötzlich losreißt, und in seine natürliche Lage zurückschnellt, zerriß auch er die Bande der Wohlansständigkeit, sein Kopf fiel nieder auf die Brust, als habe er das Genick gebrochen, der Schlaf holte seinen dicksten Schleier aus der Höhle der Siebenschläfer hervor, und verhüllte darein den vertriebenen Berggehender. Meister Luchs sah wohl, daß die Natur stärker war als seine Poesie, schnürte unwillig sein Manuscript zusammen, und legte sich schlafen.

Am andern Morgen, als meines Vaters Lebensgeister wieder munter geworden, dachte er dem Vorschlag seines Wirthes reißlicher nach, seine Eitelkeit bildete ihm ein, daß vielleicht verborgene Dichterkeime in ihm schlum-

schlummerten, und daß das Schicksal seinen Merkur, den Zufall gesandt habe, um diese Reime zu wecken. Die Versicherung des Schneiders, daß kein eingebohrnes Genie in dieser Stadt seinen Unterhalt finde, wohl aber schon mancher fremde Abentheurer durch Reimgellingel hier sein Glück gemacht, war ein neuer Windstoß in die Flamme seines Dichterfeuers. Er beschloß im ganzen Ernst, das Ding, wie mein Großvater gesagt haben würde, zu versuchen, jedoch keinesweges auf eine so unwürdige Art, wie Meister Luchs seine Talente zu verschwenden, sondern sogleich mit einem Heldengedicht hervorzutreten, bey dessen Erscheinung er nicht zweifelte, daß die Fama in drey Trompeten zugleich stoßen werde.

Der unumschränkte Fürst über die fünf Spannen Landes, auf welchen unser Held seit vier und zwanzig Stunden sein Wesen trieb, hieß Emerentius Theodor, von Gottes Gnaden Herzog zu A und B, gefürsteter Graf

Graf zu E und D, Graf und Herr zu EFG & caetera, & caetera, & caetera. Die Ercâteras sind die Gedankenstriche der großen Herren und bedeuten eigentlich nichts. Dieser Emerentius Theodor war ein guter, schwammigter Mensch, der Alles ohne Unterschied in sich saugte, und auf den Ruhm Anspruch machte, der größte Mâcen im heiligen römischen Reiche zu seyn. Um seinen Thron, das heißt um seinen Armsessel, lagerten sich alle die, welche in der allgemeinen deutschen Bibliothek oder in der jenaischen Litteraturzeitung waren gemißhandelt worden, sie säeten nicht, sie erndeten nicht, sie sammelten auch nicht in die Scheuer, und der Fürst ernährte sie doch.

Auf dieses Schlaraffenleben war meines Vaters Plan kalkulirt. Ein Heldengedicht, Sr. Durchlaucht, dem Beschützer der Russen, dem ältern Bruder des Apoll gewidmet, sollte auf einmal alle die Geschöpfgen zu Boden schlagen, die bisher nur mit Idyllen und Liedern

Liedern an den Mond den gähnenden Fürsten in den Schlaf gesungen hatten. Der kleine bucklige Schneider billigte den Entwurf, weil mein Vater ihm auf diese Weise in seiner Nahrung keinen Eintrag that, ja er versprach sogar seinen Gast unentgeltlich so lange zu füttern, bis das Heldengedicht seine Existenz erhalten, unter der einzigen Bedingung eines mäßigen Antheils am Gewinn, den beyde im Geiste schon aufgezählt und gelblächelnd vor sich liegen sahn.

Nun ging mein Vater rasch ans Werk und kaum waren zwey Monat verfloßen, als eine Epöpee, betitelt der Ocean, in drey und dreißig Gesängen aus Licht trat. Doch verstehe ich unter diesem Lichte nicht das Licht der Welt, bis jetzt war es nur noch die Lampe des Schneiders, denn nun mußte das Gedicht vor allen Dingen erst mit kritischem Auge beleuchtet, und deshalb ein Sonntag anberaumt werden, an welchem Meister Luchs als Kunstrichter, das Geistesproduct meines Vaters

Vaters prüfen sollte. So drückte Polycarpus sich aus, eigentlich war es ihm aber nur darum zu thun sein Werk vorzulesen, denn er war fest überzeugt, daß nichts daran zu bessern sey.

Mit auf den Tisch gestemmten Armen saß der kleine bucklichte Schneider meinem Vater gegenüber, welcher folgendergestalt begann :

D e r O c e a n .

Erster Gesang.

„Tief aus der dämmernden Hülle der Nacht,
 „gegossen in die fürchterliche Höhle des nir-
 „mersatten Anschauens, irret mein wandern
 „der Geist durch die Schatten der entflohenen
 „Jahrtausende, sammelt im Schoos der Ewig-
 „keit die Früchte der immer blühenden Pal-
 „men,

„men, nagt mit scharfem Zahn an den Wun-
 „dern der Natur, und leckt mit stachlich-
 „ter Zunge an den Meisterwerken der Schö-
 „pfung.“ —

Hier fiel Meister Luchs in einen sanften Schlaf, mein Vater blickte verächtlich auf ihn, hielt es nicht der Mühe werth, diesen gefühllosen Klobz zu wecken, sondern las sich selbst die drey und dreißig Gesänge nach einander vor, und rief alle Augenblicke: welche Begeisterung! welche göttliche Erhabenheit! welch ein Schwung der Ideen!

Darauf wurde der Ocean sauber abgeschrieben, in Goldpapier gebunden, und unser Held hatte bald darauf die Ehre, ihn Seiner Durchlaucht zu überreichen, wobey er einen nagelneuen Scharlachrock trug, welchen der kleine buckligte Schneider ihm aus einem Stück gestohlenen Luchses verfertigt hatte.

Emerentius Theodor lächelte gnädig auf den vertriebenen Bergzehender herab, das Gedicht ward von ihm, und folglich auch von dem ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben, denn kein Mensch verstand ein Wort davon, und bald erfuhr mein Vater, daß sein Oecan für ihn Goldkörner bey sich geführt habe, denn er ward wenig Tage nachher zum Aufseher über den fürstlichen Park ernannt, ein Neutgen; daß seinen Mann nährte, und von welchem er mit Recht hoffte, daß kein Kobold ihn daraus vertreiben werde.

Achtes Kapitel.

Der Wolf.

„O du liebenswürdige Jungfer Morgen-
 thau!“ rief mein Vater einst beym Aufgang
 der Sonne: „dein von Fette triefendes Auge
 hat mehr vermocht, als Minchens seelen-
 voller Blick. Du hast mich mit Hülfe ei-
 nes Kobolds zum Dichter umgeschaffen, die
 verdanke ich die Ernennung zum Aufseher
 über den fürstlichen Park, dir seyen auch
 die Erstlinge meiner Muse geweiht.“ Er
 sprach, sattelte seinen Dichterklepper, den
 er mit dem Namen Pegasus beehrte, und
 schrieb eine lange Satyre in Jamben, eine
 getreue Schilderung der Jungfer Morgen-
 thau.

Das Gedicht wurde bald bey Hofe bekannt,
 man setzte es den Satyren des Boileau an die
 Seite, da man aber in dieser Residenz die
 Jungfer Morgenthau nie gesehn hatte, und

doch durchaus ein dem Gemählde anpassendes Original haben wollte, so suchte man Aehnlichkeiten unter den Damen des Hofes auf. Unglücklicherweise traf es sich, daß mein Vater das Bild der Jungfer Morgensbau in einem Kopfsputz mit gelbem Bande aufgestellt hatte, und daß die gelbe Farbe die Lieblingsfarbe der Fürstin war. Kaum hatte man diese wichtige Entdeckung gemacht, als sogleich einer dem andern in die Ohren flüsterte: „die Satyre geht auf unsere Fürstin, es paßt zwar nicht ein einziger Zug, aber das gelbe Band beweist es deutlich genug.“ Eine dienstfertige Zofe, deren Reize mein Vater einst verschmäht hatte, übernahm es, diese hämischen Vermuthungen der Fürstin selbst bezubringen, diese war in jedem Verstande des Wortes ein Weib, leichtgläubig und rachsüchtig, das gelbe Band erregte ihre gelbe Galle, und sie schwor es ihrer beleidigten Eitelkeit, sich bey der ersten Gelegenheit an dem Dichter zu rächen.

Mein Vater erfuhr es zeitig genug, daß eine Wetterwolke am Horizont seines Glückes sich aufthürme, er ließ, um den Streich abzuwenden, das Gedichte drucken, und setzte statt der gelben Farbe die ziegelrothe. So gleich deutete der ganze Hof die Satyre auf die Oberstallmeisterin, welche nichts als ziegelroth trug, und vor Zorn und Aerger bersten wollte, als sie die Abänderung der Farben erfuhr. Der arme Polycarpus erschrock nicht wenig über dieß neue Mißverständniß, er veranstaltete eine zweyte Auflage seines Gedichts, und setzte statt ziegelroth, grasgrün. Doch nun ward sein Unglück erst vollkommen. Die Maitresse des Fürsten hatte sich schon längst zur Beschützerin der grasgrünen Farbe aufgeworfen, und da sie vielleicht außerdem noch mehr Ursache als die beyden andern Damen haben mogte, sich mit der Jungfer Morgenthau zu vergleichen, so legte sie einen feyerlichen Eid in die Hände ihrer Zofe, dieß Bubenstück nicht ungerochen zu lassen.

Auf diese Weise hatte sich mein armer Vater in Monatsfrist drey mächtige Feinde gemacht, die vereint auf seinen Untergang lauerten. Er hielt es für vergeblich, in seiner dritten Auflage seiner Satyre, das Grasgrün wieder mit einer andern Farbe zu verwechseln, denn da der Hof einmal durchaus ein Original zu dem Gemälde haben wollte, und es keine Farbe auf der Welt gab, welche in dieser fürstlichen Residenz nicht von irgend einer jungen oder alten, schönen oder häßlichen Dirne getragen worden wäre, so sah er wohl ein, daß er die Zahl seiner Feinde nur vermehren würde. Voller Unmuth ergab er sich daher in sein Schicksal, hängte die Leier Apoll's an die Wand, und nahm sich vor, bloß seinen Pflichten zu leben, um wo möglich durch Untadelhaftigkeit dem Streiche auszuweichen, welcher ihm drohte.

Der ihm anvertraute Park hatte ungefähr eine Stunde im Umfang, und begriff in sich die Hälfte der Staaten des Fürsten Emerentius

eins Theodor. Man hatte verschiedne Kornfelder dazu genommen, mit Buschwerk bepflanzt, und ließ nunmehr das Korn weit bequemer aus dem benachbarten Lande einführen. Allerley fremde und seltene Thiere, als indianische Hünen, Fasanen, türkische Enten, Dammhirsche, spanische Schaafse und dergleichen, giengen frank und frey in diesem Parke herum. Um ihnen jedoch das Weglaufen zu verwehren, hatte man das Ganze mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, welche dem Fürsten nichts kostete; denn er borgte das Geld von der Landschaft, die ihm bald darauf, als sie bey seinem zweyten Prinzen zu Gevatter gebeten wurde, den Schuldbrief zum Pothengeschenk überreichte.

Diese Mauer war für die kleinen Staaten des Fürsten Emerentius ein größeres Wunder, als die große chinesische Mauer gegen die Einfälle der Tatarn, sie wurde daher auch jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit ge-

zeigt, und mußte beständig in baulichem Stande erhalten werden. Eines Tages bemerkte mein Vater, daß hinter einem dicken Gebüsch, welches an eine niedliche Einsiedelei grenzte, eine gewaltige Bresche in die Mauer gemacht worden. Er erschrock über diese Verwegenheit, die er nicht dem Dohn-gefähr zuschreiben konnte, sondern die ihren Ursprung ganz deutlich Menschenhänden verdankte, und wollte sogleich nach Maurer und Steinmetz senden, die Lücke wieder zu ergänzen. Aber plötzlich ward ihm ein Billet ohne Unterschrift in die Hand gesteckt, folgendes Inhalts:

„Wenn der Herr von Bullenbach seine Sottisen wieder gut machen will, so löst er das Loch in der Mauer so wie es ist.“

Die Sache war für meinen Vater ein Räthsel, indeß beschloß er die Mauer noch ein paar Tage unausgebessert zu lassen, und sorgfältig zu lauern, was es eigentlich damit für eine

eine Bewandniß habe. Nicht lange, so erblickte er des Abends im Mondenschein eine verkappte Dame, welche in die Einsiedelei schlich. Er verkroch sich ins Gebüsch ganz nahe an der Mauerlücke, und hatte das Vergnügen, einen Dragoneroffizier durchschlüpfen zu sehn, welcher als ein naher Vetter von der Maitresse des Fürsten, vor kurzem unter dem Fürstlichen Heere eine Fähndrichsstelle erhalten hatte. Sapiienti sat! dachte mein Vater: die Mauerlücke geht mich nichts weiter an, wer sie gemacht hat, mag sie wieder ausbessern, meine Gefälligkeit wird die grasgrüne Farbe in Vergessenheit bringen, und in kurzem wird es mir vergönnt seyn, die Feyer des Apoll wieder von der Wand zu holen.

Er gieng und legte sich ruhig schlafen, indeß ein feindlicher Dämon von seinem unglücklichen Gestirn mit tückischer Schadenfreude herabsah. Ein unverschämter Wolf, der nicht wußte, daß die Mauerlücke bloß zum

Behuf des Dragoneroffiziers offen war, bediente sich dieses Durchgangs um einen nächtlichen Spaziergang im Park zu machen. Er begegnete unvermuthet zweyen spanischen Schaafen, und weil er noch in seinem Leben kein spanisches Schaffleisch genossen hatte, so nahm er sich die Freyheit, aus ihnen ein Frühstück zu machen, und nichts als einige Knochen übrig zu lassen.

Welch ein Donnerschlag für meinen Vater, als er am andern Morgen die traurigen Ueberreste fand. Er nahm sich sogleich vor, die ganze Sache zu vertuschen, und in der Geschwindigkeit ein Paar andere Schaaf aus Spanien kommen zu lassen. Doch konnte sein gepreßtes Herz nicht umhin, sich wenigstens dem kleinen bucklichten Schneider anzuvertrauen, dieser lachte, daß er bersten wollte, versprach zu schweigen, und entdeckte das Geheimniß unter dem Siegel der Verschwiegenheit nur dreyen seiner Kunden. Ehe ein Tag vergieng, kam es bis zum Ohre des Fürsten,

sten, die gelbe Fürstin, die ziegelrothe Ober-
 stallmeisterin und die grasgrüne Maitresse
 schürten, hezten, gossen Del ins Feuer, und
 mein Vater befand sich plötzlich, ohne zu
 wissen wie, in einem kühlen Gefängniß, mit
 eisernem Geschmeide an Händen und Füßen.

Neuntes Kapitel.

Das Bley.

Die Wohnung, welche meinem Vater ange-
 wiesen worden, war, wie gesagt kühl, aber
 sonst eben nicht zum bequemsten. Es befand
 sich darinn ein Bund Stroh, welches seit
 vierzig Jahren dem jedesmaligen Bewohner
 zum Nachtlager gedient hatte, ein hölzerner
 Tisch, von welchem drey Beine abgefault
 waren, und das Gerippe eines Strohstuhls.
 Die vier nackten Wände waren nicht durch

die Kunst verunstaltet, sondern prangten in ihrer natürlichen wilden Schönheit. Ein Fenstergen von vier kleinen Scheiben in Bleigefaßt, zählte dem armen Polycarpus die Strahlen der Sonne sehr sparsam zu, und er verzehrte sein schimmlichtes Brod immer in einer angenehmen Dämmerung.

Die fürchterlichste Pein, welche in dieser unfreywilligen Einsamkeit ihn marterte, war die Langeweile. Umsonst bat er, ihm wenigstens seine Bücher und Schriften verabsolgen zu lassen, jedes Ohr war taub. Kein Stückgen Papier, kein Tröpfgen Dinte, kein armfeliger Gänsekiel wurde dem Verbrecher, der des Hochverraths schuldig war, vergönnt, um seine Leiden wie Schubart ins Herz seiner Zeitgenossen sinnen zu können. Umsonst dachte er auf Mittel zur Flucht. Nicht so beharrlich, nicht so erfinderisch, wie der felsenfeste Trenk, blickte sein eingeschränkterer Geist die dicken Mauern muthlos an, und seufzte ungehört nach dem, der alle Fesseln löst,

löst, nach dem Jüngling mit der umgekehr-
 ten Fackel. O wie neidete er oft die Schwal-
 be, die vor seinem kleinen Fenster ihr Nest
 angebaut hatte! O wie glücklich schien ihm
 der Sperling, den er unterm Dache zwit-
 schern hörte. Mäuse und Spinnen waren
 seine einzigen Gesellschafter, ihn weckte nichts
 aus dem melancholischen Hinbrüten, als zwey-
 mal des Tages der klirrende Schlüssel des
 Kerkermeisters.

„Ich Elender!“ rief er in Thränen
 schwimmend: „warum spie der Vesuv mich
 „aus! warum ward ich nicht mit den Mäu-
 „bern zum Nichtplatz geführt! warum starb
 „ich, nicht statt des unschuldigen Straußes,
 „den ich mit Schlüsseln fütterte! warum er-
 „schlug mich nicht ein wohlthätiger Wetter-
 „strahl, als ich in der Jägerhütte vor der
 „Fuhemannspeitsche Schutz suchte! warum
 „drehte der Kobold mir nicht den Hals um!
 „o hätte der Wolf die spanischen Schaafse
 „verschont und statt ihrer mich Unglücklichen
 „zer-



„zerrissen. Da sitze ich nun, und büße das Ver-
 „brechen der Mauerlücke, ohne die geheimen
 „Freuden der Einsiedelei genossen zu haben,
 „verfluche die ganze Welt, Minchen ausge-
 „nommen, und Niemand hört meinen Fluch
 „als Mäuse und Spinnen.

So verwinfelte mein armer Vater vier
 Monate seines Lebens, die Mauerlücke war
 unterdessen ausgebessert, die spanischen
 Schaafse durch ein Paar andere ersetzt, und
 der Dichter des Oceans rein vergessen. Zwar
 wagte es der kleine bucklige Schneider ein-
 gemal, dem Fürsten Knüttelverse zu überrei-
 chen, in welchen er so wie die Barschin für
 Schubart hat, aber der gute schwammigte
 Fürst pflegte sie jedesmal seinem Kammerdi-
 ner anzuvertrauen, der die fürstlichen Haare
 damit in Papißoten schlug.

Doch schon nahte die Stunde seiner Er-
 lösung. Der Geburtstag Seiner Durch-
 laucht sollte feyerlich begangen werden. Die
 Fürstin prangte in schwefelgelber Tracht, die
 Mai-

Maitresse zog ihr bestes, grasgrünes Kleid an, die Oberstallmeisterin schimmerte ziegelroth, wie der ferne Brand eines Kornmagazins bey nächtlicher Weile am Himmel leuchtet. Der kleine bucklichte Schneider besang diesen Tag mit Scherzen, Kerzen und Herzen, die sämmtlichen Dichter des Hofes hatten Ströme von Dinte vergossen, und Myriaden von Federn zerkaut, die ausgemergelten Unterthanen suchten die letzte Kraft hervor, um ihrem Fürsten ein heiseres Divat zu kreischen. Mein Vater erfuhr durch den Mund des Kerkermeisters schon den Abend zuvor die Annäherung dieses feyerlichen Tages. Husch! fuhr der Gedanke durch seine Seele, dieß Fest auch durch ein Gedicht zu verherrlichen, und vielleicht in einem frohen Augenblick, wo man so ungeru Jammer und Elend um sich sieht, seine kostbare Freiheit wieder zu erlangen. Das dichterische Feuer glimmte hervor, aber wie sollte er diesem poetischen Orange Luft machen? Wenn er auch
 nicht,

nicht, wie es sich doch gebührt hätte, die Ausflüsse seiner Muse auf holländisch Postpapier trug, und in Goldpapier gebunden, zu den Füßen des Thrones legte, so gehört doch zum Schreiben nun einmal Feder, Papier und Dinte, oder eine Wachstafel, oder ein Palmblatt und ein Griffel, und hätte er auch wollen, wie die ehemaligen Einwohner von Peru, seine Gedanken in Quipos ausdrücken, diese Sprache verstand am Hofe Niemand. Doch die Noth ist erfinderisch. Der mitleidige Kerkermeister hatte ihm vor einigen Tagen die asiatische Banise geliehen, aus welcher er das erste weiße Blatt riß, und sich so im Besitz eines Stückens Papier sah. Nun fehlte es nur noch an einem Schreibwerkzeuge, da warf er seine Augen auf das kleine Fenstergen, aus vier Scheiben bestehend, welche in Bley gefaßt waren. Trotz des stürmischen kalten Wetters, welches den Regen in seine einsame Zelle schlug, zerbrach er die Scheiben, löste das Bley ab, und schrieb

schrieb damit so gut es gehen wollte, auf das ziemlich beschmutzte Blatt.

Das Gedicht enthielt eine Allegorie, und wurde meines Vaters Meisterstück. Es traten darin auf die drey Grazien, welche zum Feste Apolls wallfahrteten. Die Eine war gekleidet in ein schwefelgelbes Gewand, die andere in ein grasgrünes, die dritte in ein ziegelrothes. Apoll empfing sie und ihre Glückwünsche sitzend zwischen dem Bacchus und der Hebe, und erlaubte ihnen auf ihre Bitten, einen armen Dichter in Freyheit zu setzen, der am Fuße des Helikons in einer fürchterlichen Höhle angeschmiedet war.

Der gutherzige Kerkermeister übernahm es am Morgen des festlichen Tages das Blatt der Fürstin zu überreichen, diese theilte es der Maitresse und der Oberstallmeisterin mit, alle drey zogen die Mäuler zusammen, warfen einen Blick in den Spiegel, bewunderten das Grazienhafte ihrer Mienen, vergaßen ihren Groll auf den armen Polycarpus, und eilten

eilten zum schwammigten Fürsten, um seine Loslassung zu bewürken. Der schwammigte Fürst hatte eben eine Flasche Champagner in sich gesogen, seine kleinen Augen bligten freundlich nach der grasgrünen Maitresse, und er sprach fiat!

Noch am selbigen Abend wandelte mein Vater wieder in Gottes freyer Luft herum, doch wurde ihm zugleich angedeutet, binnen drey Tagen ein Land zu räumen, das er allenfalls in einer Viertelstunde hätte räumen können. Er küßte am andern Morgen den drey Grazien die Hand, dem Apoll den Rockzipfel, drückte den kleinen bucklichten Schneider an sein Herz, und verließ die Residenz des schwammigten Fürsten eben so arm als er sie betreten hatte.

Zehntes Kapitel.

Feigherzigkeit.

„Huldseelige Jungfer Morgenthau!“ seufzte der unglückliche Wanderer: „wie lange wird dein Freund und Stiefbruder der Kobold, mich Armseeligen verfolgen! — München! München! schon zweymal war ich im Geist so nahe dem Hasen meiner Wünsche, oder mit andern Worten dem Golfo die Diavoli, da jagt mich der Aberglaube aus dem Harzgebürge, und die Liebe aus dem Park des schwammigten Fürsten. Schicksal, Zufall oder Dämon, wer von euch leitet meine Schritte? wessen Macht soll ich anbeten?“ —

Die Macht der Nothwendigkeit, flüsterte eine geheime Stimme ihm zu. Nimm deine Vernunft gefangen unter den Glauben, kehre um mit reulgem Herzen zu der Burg des Herrn von Süßenhayn, bekenne vor ihm



und der guten Jungfer Morgenthau, daß du dich gröblich vergangen, ehre das Daseyn des zwickenden und kneifenden Kobolds; so werden ihre Herzen sich wieder zu dir neigen, du wirst wieder als Berggehender im Schatten majestätischer Eichen herumwandeln, wirst das fröhliche Glück auf! deiner alten Kammeraden hören, deren jeder mit traulichem Handschlag dir entgegen eilen wird, weil, wie du wohl weißt, im Himmel mehr Freude ist über einen büßenden Sünder, als über hundert Gerechte.

So sophistisirte der Mangel ihm vor, als er eben über eine dürre Haide schlich, und dann und wann zur Labung einige Wachelberbeeren pflückte, die er den froh umher-schwirrenden Lerchen abstahl. Da aber sein Magen kein Lerchenmagen war, so erhob plötzlich der Hunger seine Stimme mit so hinreißender Beredsamkeit, daß mein Vater sich kurz und gut entschloß, den philosophischen Stærtsinn aufzugeben, im Nothfall die

Existenz von zehntausend Kobolden feyerlichst anzuerkennen, und auf diese Weise zu versuchen, ob er Gnade finden könne vor den Augen des Berghauptmanns von Süssenhayn.

Mit diesem Vorsatz lenkte er seine Schritte geradesweges nach dem Harzgebürge, welches er nach einem sehr beschwäerlichen Marsch von zwölf Tagen, mit geschwollenen Füßen, und braungebräuntem Anlitz erreichte. Das Herz klopfte ihm immer schneller, je mehr er sich der Burg Süssenhayn näherte, und als er schon durchs Gesträuch die kleine Jägerhütte erblickte, in welche er einst als Straußen-Mörder flüchtete, die vor Sturm und Ungewitter ihn schützte, und oft als Bergzehender seine Besuche empfing, da rollten ein paar empfindsame Thränen über seine braunen Wangen, Minchens Bild stand vor seiner Seele, denn eben hier war es, wo er es einst so oft herborgerufen hatte. Er verlor sich ganz in schwärmerischen Bildern der

Bergangenheit und der Zukunft, als plötzlich ein angstvolles Geschrey um Hülfe an seine Ohren schlug. Polycarpus, obgleich nur mit einem dicken Knotenstock bewaffnet, bedachte sich keinen Augenblick buschein zu springen, und durch dick und dünn sich einen Weg nach der Gegend zu bahnen, wo das Geschrey herkam, welches sich nach und nach in ein Gewinsel verwandelte.

Wahrer Muth stützt sich nicht auf Waffen, Muth ist etwas ganz anders als Kraft, Bewußtseyn überlegener Kraft ist nicht Muth, so wenig als der verschenkte Groschen dessen, der Millionen besitzt, Wohlthätigkeit genannt zu werden verdient. — Mein Vater kam, sah und beute! der Herr von Süßenhaya unter den Händen zweyer Mörder, diese Mörder die nemlichen beyden Waisenkneben, welchen er auf Empfehlung der Jungfer Morgenthau bis jetzt zum Vater gedient hatte, und welche, wie der geneigte Leser sich noch erinnern wird, durch ihre Familienähnlichkeit

leit

keit mit dem armen Polycarpus, den ersten Grund zu dem unauslöschlichen Haffe der frommen Jungfer gegen ihn, und zu seiner nachherigen Verbannung legten. Sie waren Jeder mit einer Glinte und einem Hirschfänger bewaffnet, aber was ist Glinte und Hirschfänger, wenn ein böses Gewissen jede Sehne erschlafft, die den Hahn spannen, oder den Säbel zücken will. Gedankt sey es der weisen Vorsicht! Selbberzigkeit ist die Begleiterin jeder bösen That, wahren Muth giebt nur die Tugend. Wie ein Blitzstrahl brach mein Vater durchs Gebüsch, sein Knotenstock tanzte auf den Köpfen seiner Stiefbrüder, und die feigen Vuben flohen.

Innig bewegt kehrte er sich zu dem Herrn von Eussenbagn, der in seinem Blute schwamm. Er hatte einen Hieb über den Kopf und eine tiefe Wunde in der linken Seite. „Bist du es, mein Sohn Polycarpus,“ rief er mit schwacher Stimme: „bist du es, der seinem undankbaren Vater das Leben rettet!“

„O wie oft habe ich meine Härte gegen dich bereut! wie viele Boten nach dir ausgesandt, um dich zurück in meine Arme zu führen. Der Himmel hat meinen heißesten Wunsch gewährt, dich noch einmal wieder zu sehn ehe ich sterbe, o mögte er auch noch den erhören, vor meinem Ende deine Tugend belohnen zu können.“

Mein Vater sah wohl ein, daß hier weder Ort noch Zeit sey, das Vergangene zu recapituliren, und da er den schwer verwundeten Berghauptmann kraftlos vor sich liegen sah, so nahm er ihn kurz und gut auf seine Schultern und trug ihn huckepack bis in die Burg, wo er unter dem Angstgeheul der Jungfer Morgenthau in sein Bette gebracht wurde. Den Jäger Matz sandte Polycarpus auf dem besten Klepper ins nächste Städtgen, um einen Arzt zu holen, Jäger Anton und Jäger Hans erhielten Befehl, den Wald zu durchstreifen, und die mörderischen Suben lebendig oder todt in die Burg zu liefern. Die fromme

fromme und keusche Jungfrau wollte sich ganz unvermerkt aus dem Staube machen, wurde aber zu großem Wohlbehagen des sämmtlichen Hausgesindes, vor der Hand in den Keller gesperrt, wo sie so lange schimpfte, weinte, fluchte, betete, sprudelte, geiferte, bis sie vor Mattigkeit weder Hand noch Fuß noch Zunge mehr rühren konnte.

Nach wenig Stunden führte der Jäger Haus triumphirend die beyden würdigen Söhne einer frommen Mutter, mit auf den Rücken gebundenen Händen, durch das Schloßthor auf den großen Hof, wo sie von der gesammten Dienerschaft angepfan, und mit manchem derben Ribbenstoß beehrt wurden. Sie gestanden weinend, daß die ehrsame Jungfer Morgenthau sie zu dieser That verleitet habe, daß ihr schon seit langer Zeit das jähe Leben des Herrn von Eüssenhayn zur Last gewesen, daß das Gut durch ihre sorgfältige Vermittelung gänzlich verschuldet sey, das darauf geborgte Geld aber unangetastet in



einem großen eisernen Kasten begraben liegt, daß sie nur den günstigen Ausschlag des mörderischen Unternehmens abwarten wollen, um sich alsdann mit ihren Schätzen in Sicherheit zu begeben, und den etwanigen Erben die leere Burg zu hinterlassen.

Auf dieses freiwillige Bekenntniß sandte man die saubern Spießgesellen in die Amts-
Bogtey, wo ihnen ein eben so kühles Quartier angewiesen wurde, als weiland meinem Vater, da der Wolf die spanischen Schaaf gefressen hatte. Die Jungfer Morgenthau ward aus dem Keller hervorgeholt und bekannte nichts; da aber der gefüllte eiserne Kasten die Aussage ihrer Pflegkinder bestätigte, so ward sie gleichergestalt der engern Gewahrsam des Büttels anvertraut, welcher ihr oft handgreiflich bewies, daß der Kobold in ihn gefahren sey.

Um nie wieder auf dieses würdige Kleeblatt zurückkommen zu müssen, endige ich ihre

Geschichte lieber sogleich. Der Herr von Süssenhahn verzich ihnen auf dem Sterbette. Auf seine Vorbitte ward die peinliche Untersuchung nicht allzustrenge betrieben, die Jüngfer Morgenthau wurde eine Zierde des Zuchthauses, wo sie unter dem Singen erbaulicher Lieder, mit vieler Geschicklichkeit Hirschhorn raspelte; die beiden Zweige dieses verwelkenden Stammes folgten dem Kalbsfell unter einem preussischen Regimente, und wurden, nachdem sie zweymal entlaufen und wieder ertappt worden waren, neben einander an einen Galgen gehängt.

Fünftes Kapitel.

Die Hölle.

Während die Burg Süssenhayn auf diese Weise von allen Kobolden gereinigt wurde, langte der Arzt mit Schweiß und Staub bedeckt daselbst an. Er untersuchte die Wunden des gnädigen Herrn und fand sie nicht tödtlich. Mein Vater wich nicht vom Krankenlager, wohnte jedem Verbande selbst bei, durchwachte jede Nacht im Vorzimmer, ängstlich lauschend nach dem leisesten Athemzug des Schlummernden. Bald zupfte er ihm das Kopfkissen zurecht, bald wehrte er ihm die Fliegen ab, bald braute er für ihn ein Glas Limonade. Der Herr von Süssenhayn bemerkte Alles im Stillen, und diese Krankheit bewürkte in seiner Seele eine mächtige Veränderung. Er dachte zum Erstenmale ernsthaft an Tod und Ewigkeit, sein im Grunde unverdorbnes Herz, aus dem nur

der

der Strom der Welt bis jetzt jede feinere Empfindung weggeschwemmt hatte, fühlte auf einmal eine Leere, die jeder Menschenspäher sich so wie ich erklären wird. ... Seine ganze Lage veränderte sich plötzlich, ihn umgab nicht mehr die Jungfer Morgenthau noch ihre Buben, er mußte sich des Gedankens entöhnen, diese Personen zu seiner Familie zu rechnen, sich als von ihnen geliebt und geehrt zu betrachten, er mußte Tage lang auf einer Seite gegen die Wand gekehrt liegen, mußte seiner Lieblings- und einzigen Beschäftigung, der Jagd, entsagen, durfte nicht einmal viel reden, um der Heilung seiner Wunden nicht zu schaden; — was blieb ihm übrig? und was bleibt jedem wissenschaftlosen Kopfe übrig, um die leeren Stunden zu füllen? Die Seele will beschäftigt seyn, findet sie keine Materialien vor sich, so schafft sie sich selbst welche, wiegt sich in Träume, wird Schwärmerin, und hält ihre Schwärmerey für höhern Ruf zur Religion. Daher und nicht



nicht immer aus Furcht des Todes, entsiehet oft die frommen Befeehlungen auf dem Krankenlager.

Der Herr von Süssenhayn fing sehr bald an zu glauben, daß ein höheres Wesen aus väterlicher Fürsorge den unglücklichen Zufall vorher bestimmt, welcher ihn betroffen, um durch Leiden ihn aus dem Sündenschlamm auf die Bahn der Frömmigkeit zu führen. Er verlangte nach einem Prediger. Und siehe! es erschien ein dickes, polypenartiges Wesen, Magister Schlendrian genannt. Auf seinem Gesichte wohnte die höchste Unbefangenheit, er sah immer einerley aus, er mochte ein junges Brautpaar kopuliren, oder einem hilflosen Kranken das Sacrament reichen. Seine Berufsgeschäfte waren ihm durch langes Arbeiten im Weinberge des Herrn mechanisch geworden; er glaubte Alles was man wollte, Ewigkeit der Hellenstraßen, Gespenster, Kobolde, Alles, Alles! nur die Wahrheit der Welten nicht, denn er hielt

hielt steif und fest an der Schöpfungsgeschichte des Moses, wo Sonne, Mond und Sterne ein wenig cavalierement behandelt werden. Unter seinen Reichthümern genoss er der tiefsten Ehrfurcht, denn er warnte sie oft vor den falschen Propheten, die umherschleichen wie der Wolf, der im Park des schwammigten Fürsten die spanischen Schaafse zerriß, Das Sündenleben des Herren von Süßenhayn war ihm schon längst ein Vergerniß gewesen, oft wenn er des Morgens um 3 Uhr noch im süßesten Schlummer schnarchte, weckten ihn die Jagdhörner und das Gebell der Hunde, die unter den Fenstern seiner Pfarrewohnung vorüberzogen. Der Hoch- und Wohlthätige Vater des gnädigen Herren, pflegte denn doch dergleichen tumultuarische Störungen oft durch ein paar Hasen, nicht selten durch einen Rehbock, und zuweilen gar durch eine wilde Sau wieder gut zu machen; aber der jetzige hochadliche Leichenpärren kam nicht allein selten in die Kirche und
 nie

nie in den Beichtstuhl, sondern fraß auch Alles selbst. Zu allem diesem kam noch eine besondere geheime Ursache, welche den priestlichen Groll immer unter der Asche nähete. Der Herr Magister Schlendrian war nemlich vor vielen Jahren gesonnen, die Jungfer Morgenthau zu seiner christlichen und geistlichen Haushälterin zu machen, sie war damals noch in ihrer Blüte, ihre holdselige Gestalt gereichte zum Lobe des Schöpfers, und die Präliminärartikel waren bereits von beyden Theilen unterzeichnet, als die Dazwischenkunft des Gutsherrn sie auf einmal zum Weltkinde machte, und das Züngelgen in der Wage dahin neigte, wo täglich Nebelke und Hasen sammt der Ausbeute des Bergwerks zusammenfloßen.

So etwas verzeiht ein Pfaff nie. Er ermangelte nicht, so oft das Sonntagsevangelium ihm nur den entferntesten Anlaß gab, auf diesen Unfug in der Gemeinde zu sticheln, da aber der Herr von Süssenhayn wie gesagt

nur selten seinen erbaulichen Reden als Zuhörer beywohnte, so ergriff er die jetzige Gelegenheit mit Freuden, ihm seinen bisherigen ärgerlichen Lebenswandel ins Gewissen zu schieben.

„Nun, gnädiger Herr,“ hub er an, nachdem er sich zu den Füßen des Krankenbettes auf einen Sessel hatte fallen lassen: „wie steht es denn mit Ihrer armen Seele?“

Der Hr. v. Süssenbavn. So mittelmäßig, lieber Herr Pastor, keines schweren Verbrechens bin ich mir wohl nicht bewußt, Schwachheitsünden haben wir alle.

Magister Schlendrian. Ja ja, das ist die Sprache des leidigen Verführers, des Satans. Da entschuldigen wir uns mit unserer Natur, mit unserem Temperament, statt daß wir unser Fleisch kreuzigen sollten, sammt den Lüsten und Begierden, aber mit solchen kahlen Entschuldigungen werden wir dereinst schlecht besichen.

Der Hr. v. Süssenbavn. Ich sollte nicht denken, lieber Herr Pastor. Ich stelle mir Gott als einen liebevollen Vater und nicht als einen Büttel vor, der immer bereit ist, seinen züchtigenden Arm aufzuheben, und zu strafen, wo wir oft anders wollten, und vielleicht nicht anders konnten.

Magister Schlendirian. Da haben wirs! Gott behüte doch jede fromme Christenseele für solchen freygeisterischen Grundsätzen. Am Ende wird es gar noch herauskommen, daß Sie keine Hölle glauben.

Der Hr. v. Süssenbavn. Ich glaube, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft werden wird, wie, wann und wo? das weiß ich nicht. Ewige Strafe scheint mir aber in keinem Verhältniß mit dem Laster zu stehen.

Magister Schlendirian. (andächtig die Augen verdrehend.) Warmherziger Gott! ich bebe vor solchen Lästerungen. Und ich sage Ihnen (hier erhob er seine Stimme) kraft meines Amtes als ein Diener am göttlichen Wort,
daß

Daß aus der Hölle keine Erlösung seyn wird; daß, wer sich hier einer geilen Brunst überlassen, dort im feurigen Schwefelsfuhr ewig dafür büßen soll, daß man dort keine Jagdmusik, sondern nur Heulen und Zähnklappen hören wird. Wollen Sie Beweise? hier sind sie.

Er schlug eine große Bibel auf, citirte hundert Sprüche, schrie lauter als ein Major vor der Fronte, und trieb den Herrn von Süssenhayn endlich so in die Enge, daß dieser kein anderes Mittel übrig sah, als ihn zur Thür hinauswerfen zu lassen. Auf diesen Befehl hatte der Jäger Maß schon lange gewartet, und der Herr Magister Schlendrian befand sich plötzlich ohne recht zu wissen wie, auf der untersten Stufe der Windelstreppe; von da er Verwünschungen belfernd seinen Weg in die Pfarrwohnung fortsetzte. Gegen Abend sandte ihm mein Vater durch den Verwalter, zu Besänftigung seines geistlichen Stolzes, einen Rehbock und ein halbes Du-

hend Hasen. Der Verwalter brachte die Antwort, daß, obgleich aus der Hölle keine Erlösung sey, man doch durch Gebet und gute Werke den Zorn Gottes von sich abwenden könne. Mein Vater lächelte und der Verwalter lachte.

Aber so unbedeutend dieser ganze Vorfall auch schien, so hatte er doch sehr ernsthafte Folgen. Der Kranke hatte sich geärgert, die Galle trat ihm ins Blut, seine Wunden verschlimmerten sich, das Fieber wurde immer ärger, und am dritten Tage lag er ohne Hoffnung der Genesung. Er selbst fühlte sein herannahendes Ende, er berief meinen Vater an sein Bett, ließ die Umstehenden hinausgehen, und hielt folgende Rede an ihn:

»Polycarpus, ich will dir ein Geheimniß
 »entdecken, das mich mehr martert, als die
 »fürchterliche Vorstellung der Hölle des Na-
 »gister Schlendrian. Du bist mein liebli-
 »cher Sohn. Der Mann deiner Mutter war
 »ein ehrlicher alter Kauz, der in seinem Le-
 »ben

„ben nur eine Haupt- und eine Staats-Action
 „vollbracht hatte. Er besaß keine andere
 „Tugend als die Ehrlichkeit, deswegen wur-
 „de er allenthalben betrogen, und nirgendß
 „geachtet. Es reut mich von Herzen (hier
 „trat eine Thräne in sein Auge) daß ich das
 „Eigenthum eines Andern angetastet. Zür-
 „ne nicht auf mich, mein Sohn! ich war da-
 „mals ein junger Wildfang, sah immer nur
 „auf den gegenwärtigen Augenblick, und
 „dachte nie daran, daß auch einst eine so
 „ernsthafte Stunde wie die jegige kommen
 „würde. Vergleib mir um meiner Reue wil-
 „len, und laß mich sterbend wenigstens so
 „viel wieder gut machen als ich kann.“

Mein Vater sank in seine Arme, beyde
 weinten bitterlich. Der Berghauptmann
 sandte nach einem Notarius und Zeugen, in
 deren Gegenwart er meinen Vater feyerlichst
 an Kindes statt annahm, und ihn zum Uni-
 versalerben seines ganzen Vermögens erklärte.
 Noch in derselben Nacht verschied er sanft.

Sein Körper wurde mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zur Erde bestattet, bey welcher Gelegenheit der Herr Magister Schlandrian eine Rede hielt, in welcher er den Verstorbenen für fünf Hertzgulden fünfundzwanzigmal Hochwohlfelig nannte.

Zwölftes und letztes Kapitel.

Bestehung.

Mein Vater war also nun auf einmal Erbs Lehns- und Gerichtsherr von und auf Süssenhayn, Lindenbusch, Großenholz & caetera, & caetera. Er frug sich oft, ob er träume, und sein ganzes Leben hindurch geträumt habe? Der Küchenjunge, der Straußenwädter, der Berggehender, der Parkaufseher, gingen wie Bildergen in der Zauberlaterne vor seiner Seele vorüber, er sah Alles wie
im

Im fernen Nebel, -und nur Minchens Bild, stand mit schimmernden Farben rosig lächelnd vor seinen Augen.

„Was hindert mich noch,“ rief er eines Morgens: „ganz glücklich zu seyn? Vergebens ruft mich das schallende Horn zum lärmenden Vergnügen der Jagd, ich komme mit Wild beladen zurück, und keine Hand so weich als Pflaum, trocknet mir den Schweiß von der Stirn. Vergebens lächeln mir die gelben Saaten und die braune Wange des zufriedenen Schnitters, vergebens winkt mir der volle Becher, so lange meine Seele nicht jenen wollüstigen Rausch aus Minchens schwarzen Augen trinken kann. Wohlan! es sey gewagt! ich will nicht länger allein zur Jägerhütte lustwandeln, ich will nicht länger allein die weiten Säle dieser Burg bewohnen, wo in den langen einsamen Gängen nur der hohle Schall meines eignen Fußtritts mir an die Ohren schlägt.



Er sprach und ergriff die Feder, um an den Herren van Doelen zu schreiben, und ihn einzuladen, sein rothes Ziegeldach gegen die Burg Eüssenhain zu vertauschen. In demselben Augenblick meldete ihm der Jäger Hans drey Fremde, zwey Männer und eine Jungfrau, welche den gnädigen Herrn zu sprechen verlangten. Er befahl, sie herein zu führen, und — wer mahlt sein Erstaunen, als er in die Thür treten sah — den Herren van Doelen und hinter ihm — das schwarzäugigte Winchen, und hinter ihr — den alten treuen Schrimps.

Der Leser wird mir nicht zumuthen, ein Bild zu entwerfen, von dem Entzücken, den Freudenthränen, den Umarmungen, dem Stammeln, den abgebrochenen Sylben, die sich wechselseitig durchkreuzten. Hundert Fragen für eine, und ehe noch die Antwort darauf erfolgte, wieder eine neue Frage. Endlich erholte man sich so weit, daß man im Stande war einander zu hören, man setzte sich,

sich, das Frühstück wurde gebracht, und mein Vater mußte seine Geschichte zuerst erzählen. Er that es, so zusammenhängend, als Minchens vis à vis ihm nur immer verflatten wollte, und endigte mit der Frage: „nun, lieber Herr van Doelen, lassen Sie mich erfahren, welchem Zufall ich das Glück verdanke, Sie so unvermuthet unter meinem Dache zu bewirthen?“

Hr. van Doelen. Gern mein theurer Pflege-
 gefohn. Sie sollen Alles wissen, was sich mit ihrem alten Freunde zugetragen, seit dem Tage an dem Sie meine friedliche Wohnung am Golfo di Napoli versießen, um Küchens-
 junge unter einer Räuberbande zu werden. Ich erspare Ihnen die Schilderung unserer Angst, unsers Schmerzes, unserer Thränen um Sie. (Mein Vater sah nach Minchen, Minchens Auge bejahte.) Ich that allenthalben die eifrigste Nachfrage nach Ihnen, Zeitungen und Wochenblätter nannten dem ganzen neapolitanischen Gebiete Ihren Namen,

men, und beschriebem Ihre Gestalt und Kleidung, leider alles umsonst! wenig Tage nachher langte der ehrliche alte Schrimps bey mir an, und forderte das mir anvertraute Pfand zurück. Ich konnte ihm nur mit Thränen antworten, in Thränen badete ich auch den Brief, in welchem ich Ihrer Frau Mutter Ihre Entfernung meldete. Dieser ehrliche Greis hatte nicht Lust ohne Sie zurückzukehren, auf mein Bitten blieb er bey mir, um sein Leben unter der warmen Zone Italiens zu beschließen.

Uner Jahre lang lebten wir in ununterbrochener Ruhe, und wie beyden alten Männer gewöhnten uns so an einander, daß auch nur Stunden lange Trennung uns schon wehthat. Wir trieben Gärtnerey, wir machten physikalische Versuche; Sie wissen, daß ich von jeher ein Liebhaber davon war, daß ich sogar diese Liebhaberey auf Sie fortpflanzte. —

Mein Vater. Der Himmel gebe, daß es Ihnen besser bekommen seyn möge als mir, (Das Bild des ermordeten Straußes stand lebhaft vor seiner Seele.)

... Hr. von Doelen. Des mißglücken den Gelehrten Versuche genug, aber die Fuhrmannspeitsche ist nicht immer hinterher. Dagegen konnten wir uns freuen wie die Kinder, wenn wir zum Beyspiel einige Pflanzen electricirt hatten, und sie schossen lustiger und saftiger empor als ihre Nachbarn. Wenn wir denn Abends uns müde und matt gearbeitet hatten, und mein Minchen uns mit freundlichem Gesicht eine frische Milch vorsetzte, das war ein herrlicher Schmaus. (Minchen blickte verschämt nach meinem Vater, meines Vaters Auge bejahte, auf der Stirn des alten Schrimps saß die Rückerinnerung besserer Zeiten und Herr von Doelen fuhr fort:);

... Ach! warum entgeht auch die einsame, friedliche Hütte nicht den lüsternden Blicken des egoistischen Bösewichts, der die ganze Welt

nur für sich geschaffen glaubt! Eines Morgens schlenderte ich mit meiner Familie und meinem Freunde Schrimpß nach der Stadt, um das Blut des heiligen Januarius fließen zu sehn, dessen Fest gerade einfiel. Diese Neugier kostet mir meine Ruhe, mein Vermögen, mein Weib, und nur meine Tochter habe ich gerettet. Schon Tages darauf bemerkte ich zu verschiedenenmalen, daß fremde Männer um mein Haus schlichen, allein ich achtete es nicht. Kurze Zeit nachher fanden sie Münzen am Brunnem, und eröffneten ihr Dinge, die ihr unschuldiges Herz mit Abscheu, und mich der Welt kundigen Mann, mit Zittern erfüllten. Von dem Augenblick an lebten wir noch eingezogener als zuvor, und da einige Wochen ruhig verstrichen, so erwachte die Hoffnung in meiner Seele, daß die ganze Begebenheit nur ein vorübergehender Schreck gewesen, der bloß dazu diene, mich meine glückliche ländliche Zufriedenheit doppelt fühlen zu lassen.

Nur zu bald entriß das Schicksal mir diesen Wahn. Ich ward plötzlich vor Gericht geladen, und auf meine Frage warum? erhielt ich die Antwort: ich sey schwerer Verbrechen angeklagt worden. Mit einem so schuldenfreyen Gewissen als das Meinige erscheint man kühn vor jedem Richter. Der erste Punkt der Anklage war: ich sollte am Fest des heiligen Januarius gelacht haben. Die Behauptung war grundfalsch, ich habe nie in meinem Leben über religiöse Ceremonien gelacht, sie mochten noch so wunderbar seyn, denn ich weiß, welchen Werth der Pöbel darauf setzt. Ich verlangte durch Zeugen überwiesen zu werden, und — wie groß war mein Schrecken! man nannte mich einen der angesehensten, reichsten Männer der Stadt, der sich erboten die Wahrheit der Sache durch einen Eid zu bekräftigen. Man gieng noch weiter, man machte mir es zum Verbrechen, daß ich vor achtzehn Jahren durch meine Bereitwilligkeit, Sie meinen lie-

ben

ben Pflegesohn zu taufen, Eingriffe in die kirchlichen Gesetze gethan. Ich durchschaute nur zu gut das ganze Gewebe der Bosheit, und zitterte vor meinem Schicksale. Man gab mir unter der Hand zu verstehen, daß es noch in meiner Macht sey, die ganze Sache zu vertuschen, wenn ich mich entschließen wolle, „meinen Ankläger zu bestechen,

Wie!“ rief mein Vater erstaunt: „bestechen?“ Sagten Sie nicht, er sey Einer der angesehensten und reichsten Männer der Stadt gewesen? Wie konnte er erwarten, von einem Manne, der nur sein dürftiges Auskommen hatte, bestochen zu werden.“

Hr van Doelen, Guter Jüngling! Sie nehmen das Wort Bestechung im größtten Sinne. Nicht immer besticht man mit Gelde; Schmeicheln, Lobsprüche, kriechende Demuth bestechen oft kräftiger als vollwichtige Dukaten. Aber auch dieß verlangte man nicht von mir, ich sollte mehr als mein Vermögen,

mögen, mehr als mein Leben aufopfern — die Ehre meiner Tochter!

Mein Vater blickte erschrocken auf Minchen, welche mit glühenden Wangen die Augen niederschlug.

Hr. van Doelen. Das war die schändliche Art der Bestechung, die man von einem alten, mit Ehren geäu gewordenen Vater erheischte. Nur darum ließ der vornehme Wollüstling seine Spione um meine einsame Wohnung schleichen, nur darum erdachte er die nichtswürdige Anklage, nur darum erböt er sich zum falschen Eide. Ich sah das Schreckliche meiner Lage nur zu gut ein; ich mußte jeden Augenblick befürchten, in Verhaft genommen zu werden; und ich wußte, daß alsdann meine arme Familie der Willkühr des Ehrenschänders überlassen blieb; was blieb mir übrig, als meine Zuflucht zur List zu nehmen? Ich stellte mich willig zu allem, und bat nur um eine Frist von wenigen Tagen, um meine Tochter vorbereiten zu können.



können. Sie ward mir gewährt, ich wandte sie dazu an, meine wenigen Habseeligkeiten, Alles was ich retten konnte, unter Begünstigung der Nacht auf ein seegelfertiges Fahrzeug zu bringen, und wenig Stunden vor Anbruch jenes fürchterlichen Morgens, der meiner Tochter ihre Unschuld, und ihren Eltern das Leben kosten sollte, verließ ich sammt den Meinigen die friedliche Hütte unter dem rothen Ziegeldach auf immer, schiffte mich ein, und stach mit einem günstigen Winde in See. Wir hatten eine beschwerliche Reise, mein armes Weib hatte durch den Kummer schon so viel gelitten, daß sie bald während der Fahrt gefährlich krank wurde, und am sechsten Tage in meinen Armen verschied. — Ich hatte neunzehn Jahre in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt — (Hier schwieg Herr van Doelen einige Augenblicke und suchte seine Thränen zu verbergen, Minchen schluchzte, der alte Schrimps sah vor sich nieder, mein Vater war sehr bewegt.)

„Gott segne sie!“ rief er mit aufgehobnen Händen; „sie war meine Mutter, ich werde ihre frommen Lehren nie vergessen!“

Hr. van Doelen. Dies Zeugniß ist mir lieber, als ein Ehrendenkmal in Marmor gesetzt. Doch lassen wir ruhen die Todten, und wenigstens verharrschen die Wunden, die ein unerbittliches Schicksal uns schlug. — Nach einer Reise von sieben Wochen, traten wir auf deutschem Grund und Boden an's Land. Ich gieng mit dem alten Schrimps zu Rathe, wir zählten unsere Baarschaft, sie bestand noch beynabe aus zweyhundert Dukaten. Wir beschloffen, uns nach Braunschweig zu wenden, wo ehemals ein alter, steinreicher Bruder meiner Mutter lebte. Da ich, mit meiner kleinen Hütte zufrieden, nie daran gedacht hatte, mich durch sein Erbe zu bereichern, so gestehe ich, daß ich so nachlässig gewesen war, mich seit zehn Jahren mit keiner Sylbe nach ihm zu erkundigen. Ich weiß also auch noch nicht, ob er lebt oder

todt



tödt ist? und wenn er lebt, wie er gegen einen armen, verstoßenen, flüchtigen Verwandten verfahren wird. Ich bin auf der Reise dahin begriffen; schlägt mir meine Hoffnung fehl, so setze ich mich mit dem Rest meiner Dukaten in eine kleine Landstadt; und werde Schulmeister. — Daß der Gott, der unschuldig Verfolgte schützt, meinen Plan begünstigen wird, läßt mich schon der glückliche Zufall hoffen durch den ich Sie, mein theurer Pflegesohn wieder gefunden. Als ich durch diese Gegend reiste, erfuhr ich von ohngefähr Ihren Vor- und Zunamen, meine Tochter und ich, wir schrien laut auf. — Hier wurde Minchen roth bis an die Ohrläppgen, in meines Vaters Auge blitzte Freude, Herr van Doelen fuhr fort.

Meinem Pflegesohn so nahe zu seyn, ohne ihn noch vor meinem Ende zu umarmen, das konnte ich nicht über mein Herz bringen. Ich bin gekommen, Sie an meinen Busen zu drücken, und mich Ihres Glücks zu freuen.

Mein

Mein Vater schloß ihn heftig in seine Arme: „wollen Sie das? o Sie können es, Sie sollen es! von Ihnen hängt es ab, mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Lassen Sie den alten Dufel in Braunschweig in seinem Fette ersticken, wenn er nicht schon längst verpodert ist; geben Sie den Schulmeisterplan auf — wenigstens lesen Sie erst diesen Brief, den ich eben an Sie schrieb, als mir Ihre Ankunft gemeldet wurde.“

Er reichte ihm das beschriebene Blatt, welches wie meine Leser wissen, eine Anwerbung um Minchen enthielt. Ich weiß nicht, welches zartes, geheimes Gefühl Minchen den Inhalt des Briefes zuflüsterte, sie heftete ihr schwarzes Auge an den Boden, und ihre volle Brust arbeitete sichtbar unter dem florenen Tuche.

Mein Vater, eingedenk der Definition, welche Herr van Doelen ihm eben von der Bestechung gegeben hatte, wagte es sie mit Blicken zu bestechen, deren zwar nur wenige traf, trafen,

trafen, weil ihr schwarzes Auge immer die Seegel strich, aber auch diese wenigen blieben nicht ohne Wirkung.

Nachdem der rechtschaffene Prediger das Blatt durchlaufen, hob er seine Augen auf den Himmel, es schwamm eine Thräne darin, und sein Geist schien mit Gott zu sprechen. Darauf wandte er sich zu seiner Tochter: „Wilhelmine!“ sprach er in einem feyerlichen gerührten Tone: „dieser Jüngling war einst
„dein Bruder, er verlangt heute dein Gemahl
„zu werden, du weißt wie ich denke, deine
„Wahl hängt von deinem Herzen ab — willst
„du Bedenkzeit?“ —

Minchen weinte und reichte meinem Vater die Hand.

„Nun so segne euch Gott! dessen Wege
„ich im Stillen bewundere!“

Eine feyerliche Pause. Mein Vater drückte Minchen an sein Herz, Herr van Doelen trat ans Fenster und trocknete die Thränen, der alte treue Schrimps unterbrach zuerst
das

das Schweigen durch eine förmliche Gratulation.

Nun herrschte lauter Jubel in der ganzen Burg Süssenhahn, die Anstalten zur Vermählung wurden gemacht, mein Vater schrieb an den kleinen bucklichten Schneider und lud ihn zur Hochzeit ein, es währte nicht lange, so trabte Meister Luchs singend durch die Schloßpforte, lachte, daß ihm der dürre Bauch schwabbelte und verherrlichte das frohe Fest durch Kerzen, Scherzen und Herzen. Die Bergleute brachten unter dem Schall der Zithern dem jungen Paar ein fröhliches Glück auf! Magister Schlendrian arbeitete für fünf Harzgulden ein vortreffliches Epithalamium aus.

Nachschrift.

Es fettet im menschlichen Leben sich eine Begebenheit an die andere, so hängt oft von der scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeit unser ganzes Schicksal ab. Wäre meine Groß-

mutter nicht auf dem feuerspeyenden Berge enzbunden worden, so hätte mein Vater nie das Glück genossen, von einem frommen Priester erzogen zu werden; hätte der Sieger der Perser nicht den Käfer zu hitzig verfolgt, so würde er nie der Mörder eines Straußes geworden seyn, und nie nöthig gehabt haben, in der Jägerhütte vor einem Gewitter Schutz zu suchen; hätte er in den Schachten des Bergwerks nicht den Kobold verspottet, so hätte der Hunger ihn nie gezwungen, den Ocean zu besingen; der Wolf mußte die spanischen Schaafse freessen, und ein Gedicht mit Fenster-Bley geschrieben meinen Vater aus dem Gefängnisse retten, um ihm Gelegenheit zu geben, auf die Feigherzigkeit zweyer Suben sein Glück zu gründen; die Hölle setzte ihn in den Besitz eines Rittergutes, die schändlichste Bestechung in den Besitz meiner schwarzäugigen Mutter; und wäre das Alles nicht geschehen, so wäre ich auch nicht gebohren worden.

S a m m l u n g
w i ß i g e r E i n f ä l l e

von

J u d e n ,

als

Beyträge zur Characteristik
der Jüdischen Nation.

Aufgezeichnet

von

L. M. Büschenthal

Elberfeld, 1812.

Bei H. Büschler in Kommission.

Vorerinnerung.

Wiß und Geistesgegenwart waren längst als ein Atribut des Israelitischen Volkes anerkannt gewesen. Mancher hat es daher auch schon versucht, dieselbe in ihrer ganzen Auffallenheit darzustellen. Allein, da der eine für — der andere gegen diese Nation eingenommen war, so entstand daraus nicht nur statt eines intellectuellen, ein moralisches Gemählde; das Gemählde war auch immer verfehlt, indem es zu viel Licht oder zu viel Schatten hatte.

Herausgeber dieser Blätter glaubt in der Auswahl gegenwärtiger Sammlung mit aller nur möglichen Unbefangenheit zu Werke gegangen zu seyn, indem er alles das:

jenige aufgenommen hat, was die Jüdische Nation von Seiten ihrer Geistesgegenwart charakterisirt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob die Anekdote der Moralität des Gegenstandes Ehre bringt oder nicht.

Uebrigens wird man in dieser Sammlung witziger Einfälle die schon oft gemachte Erfahrung bestätigt finden, daß Verstand und Witz zwey ganz verschiedene Dinge sind. Man kann einen ohne den andern besitzen.

Daß aber die Juden insgemein so witzig sind, glauben wir ihrem, Jahrhunderte lang erlittenen Druck, zuschreiben zu müssen.

Noth und Schwäche — dieß lehrt uns das weibliche Geschlecht — gebären die List, und List ist Mutter des Witzes; daher man auch unter den gedrückten und dürftigen Landjuden denselben bey weitem häufiger, als bey den reichern, antrifft.

Ein Jude schalt den andern einen Spitzbuben. Er wurde vor Gericht geladen, und mußte widerrufen. Dieß that er mit folgenden Worten: Ich habe behauptet, der Herr sey ein Spitzbube, das ist wahr; aber ich muß sagen, er ist ein ehrlicher Mann.

In einer Loge im B— Schauspielhause saß ein Judenmädchen. Da trat ein junger bekannter Wüßling ein, und that ziemlich vertraut und zudringlich gegen sie.

Mein Herr, sagte das Mädchen, Sie irren sich wahrscheinlich in der Person. Gott bewahre, versetzte jener, ich sehe ja wohl, Sie sind ein Mädchen; und dabey wurde er immer ungestümer, und zuletzt unverhämt. Das Mädchen, äußerst empört, gebrauchte ihre Zunge, wie nur Mädchen sie gebrauchen können. Nun, nun, rief der Wüßling, fressen Sie mich nur nicht! „Dafür, Herr, seyen Sie außer Sorge,

versezte jene schnell, ich bin ein Judenmädchen, und diese dürfen kein Schw—fleisch essen.

Bei der alljährlichen Wiederkehr des Sterbetages seiner Aeltern muß jeder Jude fasten. Nun besuchte ein Jude den andern an einem allgemeinen Fasttage, und fand ihn beim — Essen.

„Wie! Sie essen, und es ist Fasttag!“ Sie verzeihen, ich habe einen besondern Gedächtnistag für meinen Vater.

„Ei, so dürfen Sie ja um so weniger essen!“ Ha, ha, als ob man zwey Fasttage an einem halten könnte!

Ein Jude besuchte einen andern, der ein Prahler war, in einem neuen prächtigen Hause, das sich dieser eben erst erbauet hatte. Auf Beyfall begierig führte er den Besuchenden allenthalben umher, konnte aber nichts als ein leichtes Nicken von ihm heraus bringen. Endlich fuhr er ihn in den Garten, und ruft da mit erwartungsvoller Miene, haben Sie auch hier nichts zu bewundern?! O ja, sagte jener kalt, die Höhe.

Ein Polnischer Jude kam in ein Posthaus, 30 Meilen von N. und fragte, wie weit er, wenn er die Post nähme, bis nach N. hätte? Das kommt auf die Zahl der Pferde an, sagte der Posthalter. Mit 4 fahren Sie schneller als mit 2, mit 6 schneller als mit 4, und so fort. Nun, mein! ruft der Jude, lassen Sie mich 100 nehmen, so brauch ich gar nit fort! —

Zu einem Juden kam ein katholischer Geistlicher, als er eben mit Erbauung seiner Lauberhütte beschäftigt war. „Was macht er denn da, Hebräer?“ Ich baue eine Lauberhütte, Herr Pastor. „Wozu dient denn diese eigentlich?“ Im Vertrauen, Herr Pastor. Es ist unter uns eine Tradition, daß Gott seine Tochter um diese Zeit verheirathet; und da glaubt denn jeder fromme Jude das Glück zu haben, daß diese Heirath in seiner Lauberhütte vollzogen würde. — „Ha, ha, ha! Ueber den einfältigen Juden! Gott eine Tochter! Gott eine Tochter!“ Ha, ha, ha! Ueber den klugen Hrn. Pastor! Gott einen Sohn! Gott einen Sohn!

Auf einem Balkon mit eisernem Gitter stand ein Jude. Ein christlicher Lustigmacher ging verüber und rief hinauf: He! Was ist der Unterschied zwischen einem Juden und einem Esel? Nichts als ein eisernes Gitter! war die Antwort.

J. E. Kurfürst von Mainz, stieß im Garten auf seinen Hofjuden. Haimann, rief er, wenn du mir jetzt eine Lüge aus dem Stegreif sagst, so erhältst du einen schönen Fisch auf deinen morgenden Feiertag. Ach, sagte Haimann, Ew. Eminenz haben mir ja zwey versprochen!

Der Prinz von D. — traf einst den Rabbiner von B. — einen sehr launigen Mann, auf einer Poststation, als dieser eben Pferde wechseln wollte. Der Prinz erkundigte sich nach dem Stande des Rabbiners, und ließ sich hierauf sehr freundlich in ein Gespräch mit demselben ein. Aber erlauben Sie, Herr Rabbiner, fragte er endlich, trägt denn Ihr Amt so viel ein, daß Sie Postfahren können? „Mein Amt? rief der Rabbi mit anscheinender Verwunderung. Ich habe, mit Dero glütigen Erlaubniß, mehr zu befehlen, als selbst Ew. Hochfürstl. Durchlaucht! „Und wie so?

fragte jener lächelnd. Auf die allernatürlichste Art. Erw. Durchl. befehlen nur mit Einem Worte, oft nur mit einem Blicke, und es geschieht auf der Stelle; ich hingegen habe oft einen ganzen Tag zu befehlen, ehe es nach meinem Wunsche vollzogen wird.

Ein Frömmelr, der aber zugleich ein Erzwu-
cherer war, wollte beständig einen Juden befeh-
ren, der, ein aufgeklärter Mann, sich überzeugt
hielt, daß die Grundprinzipien aller Religionen
dieselben seyen. Einst ließ dieser ein Wort fal-
len, daraus jener Hoffnung für seinen Bekeh-
rungswunsch schöpfte, und ganz begeistert aus-
rief: Ach Herr, — ich bin doch überzeugt, daß
Sie am Ende noch ein Christ werden.

J. Vielleicht bin ich es schon mehr als Sie
glauben. —

Ehr. Wirklich? Wäre es möglich!

J. Warum nicht? Bin ich doch auch über-
zeugt, daß Sie bereits ein Jude sind!

Ein Jude ging, auf dem Markte bei einer
Frau vorüber, welche Eyer feil bot. Mit dieser
wollte er sich einen Späß machen, und fragte

sie daher, was ein Ey koste? Einen Kreuzer, war die Antwort. Ich gebe Ihr zwey, fuhr jener fort, wenn Sie mich die Eyer auswählen läßt. Die Frau war dieß gern zufrieden, und er schritt zur Auswahl. Damit sich aber die ausgeschlossenen Eyer mit den andern nicht wieder vermengen konnten, mußte das gute Weib ihre Arme verschränken, worauf jener alle Ausschöflinge ihr biß unter's Kinn aufthürmte. Nun nahm er 12 Eyer in die Tasche und ging damit weg. Die Frau konnte sich, wenn sie die auf ihren Armen nicht wollte fallen lassen, unmöglich von der Stelle bewegen, und mußte diesen Raub geschehen lassen. Sie schrie; wurde aber von den herbey eilenden mehr ausgelacht als bemitleidet. Nach einer Stunde kam der Jude, dem es nur um den Scherz zu thun war, wieder, gab ihr die Eyer, und zugleich eine kleine Entschädigung für den ausgestandenen Schreck.

In einer Französischen Gränzstadt kam ein Landjude — zur Zeit der Republik — auf das Paß-Büreau, und wollte einen Paß nach Deutschland haben. Da er aber nicht hinlänglich beweisen konnte, daß er außer der Conscriptio[n] sey,

wurde ihm dieser versagt. Er wurde zudringlich, und rief endlich, als man ihm den Paß standhaft verweigerte: Nun, so thu ich Euch was — in Eure Republik! Was, Schurke! rief ein eifriger Polizeydiener, du thust — was in die Republik? Nun, Gott behüt! rief der Landjude, muß ich denn nicht? Gebt mir 'n Paß, so trag ich's über die Grenz!

Die gemeinen Juden nennen einen Mann nicht eher Mann, bis er ein Ehemann ist; vorher ist er bloß ein Junge, oder Junggeselle. Einst fiel es einem alten Junggesellen, der sehr reich war, noch im 60sten Jahre ein, zu heirathen. An der Brautnacht sagte ein anderer: Der wird morgen ein alter Mann seyn.

„Ihr Juden seyd alle verdammt!“ sagte ein Christ zu einem Juden. Warum? fragte dieser. „Weil Ihr unsern Herr Gott gekreuzigt habt.“ Wißt Ihr, was? rief der Jude wenn Ihr den unsrigen kriegt, kreuzigt ihr auch!

Jemand sagte in Scherz zu einem Juden: wie kommts, daß Ihr nicht an Gottes Sohn glaubt; Ihr kreditirt doch sonst nur gar zu gern den Söhnen reicher Aeltern! — Der Jude erwiederte:

Wie können wir Kredit dem Sohne geben,
Der Vater wird ja ewig leben!

Ein verschlagener Jude kam in ein Passbüro zu W. — wo ein vornehmer brutaler Herr die Pässe ausgab. „Was gibts? fuhr er den Juden an.“

Ich möchte gern einen Pass haben. „Wann sind wir denn angekommen? So! Haben Ew. Exc. auch im Wagen gefessen! Ich hatte wahrhaftig geglaubt, allein darin zu sitzen. „Weiß Er auch, daß Er ein Esel ist?“ Ew. Exc. verzeihen; in unserer gebildeten Deutschen Sprache sagt man nicht mehr, Er ist ein Esel, sondern: Sie sind ein Esel!

Ein Student in Prag begegnete einem ziemlich armen Juden, und gab ihm, mir nichts, dir nichts, eine Ohrfeige. Der Jude greift schnell in die Tasche, und zieht eine geringe Münze

herbor, die er dem Studenten überreicht. Wie, rief dieser betroffen, du lohnst mich für eine Ohrfeige, Jude? Ach, werther Herr, wenn Sie wüßten, was für einen großen Gefallen Sie mir erwiesen haben, Sie würden sich gar nicht wundern. Wir Juden leben des festen Glaubens, daß, wer an heutigem Tage eine Ohrfeige per Ungefähr kriegt, all seiner Sünden ledig, und ein Kind des ewigen Lebens ist. Berechnen Sie demnach meine selige Ueberraschung bey Ihrer Ohrfeige! Ach, daß ich ein reicher Mann wäre, um Sie nach der Größe Ihrer Gefälligkeit belohnen zu können! Tausend, tausend Dank indessen! — Und hiermit war er fort.

Erstaunt blieb der Student dastehn, und wußte nicht, was er denken sollte. Da sieht er auf Einmahl den ersten und angesehensten des Prager Judenvorstandes aus der Synagoge kommen, und im Nu hat er einen Finanzplan gefaßt; tritt auf den Vorsteher zu, und gibt ihm, eh jener es verhindern konnte, eine Ohrfeige aus Leibeskräften. Betäubt bleibt jener eine Weile stehn, und der Student neben ihm, eines großen Trinkgeldes von dem reichen Manne gewärtig. Kaum aber hat sich dieser erholt,

so packt er seinen nun ebenfalls überraschten Gegner, ruft nach Hülfe, und übergibt ihn der herbey eilenden Wache. — Tages drauf wurde der Student zu 25 ad posteriora und einer ansehnlichen Geldstrafe verurtheilt. So hatte der arme Jude sich durch seine Geistesgegenwart — freylich auf Kosten eines Glaubensbruders — zu rächen gewußt.

In einer Damengesellschaft befand sich ein Jude nebst mehreren Elegans seines Glaubens. Diese machten den Damen die Cour, und neckten ihn wegen seiner Zurückgezogenheit. Da stellt er sich hin, und ruft mit pathetischem Ton:

Mit Weibern seine Zeit zubringen,

Thut dieses wohl ein Mann von Ehre?

O, daß sie all' zum Teufel gingen,

Und ich — der Teufel wäre!

Weißt du, sagte ein vornehmer Herr zu einem Juden, daß in Spanien ein Dekret erschienen ist, welches jedem Juden und jedem Esel, der sich auf Spanischem Boden treffen läßt, den Tod bestimmt? Ey, ey! rief der Jude; ist

doch ein wahres Glück, daß wir beyde nicht dort sind.

Die Juden klagen allgemein über Druck, wollen aber dabey nicht ein Haar breit von, selbst den lacherlichsten, Gebräuchen lassen, welche sie größtentheils in diesen Druck versetzt haben und noch versehen. Dieses Benehmen verglich ein witziger Jude mit Folgendem:

Ein Landmann trieb einmahl eine Kuh an einem Wasser hin. Die Kuh wurde scheu, und wollte in den Fluß springen. Der Landmann erfaßt sie beym Schwanz und will sie zurückhalten, was ihm aber, wie natürlich, nicht gelingt. Selbst in Gefahr zu ertrinken, schreyt er — immer noch den Kuhschwanz festhaltend — um Hülfe. Ey, ruft ein anderer Landmann, der herbeeyllt: was schreyest Du? Laß den dummen Kuhschwanz fahren! — — —

Auf einen Menschheits-Verbesserer, der etwas ungeduldig über den Erfolg seiner nützlichen Vorschläge war, sagte derselbe Jude: Dieser Mann mästet eine Gans, und fühlt zugleich, ob sie fett wird. —

Ein einfältiger Jude fand es doch sonderbar, daß seine junge Frau vier und einen halben Monath nach ihrer Verheirathung mit einem gesunden Jungen nieder kam. Er äußerte dem Rabbinen seine Bedenklichkeit. „Habt Ihr Euch denn sonst recht lieb?“ fragte dieser. „En, freylich! Wir leben wie im Himmel.“ „Nun, so gebt Euch nur zufrieden. Die ganze Sache ist von Euch nur ein Rechnungsfehler. Denn seht, Ihr habt Eure Frau vier und einen halben Monath, und Eure Frau Euch eben so lange; dieß macht ja aufs Haar neun Monathe!“ Ja, so! rief der Jude vergnügt, das ist was anders!

Ein Jude wurde als Zeuge vorgeladen. Da er stotterte, sagte der Richter: ich glaube gar, Er ist ein Schelm! Doch lange kein so großer als Sie — — sich vorstellen, stotterte der Jude.

Ein Jude, welcher in einem Truppenlager angehalten und vor den General geführt wurde, bezeigte bey der Menge ihn umgebender Gewehre viele Aengstlichkeit. Fürchtest Du denn

das Schießen so sehr? fragte ihn der General.
„Ach, nein, aber das Treffen!“

.. Zwischen M. und F. war ehemahls ein Zollhaus, wo jeder durchreisende Jude seinen Leibzoll entrichten mußte. Einst kehrte ein Jude, der von M. kam und nach F. wollte, in diesem Zollhause ein, gab aber vor, von F. zu kommen, und nach M. zu wollen, und bat, da er in äußerst dürftigen Umständen sey, man möchte ihm die Zollgebühr erlassen. Der Zollbeamte, ein äußerst roher Mann, wies ihn sehr hart ab, und ließ ihn, von einem der Zollbedienten — seiner Meinung nach wieder zurück — bis an den Schlagbaum von F. bringen. Als der Jude daselbst angekommen, und also außer dem vorigen Gebieth war, rief er seinem schon wieder umkehrenden Begleiter nach: Nichten Sie dem Herrn Zollbeamten meinen verbindlichsten Dank für die Gesellschaft aus, die er mir bis nach F. mitgegeben hat, wo ich — der eigentlich von M. kam — hin wollte.

Bekanntlich dürfen die Juden in christlichen Gasthäusern nicht alles essen, was ihnen vorge-

setzt wird, sondern müssen sich an gewisse Speisen, als Butter, Eyer, halten. Einst kehrte ein Jude in einem Gasthause ein, und ließ sich, da es eben Essenszeit war, einige Eyer und einen Schoppen Bier geben. In demselben Zimmer speiseten zugleich einige Offiziere, die ihren Spaß an den Einfällen des witzigen Juden fanden. Den Morgen darauf forderte der Jude in Gegenwart der Offiziere seine Rechnung, die aber so stark war, daß gewiß keiner der Offiziere mehr gezahlt hatte. Indes sich der Jude noch gegen den Wirth über diese Unbilligkeit beschwert, kommt die Wirthinn mit einem Zetergeschrey ins Zimmer gestürzt: die Katzen hätten wieder einmal ihr schönes Getüch zernagt und zerbissen. Ich weiß nicht, fährt sie hierauf zu den Anwesenden fort, was ich darum gäbe, wenn mir jemand ein Mittel sagte, dieses Geschmeiß los zu werden. Frau Wirthinn, sagte der Jude, ich will ihr ein Mittel mittheilen, das — wenn Sie es pünctlich anwendet, gewiß das Beste ist. Und dieses wäre? ruft die Wirthinn begierig. Machen Sie jeder Katze eine solche Zechen, wie Sie mir eine gemacht hat: dann kommt Ihr in Ihrem Leben keine mehr über die Schwelle.

In . . . wohnte ein reicher Jude, welcher Handlung trieb. In seiner Nachbarschaft befand sich ein Goldschmied und ein Uhrmacher, die beyde sehr vertraut mit einander lebten.

Der Jude hatte eine große Menge kostbarer Waaren einpacken lassen, um sie zur bevorstehenden Messe abzuschicken.

Der Goldschmied und der Uhrmacher erfuhren dies und machten einen Anschlag, diese Waaren sich zuzueignen. Sie erdachten daher folgende List. Sie ließen eine Kiste von der Größe machen, daß ein Mensch bequem darin verschlossen werden konnte. Nun gingen sie zu dem Juden, und sagten ihm, daß sie auch die Absicht hätten, zur nächsten Messe zu reisen; da es ihnen aber an einer guten Gelegenheit fehle, ihre Waaren in ihrem beschränkten Quartiere aufzubewahren, so bäten sie ihn, er möchte ihnen doch die Gefälligkeit erzeigen, und eine Kiste von ihnen so lange in seinem Hause stehen lassen, bis sie mit seinen Waaren zur Messe gebracht werden könnte, wofür sie gern die Transportkosten tragen wollten; in der Kiste befänden sich übrigens eine Menge Uhren von allen Sorten.

Der Jude ließ sich den Vorschlag gefallen, und gab seinen Leuten Befehl, sie sollten die Kiste, wenn sie gebracht würde, annehmen. Auf den Abend ließ der Uhrmacher sich in die Kiste verschließen; sie wurde sodann zu dem Juden geschafft, und dort an einen bequemen Ort hingestellt. Als es spät in der Nacht war und jedermann im tiefsten Schlafe lag, öffnete der Uhrmacher die Kiste von innen. Ein kleiner Hund lag ober bey den Waaren. Dieser fing zu knurren und endlich zu bellen an, so daß sich der Uhrmacher genöthigt fand, den Deckel wieder zuzumachen. — Als der Hund wieder ruhig geworden war, verüchte der Uhrmacher nochmahls sein Heil; aber bey der geringsten Bewegung fing der Hund auch von neuem zu bellen an. Bey dem dritten Versuche wurde auch die Magd durch das Wiederholte Bellen des Hundes munter, und der Uhrmacher hielt sich schon für entdeckt und verloren. Er zog sich jedoch in seinen Schlupfwinkel zurück. Die Magd war inzwischen aufgestanden, hatte Feuer angeschlagen und eine Lampe angezündet. Kaum hatte der Hund die Magd erblickt, als er beständig um die Kiste herumlief, und knurrte und bellte.

Durch dieses alles erwachte auch endlich der Jude. Er sprang aus dem Bette, und erkundigte sich bey der Magd, was das Wellen des Hundes und ihr Aufstehen zu bedeuten habe? Die Magd versetzte: ich weiß nicht, was dem Hunde angefochten ist, aber er bellt beständig, und spürt um die Kiste herum, die gestern Abend hergebracht worden ist. Gott mag wissen, was in der Kiste steckt. Als dieß der Uhrmacher hörte, so fasste er einen raschen Entschluß, der seiner Geistesgegenwart alle Ehre machte; er machte mit seinen bey sich habenden Instrumenten ein Geräusch, als wenn Uhren gingen. Der Jude schalt hierauf die Magd aus: „Märrinn!“ sagte er: „hast Du noch nie Uhren picken hören? Ich glaube sogar, sie werden bald schlagen.“

Diese Aeußerung kam dem Uhrmacher sehr gelegen; er schlug mit seinem Instrumente zwölf Mahl an. Der Jude zählte die Schläge, fand sie richtig, und befahl der Magd, sich nur wieder zu Bette zu legen und den Hund in die Küche zu sperren. Dieß geschah. Die Magd schlief bald ein, der Jude ebenfalls, und der Uhrmacher konnte nun mit aller Bequemlichkeit

und ungestört aus seiner Kiste steigen. Er gab darauf seinem Diebsgesellen ein verabredetes Zeichen, worauf dieser vor dem Hause schon lange gewartet hatte. Beyde schafften nun gemeinschaftlich die besten und kostbarsten Waaren des Juden fort und machten sich noch in der nähmlichen Nacht aus dem Staube. Am andern Morgen entdeckte der Jude, zu seinem grossen Schreck, den Diebstahl, und hatte noch den Verdruß, daß ihm seine Magd spöttisch sagte: „Sie wissen immer am besten, was die Glocke geschlagen hat.“

Es fragte einer einen Juden, bey Gelegenheit der Erzählung, daß die Turken bey ihren Prozeßionen Juden und Esel schlachteten, ob er nicht bald nach Konstantinopel reisen wolle, indem es wohl an Juden fehlen würde? „Nein,“ antwortete dieser: an Juden fehlt's nicht, aber an Eseln: wollen Sie nicht hinreisen?“

Bekanntlich ist die Stadt Meseritz in Südpreußen der Wohnsitz einer großen Menge höchst armer Judenfamilien, die fast alle füglich zur Zahl der Bettler gerechnet werden können.

Einer dieser Betteljuden war nach B. gewandert, und meldete sich dort bey einem der reichsten jüdischen Banquiers, den er um ein Almosen ansprach. Dieser gab ihm einen Groschen. „Ach, du lieber Himmel!“ sagte der Jude: „was soll ich damit anfangen in einer so theuern Stadt?“

Sey er zufrieden, entgegnete der Banquier; wenn ihm ein jeder von seinen Glaubensgenossen so viel gibt, so hat er vollauf.

„Main, da soll ich wohl bey allen herumlaufen; ich bin hier fremd, und Sie sind ein so reicher Mann; haben Sie Barmherzigkeit und geben Sie mir so viel, daß ich heute mein Leben friste.“

Alle Bitten waren umsonst; der reiche Filz wollte sich zu nichts verstehen. Endlich machte der Betteljude Miene, sich zu entfernen. Beym Weggehen wandte er sich aber noch ein Mahl zu dem jüdischen Crösus und sagte: „Wenn Sie mir zwölf Groschen geben, so will ich Ihnen auch dafür ein Geheimniß sagen, ein großes Geheimniß! nämlich, wie Sie recht — recht alt werden können.“ Der Geizhals stugte. Langes Leben! Welche köstliche Sache für ihn, der nie anders, als mit Schauer daran denken konn-

te, daß bald die Zeit kommen möchte, wo er sein Geld, seine Juwelen, seine Banknoten, seine Seehandlungs-Obligationen, alle seine irdischen Güter verlassen müßte. — Er war zwar mißtrauisch, aber die Begierde, recht lange zu leben, besiegte alle Zweifel, er öffnete seine Börse, zählte die verlangten zwölf Groschen auf und fragte heftig: und das Geheimniß?

Der Betteljude strich das Geld schnell ein, und sagte sehr lakonisch:

„Ziehen Sie nach Meserik, da ist noch kein reicher Jude gestorben.“

Ein Jude hatte in Petersburg einen wichtigen Prozeß, der schon viele Jahre gewährt hatte. Ein Minister, den er erst um Beichleunigung angegangen war, fragte ihn einst bey Gelegenheit, wie es denn mit seinem Prozesse stände? — Der Jude antwortete: „ich wollte, der Herr Christus wäre in Petersburg und nicht in Jerusalem gerichtet worden.“

Warum denn aber?

„Dann lebte er noch!“ sagte der Jude.

Und wie das?

„In Jerusalem, Ihre Excellenz, gibts nur

einen Pilatus und einen Herodes; aber hier — ehe man durch alle die Pilatusse und alle die Herodesse durchkömmt!“

Ein Jude hatte einen Offizier oft wegen einer Schuldforderung schriftlich gemahnt, ohne Antwort zu erhalten. Endlich bat ihn der Jude nochmahls aufs dringendste, er möchte ihm doch das Geld senden. Darauf erhielt er Folgendes:

„Mein lieber Levy Feibisch!

„Du verlangst Antwort und Geld von mir.
„Einem Juden wird die Hälfte abgedungen.
„Hier ist Antwort. Geld kriegst du nicht, und
„ich verbleibe

„Deiner verdammten Judenseele
„beständiger Fürbitter.“

N. N.

Der Nachfolger Friedrichs des Großen nahm, bey'm Anfange seiner Regierung manche Veränderungen mit der Armee in Ansehung ihrer Mentirungen vor. Unter andern schaffte er auch die Dreykrempiigen Hüthe ab, und führte dagegen zweykrempiige ein. Ein Offizier fragte, gleich

nach Einführung dieser neuen Hüte, einen Juden, der der Agent des Regiments war, bey welchem der Offizier stand, was er von den neuen Hüten hielte?

„Ey, mein, was kunn ich davon sagen,“
persekzte der Jude, „als daß die Armece eine
Stütze verloren hat.“

Die bekannte Schauspiel-Directrice, Madame Neuberin, war einmahl zu Hamburg in einer sehr mißlichen Lage, so, daß sie jeden Augenblick auf dem Puncte stand, banquerott zu machen. Sie konnte selbst im Unglück ihre scherzhafte Laune, oder vielleicht ihren kleinen Theaterstolz nicht fahren lassen; daher begegnete sie einem reichen Juden, den sie hatte zu sich kommen lassen, ziemlich aufgeblasen. Höre, Mayer, sagte sie zu ihm, die große Neuberin will sich so tief herunter lassen und tausend Thaler von dir bergen.

„Hören Sie, Madame!“ antwortete der Jude, „der kleine Mayer will sich nicht so hoch erheben, und Ihnen einen Schilling leihen.“

Weg der Vorstellung der abgedankten Offi-

ziere, sagte ein Franzose zu einem Juden. „Ich find zwey Fehler an der Stück, der Jud und der Wirth seyn ehrlik Leut.“

„Aber,“ erwiederte der Jude, indem Pointraison auf die Bühne trat: „der Franzose ist gut geschildert, er ist impertinent und fade.“

Ein Jude hatte einen Ring mit falschen Steinen, den er gern hoch anbringen wollte. Er begab sich daher an einen Ort, wo ein großer Herr sein Pferd tummelte, da denn viele Leute zusammen kamen.

Als der Herr weggeritten war, that er, als fände er den Ring, und sagte zu den Umstehenden: „Gewiß hat der Herr den Ring verloren, und wird demjenigen eine gute Belohnung geben, der ihm denselben wieder bringt. Wer will mir die Belohnung abkaufen?“

Der eine bot einen, der andere zwey Dukaten. Der Jude nahm das Meiste und schlich sich fort.

Ein israelitischer Kürassier bey den im Oesterreichischen errichteten Judenregimentern schnallte den Kürasß auf den Rücken.

„Was soll der Cürasß dort?“ fragte ihn ein Offizier.

„Nun, wenn wir doch auf der Retirade sind!“ erhielt er zur Antwort. —

Abraham Moses, ein wohlhabender Jude, wurde von einem seiner Glaubensgenossen wegen einer Wechselschuld von tauſend Dukaten verklagt. Er laugnete vor dem Gericht, dieß Geld empfangen zu haben, und erbot sich zu beschwören, daß der Wechsel nicht von ihm ausgestellt sey. Sein Gegner betrieb sich aber nicht nur auf die Aehnlichkeit der Unterschrift mit andern Handschriften des Abraham Moses, sondern auch auf zwey auswärtige Zeugen, die damahls an dem Orte und bey der Auszahlung des Geldes gegenwärtig gewesen wären. Die Richter der Städte, wo sich die vorgeschlagenen Zeugen aufhielten, wurden ersucht, beyde zu vernehmen, und beyde sagten einmüthig, bis auf den kleinsten Umstand der Zeit und des Ortes aus, daß Abraham Moses in ihrer Gegenwart jene tausend Dukaten bekommen, und einen Wechsel ausgestellt habe. Die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses erhielt dadurch ein großes Gewicht, daß beyde Männer

als ordentliche und ehrliche Leute bekannt waren, und sich nicht wohl, wegen der Entfernung der Oerter, wo sie sich aufhielten, über jeden kleinen Umstand, den sie aussagten, hätten verabreden können. Abraham Moses mußte also bezahlen.

Eine lange Zeit nachher kam er von ungefähr auf ein Kaffeehaus und fand einen fremden Juden dort sitzen. Er erkundigte sich nach demselben und hörte zu seinem großen Erstaunen, daß es einer der Zeugen sey, die in dem Wechielprozess gegen ihn waren aufgestellt worden. Er fragte den Fremden, ob er ihn kenne, und erhielt „nein“ zur Antwort.

„Wie kannst Du denn aber,“ fuhr er hitzig fort, „eidlich versichern, daß ich in Deiner Gegenwart Geld geborgt habe, wenn Du mich nicht kennst?“

Ueber diese Frage erstaunte der Fremde eben so sehr, als Abraham Moses über seine Entdeckung erstaunt war.

„Behüte der Himmel!“ sagte er: „gegen Dich habe ich nicht gezeugt, sondern gegen Abraham Moses, den ich gar wohl kenne.“

„Ich bin Abraham Moses, und habe den

Wechsel bezahlen müssen, weil Du ein — — bist.“

Nach einem langen Wortwechsel wurde die Sache vor den Richter gebracht, der nach einer kurzen Untersuchung ausmittelte, daß der angebliche Gläubiger ein Betrieger war, der in der Gegenwart der zwey fremden ehrlichen Juden einen feilen Bösewicht für Abraham Moses, dessen Hand er nachahmen konnte, ausgegeben, und ihm das Geld gezahlt hatte. Beyde Betrieger kamen in Inquisition und wurden als falsche Wechselschmiede gestraft.

An einem Nachmittage kam ein Jude zu einem Thorschreiber, drückte ihm zwey Louisd'ors in die Hand, und sagte:

„Ich werde Morgen früh mit einem Wagen voll Wehnen kommen. Visitire er mich, doch halte er mich nicht lange auf; denn es ist mir daran gelegen, daß ich bald an Ort und Stelle komme.“

Der Thorschreiber nahm das Geld, ging aber sogleich zu seinen Vorgesetzten, um ihnen die Sache anzuzeigen. Sie waren alle überzeugt, der Jude habe damit den Visitator bestechen wel-

ten, und schickten also am nächsten Morgen noch jemanden an das Thor hin, durch welches der Jude kommen mußte, um alles, was er bringen würde, desto genauer zu untersuchen. Dieser kam endlich wirklich. Sogleich ließ man den Wagen abladen, schüttete jeden Sack einzeln aus, und fand endlich nach langem Suchen — nichts als weiße Bohnen, statt daß man Kaffee zu finden geglaubt hatte.

Der Jude bezeigte endlich seinen Unwillen über die außerordentliche Strenge, mit der man seine Sachen durchsuchte, da er doch nichts Verbothenes bey sich hatte.

„Aber,“ sagte der Thorschreiber: „wenn Du nicht Willens gewesen wärst, Kontrebande einzubringen, warum hättest Du mir denn gestern zwey Louisd'ors gegeben?“

Wie? erwiederte der Jude, was hått' ich gegeben? zwey Louisd'ors?

„Ja,“ antwortete der Thorschreiber: „hier sind sie noch.“ Mit diesen Worten holte er sie aus der Tasche hervor.

„Au wai,“ rief der Jude: „hab ich mich vergriffen!“ nahm die Goldmünzen schnell weg, und gab ihm zwey Zweygroschenstücke dafür.

Man warf ihm hierauf vor, er habe den Ehorschreiber nur auf die Probe stellen wollen, ob er auch das Geld nehmen würde, um ein andermahl sicher verbotene Waaren in die Stadt führen zu können. Er blieb aber dabei, er habe sich vergriffen, und fuhr mit seinem Wagen ruhig weiter.

Ein fremder Jude, der mit Restbarkeiten handelte, befand sich in Mainz und ward zum Churfürsten gerufen. Der Churfürst fragte ihn unter andern: wie er mit Mainz zufrieden wäre?

Sehr wohl, sagte der Jude, bis auf vier Dinge, die mir nicht in hinlänglicher Anzahl vorhanden zu seyn schienen.

Der Churfürst erstaunte nicht wenig, da er auf seine Frage: was für Dinge es wären? hören mußte:

Pfaffen, unzüchtige Weibsbilder, Wirthshäuser und Bettler. Gerade mit diesen vier Dingen hatte er die Stadt am reichlichsten versehen geglaubt. — Der Jude mußte sich erklären, und er that es folgender Maßen: „Der Pfaffen können nicht genug seyn, denn es gibt ihrer, die zwey Präbenden haben. Der

unzüchtigen Weibesbilder können nicht genug seyn: denn man klagt, daß vor den Pfaffen auch die ehrlichen Weiber nicht sicher sind. Der Wirthshäuser können nicht genug seyn: denn sonst würden die Dominikaner in ihren Klöstern gewiß keinen Weinschank halten; und der Bettler können nicht genug seyn: denn würde man sonst aller Orten Bettelmönche sehen?“

So wie die satyrischen Köpfe überhaupt nicht die gelittensten sind, so war es auch dieser Jude in Mainz nicht. Besonders hätten ihm die Geistlichen gar zu gern eins angehangen. Sie hielten dazu die Religion für das beste Mittel, und wollten ihn in die Verlegenheit setzen, entweder ein Christ, oder als ein Lästerey hart abgestraft zu werden. Einer von ihnen hielt ihm daher bey Gelegenheit ein Kruzifix vor, und verlangte durchaus, daß er sich erklären sollte, was er von diesem hielte?

„Nai,“ sagte der Jude, „wer von uns beyden geht vor? Erst laßt ihn sagen, was er von mir hält; dann will auch ich sagen, was ich von ihm halte.“

Ein armer Polnischer Bauer kam zu einem Juden, und bat ihn, bis zur Aernthe ihm zwei Polnische Gulden (8 Groschen) zu leihen. Der Jude war dazu bereit, nur machte er folgende Bedingungen: Der Bauer solle ihm ein Pfand lassen, wöchentlich sechs Pfennige Zinsen geben, und die ganzen Zinsen voraus bezahlen.

Der Bauer war damit zufrieden. Nun ward die Berechnung gemacht. Da noch achtzehn Wochen bis zur Aernthe waren, so ergab sich, daß die Interessen neun Groschen betrug; da diese vorausbezahlt werden sollten, und das geliehene Kapital nur 8 Groschen betrug, so mußte der Bauer noch einen Groschen zuschießen, und da er kein anderes Pfand hatte, seinen Pelz ausziehen und diesen dem Juden zurück lassen.

Die ganze Sache war zur Zufriedenheit beider Theile in wenigen Minuten abgemacht; nur sagte der Bauer auf dem Rückwege für sich: „Es ist doch sonderbar, ich habe kein Geld und keinen Pelz, habe einen Groschen bezahlt und bin acht Groschen schuldig; aber recht gerechnet hat der Mann.“

Bekanntlich gibt es unter den Juden mehrere, die sich von ihrer ersten Jugend an dem Studium des Talmuds ausschließlich widmen, deren einzige Beschäftigung darin besteht, über alle Theile desselben unausgesetzt einsam zu meditiren, und wenn sie zusammen kommen, darüber zu disputiren. Diese Leute, getrennt von der ganzen übrigen Welt, unbekümmert um alles, was der Menschheit frommt, nach alt-orientalischer Art beständig in ihren Medidationen versenkt, stehen bey der gesammten Judenschaft im größten Ansehen, und werden als halbe Heilige betrachtet. Völlig abgeschieden von der Außenwelt, sind sie in allen Dingen, die nicht den Talmud betreffen, höchst unwissend und zugleich höchst gleichgültig.

Ein solcher, in sein Studium ganz versunkener Talmudist in Berlin hatte sich einen Rechts- handel zugezogen. Er hatte sich nämlich einfallen lassen, ein christliches Mädchen zu bere- den, zum Judenthum überzutreten. Da Klage darüber geführt und einem Fiskal die Untersu- chung aufgetragen ward, so ließ ihn dieser zur Verantwortung vorfordern.

Ein Wethe brachte die Eibation, und gab.

sie an die Frau des Rabbi: denn dieser, beständig seinem Nachdenken obliegend, war selten sichtbar.

Die Frau, welche um alles in der Welt ihren Mann nicht in seinen tiefen Meditationen würde gestört haben, und welche, wie er, von allen Dingen außer ihrem gewöhnlichen Gesichtskreise gar keinen Begriff hatte, verstand nicht, was der Bothe wollte, und legte das Papier in einen Winkel, ohne sich weiter darum zu bekümmern.

Auf eben die Art ward der Befehl, im angeetzten Termin zu erscheinen, ein Paar Mal wiederholt, und endlich kam der Landreiter zur Execution. Die Jüdin erstaunte nicht wenig über seine Geldforderung. Als sie auf die an sie abgegebenen schriftlichen Befehle verwiesen ward, welche auch noch da lagen, antwortete sie: „ich habe nicht gewußt, was ich damit machen sollte.“

Der Landreiter versetzte: Sie hätte sie ihrem Manne sollen zu lesen geben, damit er sich verantwortete.

„Ach!“ rief sie aus: „mein Mann ist ein Gelehrter; er kann weder lesen noch schreiben!“

Ein Rabbiner brachte einem andern einen Kommentar über die Klaglieder Jeremia zum Durchsehen. Nach einigen Tagen erhielt er seinen Kommentar wieder, und der Rabbiner bat ihn um gleiche Gefälligkeit bey einem Werkchen, das er ihm bald dagegen bringen würde. Herzlich gern, versetzte der Rabbiner; und was wird das seyn?

„Klaglieder über Euren Kommentar,“ war die Antwort.

Ein jüdischer Kaufmann besaß einen Sohn, auf den er und die zärtliche Mutter sich viel zu Gute thaten. Ein gewisses stilles Phlegma, und Abneigung gegen alle Handelsgeschäfte, welche die Alten bey dem Söhnlein wahrnahmen, brachte die Vermuthung hervor, es stecke ein großes talmudisches oder philosophisches Genie hinter diesen Aeußerungen. Es wurde also beschloffen, ihn vom Laden völlig zu dispensiren und in die Sphäre der Mendelsöhne oder Wendavide zu befördern.

Der Vater gab ihm ein eigenes Zimmer in der Hinterwohnung ein, und überließ ihn ganz seinen Strebungen.

Da er von einem Polnischen Chiren schon vorbereitet war, so glaubte man, bey der unterschiedenen Anlage, sey nur ein Talmud nöthig, aus dessen reicher Fundgrube sein thätiger Geist wohl seine Nahrung schöpfen, und das Gebiet des Wissens erweitern würde. Vier Jahre verfloßen so; der junge Isaaß verließ in seltenen Fällen das Studirzimmer, und war dann einsilbig und zurückhaltend. Der Vater respectirte das tief, störte ihn auf keine Weise, und theilte den Freunden seine großen Hoffnungen mit.

Einft kam ein christlicher Literatorus in den Laden. Der Vater hatte von ihm gehört, und knüpfte ein gelehrtes Gespräch an, worin des Sohnes auf die lobpreisendste Weise gedacht wurde. Ja, er bat den Mann, mit auf des jungen Menschen Zimmer zu kommen, und vor der, nun vier Jahre kultivirten Weisheit zu staunen. Aus Neugier folgte jener, und die Mutter sichtlich schmunzelnd mit den übrigen Hausgenossen nach, um der ersten Probe der Erudition ihres Lieblings beizuwohnen.

Die Thür wurde leise eröffnet. Isaaßchen saß am Studirtische, mit dem Talmud tief beschäftigt, und ließ sich auch durch das Geräusch der

Hereintretenden nicht stören. Der Vater machte den Fremden, entzückt, auf diesen Eifer aufmerksam; Nun trat man näher. Der Alte redete ihn an: „Isaak, der Herr will von deiner Gelehrsamkeit etwas hören. Sage es uns, was hast Du die vier Jahr über studirt; womit hast Du dich jetzt eben beschäftigt? Sage es uns, mein Söhnchen, sage es uns!“

Man ward nun gewahr, daß Isaak das Titelblatt des Talmuds vor sich hatte. Es war eine Edition, die die Abbildung Moses auf der Wignette zeigte. Dieser trug, wie gewöhnlich, das alte Costüme der Israeliten.

Auf mehrmahliges Fragen erwiederte endlich der Sohn, indem er seine Augen fortdauernd auf Moses heftete:

„Da sitze ich, da überlege ich vier Jahr — is es Sommer? is es Winter? — Is es Sommer: warum hat er den Pelz an? Is es Winter: warum geht er doch barfuß?“

Dies war die Ausbeute eines vierjährigen Studiums.

Ein Jude, der den Talmud studirt hatte, sah, daß viele von seinen Nachbarn, die er doch

als sehr unwissende Leute kannte, jedes Mal, wenn sie von der Frankfurter Messe kamen, an ihren eingehandelten Waaren etwas Ansehnliches verdienten.

Wenn du nun, dachte er, bey deiner Gelehrsamkeit zu handeln anfingest, wie groß möchte da der Gewinn nicht seyn! Er schlug demnach alle Stellen im Talmud, die vom Handel redeten, von neuem auf, überdachte sie wohl, und ging mit diesem Schatze von Weisheit auf die Messe. Unter andern Lehren hatte er sich auch die gemerkt: „Sorge für Waaren, die bey andern nicht zu finden sind: denn da bist du deines Absatzes desto gewisser!“ Ihr gemäß, stellte er sich an verschiedene Gewölbe und sah, was seine Landsleute kauften. In einem derselben bemerkte er schwarze Strümpfe mit rothen Zwickeln und graue Handschuhe mit Gold gestickt. Da beydes sehr nach seinem Geschmack war, so gab er genau Achtung, ob irgend ein anderer davon kaufen würde. Niemand schien sie wahrzunehmen; er kaufte also, dem Talmud zufolge, von beyden den ganzen Vorrath. Aber in seinem Vaterlande wollte kein Mensch, dem er sie anbot, ihm auch nur ein einziges Paar abnehmen.

Des steten vergeblichen Feilbiethens müde, stellte er endlich seinen ganzen Handel ein, und studirte wieder, wie sonst, im Talmud. Um indessen doch etwas für seine verlegene Waare zu erhalten, beschloß er, sie auf den nächsten Markt zu schicken und für jeden Preis loszuschlagen. Sein einziges Bedenken war noch, daß er sich nicht einem von seinen Nachbarn allein anvertrauen wollte, theils um sich nicht zu verrathen, daß er zwey so schlechte Artikel eingehandelt habe, theils um nicht den ganzen Rest seines Vermögens einem einzigen in die Hände zu geben, für dessen Ehrlichkeit er keine völlige Sicherheit zu haben glaubte. Er ließ demnach zuerst einen Juden, Namens Simson, und dann einen Nahmens Hirsch kommen, gab jenem die schwarzen Strümpfe mit rothen Zwickeln, und diesem die Handschuhe mit Gold gestickt; beyden ertheilte er aber die Vollmacht, für jeden Preis, den sie erhalten könnten, loszuschlagen, und allenfalls gegen andere Waare zu vertauschen.

Nach der Rückkehr vom Markte kam Simson und sagte: ich habe kein Geld für Deine Strümpfe erhalten können, und bin genöthigt gewesen, sie gegen diese Waaren zu vertauschen.

Er öffnete den Pack und es waren die Handschuhe mit Gold gestickt! — Bald darauf kam Hirsch und sagte gleichfalls, er habe seine Handschuhe nicht versilbern können, und habe sie gegen Waare umgesetzt, und diese konnte natürlich nichts anders seyn, als die Strümpfe mit rothen Zwickeln.

So hatte der arme Gelehrte seine beiden schlechten Artikel wieder, und das kränkendste für ihn war, daß jeder von seinen Unterhändlern behauptete: er habe auf seinen Tausch zu geben müssen.

Ein Paar Postillione beschwerten sich gegen einander, daß sie in der Regel ein Paar Juden mit Extrapest zur Messe zu fahren hätten, die ein äußerst kärgliches Trinkgeld zahlten.

„O, sagte der eine, die sollen schon dafür büßen! Wenn wir ausfahren, so fahre mir nur ins Rad, und für das übrige laß mich sorgen.“

Gesagt, gethan. Der eine fuhr dem andern keynabe die Achse entzwey. Darüber entspann sich zum Schein ein heftiger Streit zwischen den Postillionen. Endlich sprang der eine Jude aus dem Wagen und suchte die Zänker zu besänfti-

gen, aber kaum hatte er ein Wort des Friedens gesprochen, so schrie ihm der Postillion, der den Wagen des andern Juden fuhr, wüthend zu: was geht es Ihn an, was wir mit einander zu thun haben? Und als der Jude noch einige Demonstrationen machte, nahm der Postillion seine Peitsche und bläuet ihn tüchtig ab.

„Was? sagte der andere Postillion, scheinbar aufgebracht: was? Du unterstehst Dich, meinen Juden zu schlagen? Das soll Dir übel bekommen! Schlägst Du meinen Juden, so schlage ich Deinen Juden!“ und mit diesen Worten machte er sich über den andern Passagier her, den er ebenfalls derb zusammen hieb.

Nach beendigter doppelter Execution setzten sich die Abgeprügelten wieder ein und erreichten die nächste Station.

Beide Juden waren arg zerbläuet worden. Sie fanden es also für rathsam, sich ein halb Quart Branntwein geben zu lassen, um sich wechselseitig damit zu waschen.

Dies geschah, und nach beendigtem Waschen sagte der eine Jude zum andern:

„Höre Du; was meinst Du? Den Branntwein können wir doch nun nicht weiter gebrau-

hen, wie wärs, wenn wir ihn den Postillionen gäben?“

Was? den impertentesten Kerlen, die uns so durchprügelt haben?

„Nain, freylich wohl!“ versetzte der erste: aber es zeugt doch von einem guten Gemüth.“

Daß unter mehrern charakteristischen Eigenschaften der Juden auch die des geschickten Refinements und die Kunst, sich schnell aus Verlegenheiten zu helfen, nicht die unbedeutendsten sind, ist längst entschieden, und gereicht ihnen oft zu Nuß und Ehre. Beyspiele belegen dies tausendfältig, denn diese Talente scheinen ihnen angeboren.

In Frankfurt an der Oder zur Messe trat ein Jude in den Laden eines christlichen Kaufmanns von Schnittwaaren und verlangte Namisch (Waaren, die Fehler in Ansehung der Farben, des Drucks, der Appretur, oder sonst dergleichen haben, sogenannten Ausschuß,) zu kaufen.

Auf die Antwort, daß nichts dergleichen vorhanden sey, beruhigt er sich aber nicht sogleich, sondern setzt seine Fragen fort.

Dem Kaufmann, der eben an heftigem Zahn-

weh litt, war die Zubringlichkeit ärgerlich, und er sagte dem Juden, daß er gehen sollte. Wer aber nicht ging, war der Jude; im Gegentheil drang er desto eifriger mit Fragen in den Kaufmann ein.

Jetzt riß dem letzten die Geduld, und er sprach zum Juden: wenn Du mir mein Zahnweh abnimmst, so sollst du Ramsch haben.

„Lopp,“ sagte der Jude, „erst nur den Ramsch; die Zahnschmerzen nehme ich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, hernach auch.“

Die Waaren wurden nun gebracht, der Handel abgeschlossen, und als die Zahlung geleistet war, legte der Jude noch einen Groschen auf den Tisch, mit den Worten: „Hier ist ein Groschen auf die Zahnschmerzen, als Aufgeld; heben Sie mir sie auf bis zur nächsten Messe, da werde ich sie einlösen.“

Bekanntlich hängen die fremden Kaufleute auf den Messen ihre gewöhnlich auf Wachstleinewand mit Oehlfarbe geschriebene Firma aus.

Ein Jude, mit Namen Moses, der zur Messe nach Braunschweig gereist war, befahl seinem Burschen, dieß ebenfalls zu thun, indem er zu

ihm sagte: „Davidchen, gehe auf den Boden und hole das Firmelchen herunter.“

Der Bursche ging, kam aber bald wieder und rief:

„Au wahr mir! Wo ist das Firmelchen? Die Mäus' habens fast ganz aufgefressen.“

Der Jude war darüber anfänglich sehr bestürzt, doch nach einigem Nachsinnen schien er sich zu fassen.

„Weisit du was, Davidchen? Lauf auf den Markt und schrey aus vollem Halse: wo nichts ist, da ist der Mausese.“

Ein Jude in B . . . , ein höchst widerlicher Mensch, so wohl in seinem Aeußern, als in seinem Betragen, kam auf den Gedanken, eine Schnupftabacksfabrik zu etabliren.

„Eine schlechtere Entreprise hätte er auch nicht machen können,“ sagte M . . . ; „wer wird wohl von ihm Taback kaufen, da er selbst eine so ekelhafte Priese ist.“

Ein reicher Israelit wurde vom Schlage gerührt und verlor dadurch das Gesicht.

Als es sich mit ihm etwas zu bessern schien, hielt ihm sein Arzt einst die Hand vor die Augen, um zu erfahren, ob er wieder etwas sehen könne.

Was ist das? fragte er den Patienten.

„So viel ich sehen kann, eine Hand; aber es ist sonderbar, ich kann meine Hand nicht unterscheiden, wenn ich sie vor die Augen halte.“

Sehr natürlich, versetzte der Arzt; Sie waren immer nur gewohnt, auf anderer Leute Hände zu sehen.

Ein Jude hatte das Fieber und klagte seinem Arzte, daß er einen beständigen heftigen Durst habe, den er fast gar nicht löschen konnte.

Der Arzt fragte ihn, was er wohl am liebsten trinken möchte.

„Bier,“ versetzte der Patient.

Mun gut; so lassen Sie sich Stadtbier holen, das ist nicht zu stark.

Am Abend besuchte der Arzt den Patienten, und fand sein Fieber sehr vermehrt. Nach manchen Erkundigungen über die Diät des Kranken, gestand ihm endlich der Letzte, daß er zwey Bouteillen Manheimer Bier getrunken habe.

„Aber, mein Gott!“ sagte der Arzt unwill-

lig: „habe ich Ihnen nicht ausdrücklich gesagt: Sie sollten nur Stadtbier trinken?

„Nu,“ erwiderte der Patient, „was schadt's, denken Sie, ich wäre krank in Mannheim.“

Auf einem Ball im Winter wurde ein junger jüdischer Elegant durch seine Arroganz, in einen Streit verwickelt, und sein Widersacher sagte ihm höchst aufgebracht:

Herr, ich mag hier, um der Gesellschaft willen, kein Aufsehen machen, sonst wollt' ich Ihnen zeigen, wie man Sie behandeln muß, aber kommen Sie heraus, und Sie sollen ein Paar Ohrfeigen haben, — die —

„Main!“ schrie der Jude, „ich soll 'raus kümme. Main, das thu' ich nicht, es ist so kalt draußen, daß ich nicht 'raus gehen möchte, und wenn ich auch zwanzig erhalten könnte.“

Ein Jude ward auf der Straße vom Pöbel gemißhandelt. Um ihn zu retten, sagte einer seiner Verwandten zu den Umstehenden: „nehmet euch seiner an, denn der arme Mann ist toll.“

Dies rettete ihn wirklich, aber der Gemüßhandelte erhob eine Klage gegen seinen Befreyer, weil die öffentliche Nachrede, daß er toll sey, ihm allen Verkehr entziehen würde. Die Aeltesten gaben ihm zum Bescheide, sie wollten den Beklagten in zwey Thaler Strafe nehmen. „Das will ich nicht,“ sagte der Kläger, „denn er ist ein armer Mann, und muß seine Frau und Kinder hungern lassen, wenn er das Geld bezahlen soll.“ Nun, sagten die Aeltesten, so wollen wir ihn auf einen Tag ins Gefängniß werfen lassen. Auch dagegen wandte der Kläger ein, daß der arme Mann im Gefängnisse nichts verdienen könne, und also die Seinen mit ihm zugleich leiden würden. „Nun,“ fragten ihn die Aeltesten, „was sollen wir denn thun, um euch Genugthuung zu verschaffen?“

„Ich verlange keine Genugthuung,“ erwiederte der Kläger: „denn was bedarf es noch eines Beweises, daß ich nicht toll bin, als den, daß die Aeltesten mich fragen müssen, was sie thun sollen?“

Ein junger Jude besuchte einst einen christlichen Kaufmann des Morgens, um mit ihm ein Handelsgeschäft abzumachen.

Nachdem dies beendet war, bot der Kaufmann seinem Gaste ein Frühstück an.

„Nein, ich danke!“ versetzte der Jude. Machen Sie keine Umstände, entgegnete der Kaufmann; es ist gleich bey der Hand.

„Ich kann doch nicht, werther Herr!“ gab der Jude zur Antwort: „denn fürs erste haben wir heute Fasttag, und fürs zweyte habe ich schon gefrühstückt.“

Ein Jude sagte, als er in Prag aus dem Justizkollegio kam:

„Charmante Leute, wie Milch und Blut! Gott behute sie vor den Kinderblattern.“

Ein Jude kam so oft zu einem Beamten, seinen Prozeß zu sollicitiren, daß dieser endlich unwillig ausrief:

Hundsß —, ich habe dir's ja oft genug schon gesagt, daß die Akten auf dem Spruche liegen.

„Gott behüte,“ antwortete der Jude, „was

thue ich damit? Ich wollte der Spruch läge auf den Akten.“

Ein Sohn aus einem angesehenen jüdischen Handlungshause in Schlesien, kam nach E . . . und wurde von einem Bankier, dem er empfohlen war, zum Abendessen eingeladen.

Der junge Mann erschien des Abends, und, da der Herr des Hauses noch beschäftigt war, so führte man ihn in das Zimmer der Frau vom Hause, wo er sie und einige Hausfreunde antraf.

Die Gesellschaft war gerade im Begriff, ein kleines Concert anzufangen, und Madam befragte den Fremden, ob er musikalisch sey?

Die Antwort war: „Ja, Madame.“

Spielen Sie vielleicht Klavier?

„Nein, Madame.“

Oder Violine?

„Auch nicht.“

Aber, Sie sind doch musikalisch?

„Ja wohl.“

Nun, so spielen Sie doch die Flöte?

„Sie verzeihen.“

So wurden alle Instrumente durchgefragt,

der junge Herr spielte kein einziges, blieb aber immer dabey, daß er musikalisch sey. Die Gesellschaft wußte nicht, was sie von ihm halten sollte, und sahe sich an.

Endlich trat der Hausherr ein, begrüßte sie und auch den Fremden mit den Worten: Wie gehts, Monsieur Kalisch? Jetzt war das Räthsel gelöst; er hieß Kalisch, und war gewohnt, sich immer Musje Kalisch nennen zu hören; deshalb beantwortete er die wiederholten Fragen: Sind Sie musikalisch? ohne Bedenken mit Ja.

„Aber sagen Sie mir doch,“ fragte ein Arzt einen Juden, der ihn wegen einer sehr unbedeutenden Krankheit hatte rufen lassen: „Weher kommt es wohl, daß die Juden mehr Furcht vor dem Tode haben, als die Christen?“

„Main! weher solls kummen!“ versetzte der Jude; „die Christen haben einen, der für sie gestorben ist, wir Juden müssen aber unsre Haut selbst zu Markte tragen.“

Die Frau eines Juden hatte ihren Ehemann wider sein Erwarten, schon im fünften Menath

nach vollzogener Ehe, mit einem Söhnlein beschenkt.

Er schüttete darüber sein bekümmertes Herz gegen einen andern Juden seiner Bekanntschaft aus.

„Was hats denn auf sich,“ versetzte dieser: „dein Sohn wird einmahl ein guter Courier werden.“

Zwey Juden, Ruben und Simon, wurden in B. . . für die größten Schachspieler gehalten. Eines Tages spielte Ruben auf einem Kaffeehause mit einem Fremden. Simon war während des Spiels auch auf das Kaffeehaus gekommen, und hatte sich still hinter den Stuhl seines Nebenbuhlers gestellt. Ruben sah bey einem Zuge seines Gegners keine Rettung, und wollte eben mit den Worten: „ich bin matt,“ die Steine zusammenwerfen, als er eine Ohrfeige bekam, daß ihm die Perücke vom Kopfe flog. Natürlich sah er sich hastig um, woher der Schlag käme; da er aber den Simon erblickte, sagte er nichts weiter als: „Nun, was kann ich für einen Zug thun?“ Simon that, ohne ein Wort zu sprechen, den Zug, und Ruben

erwähnte mit keiner Sylbe der Ohrfeige, sondern sagte, nach einem schnellen Blicke auf das Schachbrett, indem er seine Perücke aufhob: „So wahr ich lebe, Ihr habt Recht!“

Ein reisender Jude war in Berlin in dem Deutschen Schauspiel gewesen, und ging darauf zum Abendessen zu einem der reichsten jüdischen Banquiers, von dem er dazu eingeladen werden war.

Warum so spät? fragte ihn der Bankier.

„Ich bin erst im Schauspiel gewesen.“

Wie hat es Ihnen gefallen?

„Ganz und gar nicht; ich habe die schrecklichste Langeweile gehabt.“

Warum sind Sie denn nicht heraus gegangen und früher zu mir gekommen?

„Ja, das können Sie wohl sagen: Sie sind ein reicher Mann, aber unser eins kann seinen halben Thaler nicht so gut wegschmeißen.“

Moses Mendelssohn war Buchhalter in einer Handlung in Berlin und zwar bey einem jüdischen Kaufmann von sehr beschränkten Fähigkeiten.

„Das Schicksal ist doch sehr ungerecht,“ sagte Herr . . . zu ihm; „Sie, so ein gescheuerter Mann, müssen einem so beschränkten Kopfe dienen!“

Ich finde das sehr verständig von dem Schicksal, verietzte Mendelsöhn: „denn wenn ich Herr wäre, ihn könnte ich nicht gebrauchen.“

Ein Beamter schimpfte einen Juden vor Gericht und sagte unter andern:

Du bist ein infamer Kerl! Der Schelm guckt dir aus dem Gesicht.

„Na, Herr Amtmann,“ antwortete der Jude; „so muß mein Gesicht alleweil ein Spiegel seyn.“

Ein sehr geiziger jüdischer Bankier lobte mit einem leeren Pathos den angenehmen Aufenthalt im Frühling auf dem Lande, und besonders pries er das liebliche Concert der Vögel, den Frühgesang der Lerche und die melodische Klage der Nachtigall.

„Wissen Sie wohl, weshalb er den Gesang der Vögel so sehr erhebt?“ fragte Herr M . . .

einen andern in der Gesellschaft: „Sie gehen hernach nicht mit dem Netenblatte herum.“

Moses Mendelssohn wurde einst in Berlin auf der Straße von einem gemeinen Soldaten insultirt.

Sein Begleiter, ein junger Gelehrter, äußerte darüber seinen Unwillen.

„Aber mein Gott!“ sagte Mendelssohn sehr gelassen, „was bleibt solchem Menschen sonst noch übrig, wenn er nicht einen Juden censuriren darf?“

Mehrere reiche jüdische Familien Wiens hatten den Sohn eines dortigen sehr armen Glaubensgenossen, bey dem man früh sehr glückliche Anlagen für die Wissenschaften entdeckte, auf ihre Kosten erziehen und sich dem Studio der Medizin widmen lassen.

Zur Vervollkommnung dieser Kunst sandten ihn seine Gönner nach Berlin, um sich dort einige Jahre aufzuhalten und medizinische Collegia, hauptsächlich aber die Anatomie bey dem berühmten Anatomen, Geheimenrath Walter, zu hören.

Er trat seine Reise nach dieser Residenz an und erhielt, zu diesem Behuf, mehrere Empfehlungsschreiben an wohlhabende Berlinische Juden, und unter andern auch an den verstorbenen, in der gelehrten Welt bekannten, jüdischen Arzt Marcus Herz, in welchem er diesem zu einer thätigen Unterstützung dringend empfohlen worden war.

Der junge Mann gab seine Briefe ab, wurde aber von dem Hofrath Herz mit zurückstoßender Kälte empfangen. Er wiederholte anfänglich seine Besuche, doch immer ohne Erfolg, da er nie mehr vorgelassen wurde.

Er fand indess bey andern menschenfreundlichen Familien hinlängliche Hülfe, so daß er seine Absicht völlig erreichte, zwey Jahre in Berlin blieb und dort seine Studien beendigte.

Nach Ablauf dieser Zeit trat er seine Rückreise nach Wien an; zuvor beurlaubte er sich aber nicht allein von seinen Wohlthätern, sondern er ging auch zu dem Hofrath Herz, um von ihm Abschied zu nehmen, und sich zu erkundigen, ob er etwas nach Wien zu bestellen habe.

Wey diesem Abschiedsbesuche war der Hofrath Herz äußerst freundlich und ließ sich mit dem

jungen Arzt in ein weitläufiges Gespräch über seine Kunst und über die Fortschritte ein, die er darin, während seines Aufenthaltes in Berlin, gemacht habe.

Es kam also natürlich auch die Rede auf die Anatomie.

„Ich habe hier sehr viel gelernt,“ sagte der junge Mann, „und besonders in dem Cabinet des Herrn Geheimrath Walters viele seltene Präparate gesehen. Aber vor einigen Tagen habe ich bey einem Bekannten eine Seltenheit, die mir doch das allermerkwürdigste scheint.“

Und dieß war? fragte der Hofrath Herz.

„Ein Kind in Spiritus, das ohne Herz zur Welt gekommen ist und acht Menathe gelebt hat.“

Das ist nicht möglich! rief Herz aus; man hat Ihnen etwas aufgeheftet.

„Wie so?“ entgegnete der Abchiednehmende; „ich sehe darin keine Unmöglichkeit; kenne ich doch zwey Menschen, die schon zwey Jahre ohne Herz gelebt haben, das sind Sie und ich.“

Wey diesen Worten stand er auf und verließ das Zimmer.

Ein junger sehr armer Jude, den die Natur

mit Geistesfähigkeiten nur sehr stiefmütterlich beachtet hatte, kam auf den sonderbaren Einfall, sich der Thierarzneykunst zu widmen, und da es ihm gänzlich an Vermögen gebrach, sein Vorhaben auszuführen, so forderte er in einem schriftlichen Aufsatze alle wohlhabende Menschenfreunde, besonders seine Glaubensgenossen auf, ihn durch milde Beyträge in seinem Unternehmen zu unterstützen.

Diese Aufforderung fing mit folgenden Worten an: Da ich Vieharzt werden will, so ic. Als solche dem bekannten jüdischen Arzte Markus Herz vorgelegt wurde, sagte er trocken: „Schade, es ist ein Schreibfehler darin; den muß ich doch ferrigiren.“ Und nun machte er aus dem Worte Vieharzt zwey.

In einer öffentlichen Gesellschaft machten sich ein Paar junge muthwillige Leute an einen Juden, und suchten ihn, zur Belustigung der übrigen, durch Erzählung von mancherley albernen Märchen, die sie ihm als Wahrheit aufheften wollten, zu feppen.

Erschien mit vieler Geduld und Resignation zuzuhören.

Endlich brachten sie auch das Gespräch auf die Jagd, und erzählten ihm ganz ungläubliche Dinge von ihrer Fertigkeit im Schießen und Treffen.

„Das ist alles sehr schön,“ sagte er, ohne aus der Fassung zu kommen: „aber ich habe einen Wetter, der versteht's noch besser. Sehen Sie, meine Herren, alle Tage geht er auf die Börse und erkundigt sich, wie das Geld gegen Courant steht, und wenn ihm hernach einer einen Friedrichsd'or zwischen den Finger halt, so schießt er auf zwanzig Schritt jedesmal das Agio herunter nach dem Cours.“

Moses Mendelssohn war in einem sehr hohen Grade verwachsen und stotterte auch dabei. Einst befand er sich in einer Gesellschaft von Gelehrten in Berlin, als: Sulzer's, Hamler's, Lessing's u. a. m. Man war sehr heiter und endlich gerieth einer auf den Einfall, daß jeder auf sich aus dem Stegreife ein Spottgedicht machen sollte. Mendelssohn's besann sich nicht lange und rezitirte folgende Verse:

Groß nennet ihr den Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen;
Aesop, der Höckrige, gilt Euch für weise:
Triumph! Ich werd' in euerm Kreise
Gedoppelt groß und weise seyn;
Denn glücklich ich in mir vereine,
Was man getrennt in Demosthen
Und in Aesop gehöret und gesehn.

Ein junger Offizier, der in einem Thore
Berlins die Wachte hatte, sah einen unansehn-
lichen, verwachsenen Juden aus dem Thore ge-
hen, ohne ihn weiter zu kennen: Er wollte ihn
ein wenig aufziehen, und fragte ihn unter an-
dern, womit er denn handle; er wolle ihm etwas
abschachern.

Der ungekannte Jude war der gelehrte Mo-
ses Mendelssohn. Mit Recht gab er daher zur
Antwort: „Womit ich handle, das kaufen Sie
doch nicht!“

Offizier. Nun, womit handelst Du denn?

Mendelssohn. „Mit Verstand.“

Ein Jude, mit Namen Hirsch, hatte eine

sehr böse Ehehälfte, unter deren hartem Pantoffel er schwer leiden mußte.

Es blieb nicht bloß bey Zank und Schmä-
hungen, sondern sie vergriff sich oft thätig an
ihm, und da sie eine große robuste Person, er
aber ein kleines verwachsenes Männchen war,
so half aller Widerstand nichts; er mußte un-
terliegen.

Einmal hatte sie ihm die Kraft ihres Arms so
gewaltig fühlen lassen, daß er aus Angst unter
einen Tisch kroch, um vor ihren Faustschlägen
sicher zu seyn.

Raum war er hier versteckt, so zog jemand
an der Hausglocke.

Hirsch, sagte die Frau: es klingelt; mach
auf!

„Nein! versetzte er; mach Du auf!“ Es
klingelte nochmal.

Nun, so mach doch auf, Hirsch! schrie die
Frau aufs neue.

„Nein! Nein! antwortete der Geflüchtete:
Geh Du hin; ich will doch auch einmahl sei-
gen, daß ich Herr im Hause bin.“

In dem letzten Kriege in Polen wurde ein Jude von einem Russen verfolgt.

Er flüchtete sich in eine Bauerhütte, und bat den Eigenthümer flehentlich, ihn zu verbergen.

Aus Furcht vor dem Russen wollte sich der Bauer anfänglich nicht dazu verstehen; endlich aber gab er nach, da ihm der Jude für diesen Liebedienst eine beträchtliche Belohnung versprach. Er ließ also den Juden in einem Sack kriechen, denn er dann hinter den Ofen verbarg.

Kaum war der Geflüchtete auf diese Art in Sicherheit gebracht worden, als der Russe die Thür öffnete, und nach dem ihm entwichenen Juden fragte.

Der Bauer läugnete, daß einer bey ihm versteckt sey.

Der Russe bestand aber darauf; daß er im Hause seyn müsse, und drohte dem Bauer mit harter Züchtigung, wenn er ihn belöge.

Der Bauer wiederholte seine erste Behauptung; indem er aber: „nein, nein! es ist hier gewiß kein Jude versteckt!“ mit zitternder Stimme herstimmelte, wies er mit dem Finger nach dem Sacke hinter dem Ofen.

Der Russe, der diesen Wink verstand, fragte nun: „aber was ist denn in dem Sacke da?“

Altes Glas, zerbrochene Bouteillen und dergleichen, erhielt er zur Antwort.

Der Russe zog nun seinen Säbel, und hieb mit der flachen Klinge einige Mahl derb darauf los.

Den Juden übermannte der Schmerz; er konnte sich nicht enthalten laut aufzuschreien, aber um dem Bauer nicht zu widersprechen, rief er: „Kling, ling, ling, ling!“

Ein jüdischer Bankier wollte sich gern das Ansehen eines Mannes von Kenntniß und Geschmaç geben, ob er gleich ein sehr beschränkter Kopf und ein ganz gewöhnlicher Schacherjude war.

Er sah daher sehr oft berühmte Gelehrte und Künstler in seinem Hause, die sich seine ledern Gerichte und seinen Weine gut schmäcken ließen, und sich übrigens um ihren einfältigen Wirth wenig bekümmerten.

Einst besuchte ihn ein Gelehrter, und fand ihn, unglücklicher Weise, allein. Er mußte sich also, der Höflichkeit wegen, mit ihm in ein Gespräch einlassen.

Beide saßen am Fenster eines Zimmers, das nach einem öffentlichen Spaziergange hinaus wies.

Auf Einmahl fing der Bankier an, um doch auch, nach seiner Meinung, etwas Scharfsinniges zu sagen:

„Wie sonderbar, Herr Professor! Die Neigungen der Menschen sind doch in allen Dingen recht verschieden. Sehen Sie nur, zum Beispiel, hier aus dem Fenster; da' fahren einige spazieren, andere reiten und noch andere gehen spazieren, und wir — wir sitzen hier spazieren.“

Ein Jude und ein Christ wurden Compagnons in einer Tabackshandlung. Nun richteten sie es so ein, daß sie ununterbrochen ihren Laden alle Tage über offen hatten. Am Sonnabend feyerte zwar der Jude seinen Sabbath, dann bediente aber der Christ die Kunden, und am Sonntag nahm der Jude den Maß in dem Laden ein. Da jemand darüber seine Blessen machte, sagte der Jude: „Als die Geseze erfunden wurden, wurden auch Streiche erfunden.“

In katholischen Ländern pflegt man sich am Osterfeste Geschenke mit Eiern zu machen, wo dann der Geber des Eies dabei zu sagen pflegt: Heut ist Christus auferstanden; der Empfangen aber antworten muß: Er ist wahrhaftig auferstanden.

Der General von . . . gab dem Hofsjuden . . . welcher am Osterfeste zu ihm kam, ebenfalls die Osterschokolade mit den Worten:

Heut ist Christus auferstanden! Der Jude nahm es, blühte sich und antwortete: „wie Euer Erzellenz befehlen!“

„Schlingel!“ rief der General aus: kannst du nicht sagen: er ist wahrhaftig auferstanden!“

„Main! versetzte der Jude; wie kann ich doch, hab' ich doch all' mein Lebtag gehört, daß man keinem graußen General was rapporieren soll, was man nicht gewiß weiß.“

Ein Jude, mit Namen Herz Aron Heimann, ließ sich taufen.

In der Taufe erhielt er die Namen Heinrich August. Nach beendigter Taufhandlung sagte er zu einem der erbethenen Taufzeugen: „Wissen Sie wohl, weshalb ich die Vornamen Hein-

rich August gewählt habe? — Nun kann ich mein altes Pottschafst gebrauchen, darin steht: H. A. H.“

Eine getaufte Jüdin ward in der Katechisation gefragt: was hat Christus für euch gethan?

„Er hat mir nichts gethan,“ antwortete sie: „ich bin immer fromm gewesen.“

Bekanntlich müssen die ärmern Juden in dem ehemahligen Königreich Polen, die nur ihren kleinen Handel mit fremdem Kapital betreiben, wenn sie solches in Polen von reichern Glaubensgenossen erborgen, unverhältnismäßig hohe Zinsen, 30, 40, selbst 50 Procent dafür entrichten.

Ein solcher Polnischer Jude kam bey einem Kaufmann seines Glaubens auf der Messe zu Frankfurt und begehrte mehrere Waaren von ihm.

Dieser zeigte sie ihm und fragte ihn dann, ob er sie baar bezahlen, oder auf Rechnung nehmen wolle, in welchem ersten Fall er sie ihm um einen etwas geringern Preis lassen wolle.

„Baar bezahlen?“ sagte der Jude; „ich bin ja kein Schwindler!“

Ein kleiner Polnischer Handelsjude kam auf die Messe zu . . . zu einem Kaufmann seiner Nation und fragte ihn:

„Sagen Sie mir im Vertrauen, ist der Bankier“ . . . (er nannte ein berühmtes Handelshaus,) „ein guter sicherer Mann?“

Wie so? entgegnete der Befragte, erzähl mir über die Aeußerung: hat Er etwas von ihm zu fordern?

„Wain, wie sollt' ich das!“ versetzte der erstere: „ich will von ihm borgen. Wenn er nun nicht ist ein sicherer Mann, was thu' ich damit, dann macht er Bankerott, und ich muß in der künftigen Messe zahlen und habe weiter keinen Kredit bey ihm; steht es aber gut mit ihm, so zahl' ich in der künftigen Messe, und ich habe neuen Kredit.“

Ein Jude mahnte einen Offizier wegen vergeschessenen Geldes. Den Schuldner verdröß dieß; er zahlte, nöthigte aber mit dem Degen in der Hand den Juden, so sehr sich dieser dagegen sperrete, den Wechsel rein aufzuzehren.

Nach einiger Zeit ließ der Offizier den Juden wieder rufen und bat ihn um einen Geldvorschuß.

Der Jude erklärte sich willig, „aber unter der Bedingung,“ setzte er hinzu; „daß Euer Gnaden mir den Wechsel auf einen Nürnberger Lebkuchen schreiben.“

Ein Jude war in einen Prozeß verwickelt worden, in welchem er, zur Entschädigung des Rechtsstreits, zur Eidesableistung gelassen wurde. Er legte den ihm zugehobenen Eid ab, und als er aus der Gerichtsstube kam, sagte ein Bekannter zu ihm, der den Prozeß vielleicht genauer kannte, als der Richter:

„Nun, da hast du auch ein Mahl falsch geschworen.“ —

Wozu sind denn die falschen Eide? versetzte der Jude und ging, selbstgefällig lächelnd, weiter.

Ein Jude hatte sich in einem sehr kalten Winter einen Wolfspelz gekauft. Ein Bekannter begegnete ihm in diesem Pelze und fragte ihn in einem spöttischen Tone:

Aber warum trägst du den Pelz auswärts?

„Was fragst du mich?“ entgegnete dieser;
„frage doch lieber den Wolf.“

Ein Jude wollte seinen Diener nach einem vier Meilen entfernten Orte, einer Schuldforderung halber, abschicken, und trug ihm auf, sich zu dieser Reise ein Pferd zu miethen.

Der Diener, der noch nie ein Pferd besliegen hatte, trat in den Stall eines Pferdeverleihers und eröffnete sein Anliegen.

Dieser strich, nach Art dieser Leute, seine Thiere sehr heraus, und zeigte ihm unter andern einen Schimmel mit den Worten: nehmen Sie diesen, der läuft sieben Meilen in einer Tour.

„Main, was thu' ich damit,“ erwiderte der Jude: „da kann ich ihn doch nicht brauchen, ich will nur vier Meilen machen; da läuft er mir ja drey Meilen zu weit.“

Ein Beamter wollte einst einen Juden, mit dem er manchen Verkehr hatte, schrauben; er sagte also zu ihm:

„Ey, was muß ich von Dir hören! Die Leute sagen ja von Dir, daß Du Hexerey treibst.“

„O main, die Leute sagen viel,“ versetzte der Jude: „'s ist d'rum doch nicht wehr. Gottes Wunder! wie kurjos. Mich schelten 's einen

Herenmeister, und von dem Herrn Amtmann so-
gen sie: Sie waren keiner.

Ein Jude von einer ansehnlichen Leibesgröße verlangte auf einer Poststation als halber Pas-
sagier eingeschrieben zu werden, weil man so
eben einen kleinen verwachsenen Menschen, auf
sein dringendes Bitten, für halb eingeschrieben
hatte.

Der Postsecretair verwies dem Juden sein
unbilliges Verlangen, indem er ihm zu Gemü-
the führte, daß zwischen ihm, dem großen breit-
schultrigen Manne und dem kleinen zwergartigen
Menschen ein himmelweiter Unterschied sey.

„Jo,“ sagte der Jude: „den Unterschied
greift man mit Händen; aber die kleine Person
sitzt doch ganz in der Kalesch, und ich reich zur
Halfte drüber 'raus.“

Ein Jude, der eben seinen Prozeß verloren
hatte, blieb auf der Flur vor der Gerichts-
stube stehen, und betrachtete das Bild der Ge-
rechtigkeit, welches dafelbst aufgehangen war.

„Segt mer eppes,“ sagte er zu einem

Manne, der neben ihm stand; „was ist das für eine Dame mit der Woge und dem Schwert?—

Kennst Du sie nicht? war die Antwort, es ist die Gerechtigkeit.

„Nu,“ erwiederte der Jude: „was soll die hier draußen?“

Ein Jude, Nahmens Moses, pflegte es in das Haus eines Reichen Glaubensgenossen zu kommen, wo er wegen seiner witzigen Einfälle sehr geschätzt wurde.

Endlich fing sein Mantel an so schlecht zu werden, daß der Reiche jedes Mahl in Verlegenheit kam, wenn ihn ein Fremder in seinem Hause traf.

„Schafft Euch doch,“ sagte er eines Tages zu ihm, „einen andern Mantel an.“ —

Nu, antwortete Moses; denkt ihr denn, daß ich nicht mehr als einen Mantel habe?

„Ey, so zieht doch den andern an.“ —

Ja, der ist noch schlechter!

Der Baron von P . . . , der bey einem würdigen Leben ein hohes Alter erreichte, begegnete mit etlichen guten Freunden auf einem Spazier-

gange einem Juden, mit dem er mehr als dreßsig Jahre zuvor in einem fremden Lande Verkehr gehabt hatte.

Der Baron redete ihn an, und da er allerley drollige Antworten gab, so mischten sich auch die übrigen in das Gespräch. Unter andern fragte einer den Juden, ob er sich nicht wundere, den Baron noch am Leben zu finden.

„Wie sollte ich mich wundern,“ sagte der Israelit; „ich weiß, der Herr Baron hat sich nie übereilt, seine Schulden zu bezahlen.“

Ein junger Offizier wollte von einem Juden bergen. Dieser schlug es ihm aber, weil er ihn als einen schlechten Bezahler kannte, rund ab.

Der Offizier, aufgebracht darüber, sagte im Weggehen zu dem Juden: Ihr seyd ein Lump.

„Nu mai,“ erwiederte der Jude, „der Herr ist auch noch ká Papier.“

Ein Jude verkaufte dem andern ein Pferd, und stand im Contract dafür ein, daß das Thier keinen Fehler habe.

Ein Paar Tage nachher kam der Käufer zu jenem und sagte: „Freund, der Kauf gilt nicht,

das Pferd hat einen großen Fehler, es ist an einem Auge blind.“

Er, sagte der Verkäufer, wie könnt Ihr das einen Fehler nennen? Das ist ja ein Unglück.

In B . . . kam ein junger Jude, der dort Medizin studirte, zu dem Professor und Doctor Z . . . und bat, ihm eine seiner angekündigten Vorlesungen unentgeltlich anhören zu lassen.

Der Professor schlug es ihm aber ab, indem er äußerte, wie junge Leute, die ganz arm wären, sich überhaupt nicht em Studium der Medizin widmen mußten, weil solches mit so vielen Kosten verknüpft wäre, daß ein Durftiger immer darin nur ein Stumper bleiben werde.

Der Jude erfuhr, daß der Professor der Hausarzt bey den reichen jüdischen Bankiers M . . . und L . . . sey. Er wandte sich also an diese, mit der Bitte, bey dem Professor ein Fürwort für ihn einzulegen.

Dies geschah, und der Doctor Z . . . erklärte sich endlich gegen Beyde, wie er aus Freundschaft für sie, dem jungen Menschen die Hälfte des Honorars erlassen wolle.

Bejde Bankiers machten dieß ihrem Schuß:

sing bekannt und er wohnte den Vorlesungen des Professors B . . . bey.

Nachdem solche beendigt waren, ging er zu dem Professor und bat ihn um ein Zeugniß, daß er sein Zuhörer gewesen sey.

Recht gern, sagte dieser: aber erst müssen Sie mir die Hälfte des Honorars bezahlen, die Sie mir noch schuldig sind:

„Wie, ich bin Ihnen noch Honorar schuldig?“

Allerdings.

„Wain, wie soll ich das verstehn! Haben Sie nicht dem Herrn Bankier M. . . versprochen, daß Sie mir die eine Hälfte erlassen wollten, und haben Sie dieß nicht auch zu dem Herrn Bankier P . . . gesagt? — Zwey Hälften sind doch ein Ganzes: also haben Sie es mir alles geschenkt.“

Wey dem nun aufgehobenen Französischen Coloniegerichte in Berlin, war es ehemals eingeführt, daß alle gerichtliche Verhandlungen in Französischer Sprache niedergeschrieben wurden, auch selbst, wenn die eine Parthey der Französischen Sprache gar nicht kundig war.

Ein Jude war wider einen diesem Gerichte unterworfenen Bürger klagbar geworden, und wurde darauf in einem anberaumten Termin über die nähern Umstände zu Protokoll vernommen.

Nachdem man seine in Deutscher Sprache ausgelegte Erklärung Französisch niedergeschrieben hatte, las man ihm das Protokoll vor und verlangte, daß er es durch seine Unterschrift für wahr anerkennen sollte.

Der Jude weigerte sich dessen, aus dem Grunde, weil er von dem vorgelesenen Protokoll nicht ein Wort verstanden habe. Man bedeutete ihm aber, daß er sich dieser Forderung unweigerlich fügen müsse.

„Nun gut!“ sagte er: „wenn ich muß, so geben Sie mir die Feder her.“

Nun schrieb er eine ganze Weile. Endlich sah einer von den anwesenden Gerichtspersonen nach dem Protokoll und wurde einige Reihen ihm ganz unbekannter Buchstaben gewahr.

Was ist das? fragte er den Juden; er soll ja nur seinen Namen schreiben. Das kann ja keiner verstehen!

„Es ist Chaldäisch,“ versetzte der Jude;

„wenn es nichts auf sich hat, daß ich ein Protokoll unterschreibe, das ich nicht verstehe, so kann es auch nichts verschlagen, wenn ich etwas darunter schreibe, daß keiner der Richter versteht.“

Einem Juden war ein Kind mit sechs Fingern an der rechten Hand, geboren worden. Der Vater sowohl, als die Mutter und die übrigen Verwandten waren darüber ganz niedergeschlagen.

Ein Bekannter besuchte die Familie, und als ihm die Mutter ihr Unglück klagte, sagte der jüdische Hausfreund:

„Ey nun, was ist dabey zu fürchten? Ich gratulire. Ihr Söhnchen ist ein geberner Klavierspieler.“

Eine Soldatenfrau, deren Mann im Felde geblieben war, vermiethete sich bey einem jungen jüdischen Kaufmann, der eine sehr häßliche Frau hatte, die er um des Geldes wegen geheirathet.

Der Israelit hatte einen Laden, in welchem des Tages über die Frau Waaren feil bot; er selbst aber trieb seine Geschäft in seiner Wohnung. —

Die Soldatenfrau war nicht häßlich, sie gefiel also dem Sohn Israels. Er machte ihr einige gärtliche Anträge, und da er solche mit nicht unbedeutenden Geschenken an Gelde unterstützte, so war er bald so glücklich, seine Wünsche erfüllt zu sehen.

Die natürliche Folge davon war Schwangerschaft.

Eines Morgens brachte die Soldatenfrau der Jüdin ihr Frühstück in den Laden.

Sie war schon der Entbindung ziemlich nahe, und dieß verrieth auch ihr Aeußeres.

„Gott behüt,“ sagte die Jüdin, die ebenfalls ihrer baldigen Entbindung entgegen sah, „Gott behüt, sie ist schwanger!“

Sind Sieß doch auch. .

„Main, warum sollt ichs nicht seyn? Bin ichs doch von meinem lieben Mann.“

„Von dem bin ichs auch,“ versetzte die Soldatenfrau.

Ein Jude lief auf der Promenade unter den Linden in Berlin einem Spaziergänger nach, den er für einen Schauspieler des Nationaltheaters hielt.

„Herr . . .!“ rief er ihm mit lauter Stimme nach: „Herr . . ., so hören Sie doch!“

Der Spaziergänger setzte seinen Gang ruhig fort, ohne sich umzusehen.

Endlich hatte ihn der Jude eingeholt, und ihm einen Schlag auf die Schultern gebend, sagte er zu ihm:

„Nun, so stehen Sie doch still, Herr . . .!“

Der Spaziergänger wandte sich nun um, und zu seinem großen Schreck entdeckte der Jude, daß er sich in der Person geirrt habe.

„Verzeihen Sie,“ sagte er aber gleich, ohne außer Fassung zu kommen; „ich hielt Sie für den Schauspieler . . . aber, ich muß gestehn, in der Nähe haben Sie sehr gewonnen.“

In einem gesellschaftlichen Zirkel befanden sich auch einige Töchter Israels mit ihren Müttern.

Eine christliche Demoiselle spielte aus der Donnaunymphe die Arie: In meinem Schloßchen ist gar fein u. s. w. auf dem Fortepiano.

Nach Beendigung des Spiels sagte eine jüdische Mutter:

„Mei Soorche spielt dos auch; aber bey ihr
seind doch eh'nige Pausen anders.“

Eine reiche jüdische Wittve, die aber noch ganz nach den Sitten der Vorwelt lebte, hatte eine einzige Tochter, der sie mit übertriebener Liebe zugethan war.

Alles, was diese Tochter nur wünschte, wurde ihr gewährt, und sie ließ es an nichts fehlen, ihr eine möglichst vollkommene Bildung zu geben.

Das Töchterchen ward daher in allen weiblichen eleganten Künsten unterrichtet, und hatte dadurch einen Anstrich von Schöngesterey und ästhetischer Empfindsamkeit angenommen, der eifrig in lächerlicher Affectation ausartete.

Das zarte Mädchen von achtzehn Jahren war daher auch beständig kränklich und litt an Nervenzufällen. Ein verständiger Arzt wurde deshalb zu Rathe gezogen, der ihr dann auch mancherley verordnete.

Einst besuchte er die junge Patientinn, und sie klagte ihm mit vielen schönklingenden Tiraden, daß ihre Nervenzufälle noch gar nicht schwächer

würden, und jede Kleinigkeit einen sehr heftigen Eindruck auf ihr Gemüth mache.

„Ja,“ sagte der Arzt, „da helfen keine Medicamente, Mademoiselle, wenn Sie nicht selbst dazu thün wollen. Sie müssen sich nicht so hingehen lassen, und sich bemühen Ihrer Empfindungen Meister zu werden.“

Ach! seufzte die empfindsame Jüdin; was kann ich dafür? Das kommt von meinem Temperament.

„Nun seh' einer einmahl!“ rief die Mutter aus; „was verlangst du denn? Hast du nicht alles, was dein Herz begehrt? Was willst du denn noch ein Temperament?“

„Was lesen Sie denn da Guts!“ sagte ein jüdisches Hausmädchen zu ihrer jüdischen Herrschaft, als sie zu ihr ins Zimmer trat, und ihr ins Buch sah.

„Gott behüt! den Wieland? — und noch dazu den Agathon! — Mein Gott, wie kann man doch lesen den Agathon? Das ist mir auch der rechte! Nachdem er alle Suiten durchgemacht hat, so wird er am Ende ein Freymaurer! — Gott behüt! wie könnt' ich das lesen?“

Eine junge Jüdin, eine von den Mededamen, die der neuesten ästhetischen Schule ganz ergeben war, und von nichts als Gemüth, Kunstsinn, Naturschönheit, Ideal und dergleichen schwatzte, erhielt einen Besuch von einem Kunstjünger, als sie eben ihr einjähriges Töchterchen auf dem Schooße wiegte.

Der galante Incroyable sagte der Dame viele Artigkeiten, und lobte auch das kleine Weinen, das sie auf ihren Knien schaukelte.

„Ja,“ sagte die Mutter, „es geht doch nichts über ein solches Kind, sehen Sie einmal, wie freundlich es lächelt, wie es mit den kleinen Weinen zappelt, wie held es die Armehen ausgestreckt, wie unbefangen es mit den großen schwarzen Augen in die Welt blickt. — Nicht wahr, da spricht sich die Natur rein aus?“

Wey diesen Worten reichte sie das Kind dem jungen Herrn hin, und indem er es in die Höhe hob, — entledigte sich das Kind eines Bedürfnisses auf der Weste des Besuchers, der es erschrecken der Mutter zurück gab, und ängstlich ausrief: „Ach ja, die Natur spricht sich hier ganz rein aus!“

Ein reicher Jude war in eine geschlossene Gesellschaft aufgenommen worden, deren Statuten es mit sich brachten, daß jedes neue Mitglied eine Rede an die Versammlung halten mußte.

Dieser entledigte sich der Sache folgendergestalt:

„Meine Herren!“ hob er an: „da soll ich doch eine Rede halten, will Ihnen aber erst eine Fabel erzählen. Der Mond hatte einmahl zu einem Schneider geschickt, daß er ihm sollte anmessen ein Kleidchen. Ist der Schneider aber nicht gekommen, hat der Mond die Wache geschickt, und hat ihn lassen holen. Warum bist du nicht gekommen und hast mir angemessen das Kleidchen? hat ihn der Mond angefahren.

Nun hat ihm der Schneider geantwortet: was thue ich damit! Wie kann ich dir anmessen ein Kleidchen! Bald bist du ein Viertel, bald bist du halb, bald bist du ganz, bald gar nicht da: wie soll ich es denn machen, daß dir ein Kleidchen wird passen? — Nun geht mirs doch just so. Soll ich halten eine Rede. Da gibts hier junge Leute, gibts alte Leute. Gibts Dumme, gibts Kluge? Wie soll ich denn meine Rede

einrichten, daß sie allen gefallt? Will ich lieber die Gebühren doppelt bezahlen, lasse man mich aber keine Rede halten.“

Ein Jude zu S . . . ließ, ohne selbst gebildet zu seyn, doch seine Kinder, der jetzigen Zeit angemessen, erziehen.

Unter diesen war eine Tochter, die sich sehr eifrig mit der Geographie beschäftigte.

Der Vater konnte diese Art von Liebhaberey nicht begreifen und fragte daher die Tochter eines Tages: „aber, liebes Kind, was thust Du mit der Geographie, Du kannst doch nicht Postillion werden!“

Als der Handel mit Staatspapieren nach dem Kriege von 1806 bis 1807, im Preussischen manchen Speculanten ins Unglück stürzte, wurde auch ein jüdischer Kaufmann dadurch bankerott.

Aus Mangel an Erwerb setzte er sich hin, ein Buch zu schreiben. Ein anderer, der dies hörte, bemerkte darauf: „das Papier hat ihn verderben, nun will er das Papier verderben.“

Ein alter jüdischer Hagestolz hatte eine christliche Haushalterinn. Einst gab er ihr ein Stück Hamburger Rindfleisch, elf Pfund an Gewicht, das er von einem reichen Glaubensgenossen für die gute Ausrichtung eines kleinen Geschäfts zum Geschenk erhalten hatte. Die Haushalterinn fand für rathsam, das Fleisch unter der Hand zu verkaufen, und das Geld zu ihrem Nutzen zu verwenden. Nach einigen Tagen fragte der alte Hebräer nach dem Fleische und befahl, davon etwas zu dem Mittagessen zuzubereiten.

„Ach, stellen Sie sich das Unglück vor!“ schrie die Haushalterinn; die verfluchte Katze hat es so eben gefressen.

Schweigend ging der Israelit in die Küche, packte die Katze und legte sie auf eine Waagschale. Die Katze wog gerade elf Pfund.

„Ja,“ sagte er zur Haushalterinn: „elf Pfund Fleisch sind richtig da; aber wo ist nun die Katze?“

Ein Jude ritt ein ziemlich wildes Pferd, und da er die Kunst nicht verstand, es gehörig zu lenken, so bäumte es sich und drohte den Reiter abzuwerfen.

Der Jude bot alle seine Kräfte auf, um sat-
telfest zu bleiben, und seine Anstrengung sowohl,
wobey er nicht wenige scheußliche Gesichter schnitt,
als auch die unwillkürlichen Ausrufungen der
Angst, wenn das Pferd einen Seitensprung
machte, lockten eine Menge Zuschauer herbei,
die sich an dem Anblick des zitternden Israeliten
nicht wenig ergötzen.

Endlich ward alle seine Mühe vergebens;
das muthige Ross warf seinen Reiter zur Erde,
und seinen Fall begleitete das allgemeine Geläch-
ter der Zuschauer.

„Ey main!“ sagte der Jude, sich von der
Erde emporhebend, ärgerlich: „was is da zu
lachen? Der Klügste gibt nach.“

Als Moses Mendelssohn zuerst in der ge-
lehrten Welt auftrat, war es in Berlin Ten
unter den Gelehrten, in den Abendgesellschaften
Schach zu spielen.

Moses Mendelssohn wollte sich aber nie zu
diesem Spiel verstehen, und wenn man ihn dazu
aufforderte, so sagte er:

„Schach ist für den Verstand zu viel Spiel,
und als Spiel fordert es zu viel Verstand.“

Ein Jude, mit Nahmen Lazarus N—ß trieb einen sehr einträglichem Handel mit Contrebande.

Lange Zeit geschah dieß ohne alle Aufsehung; endlich aber wurde doch sein Gewerbe verrathen.

Eines Morgens in aller Frühe fanden sich daher einige Acciseofficianten bey ihm ein. Sie traten ganz unerwartet in sein Zimmer, als er noch im Bette lag. Wohnt hier ein gewisser Lazarus N—ß? fragte der eine dieser Officianten.

„Ja,“ versetzte der Ueberraschte, ohne die Fassung zu verlieren, ob er gleich merkte, in welcher Absicht er diesen Morgenbesuch, erhielt; „aber ist er ausgezogen, setzte er hinzu.

Auf diese Versicherung entfernten sich die unwillkommenen Gäste. Der Jude sprang eilig aus dem Bette, zog sich an, und schaffte die vorrathigen Contrebandewaaren bey Seite.

Die Accisebedienten hatten sich inzwischen bey dem Hauswirthem näher nach dem Lazarus N—ß erkundiget, und von diesem erfuhren sie bald zu ihrem Erstaunen, daß sie eben in seinem Quartier gewesen und mit ihm gesprochen hätten.

Sie kehrten also zu ihm zurück und mach-

ten ihm Vorwürfe, wie er sie habe belügen und sagen können, er sey ausgezogen.

„Main, hab' ich doch nichts gesagt, als die Wahrheit,“ versetzte der zur Niede Gestellte; „Sie fragten, wohnt hier Lazarus N—ß? — Da hob' ich geantwortet: ja! aber er ist ausgezogen; ich lag ja noch ausgezogen im Bette, und es wäre doch wohl unschicklich gewesen, solche vornehmen Herren unangezogen zu empfangen.“

Zwey Juden, Nathan und Levi, machten eine Reise von einigen Stationen auf der ordnahren Post.

Es waren noch mehrere Passagiere auf dem Wagen, und Nathan, ein vielgereister Handelsmann, unterhielt seine Reisegefährten fast ununterbrochen mit dem, was er gesehen hatte, wobei er natürlich auch auf die neuesten Zeitereignisse kam und darüber manche kleine interessante Anekdote erzählte.

Sein Glaubensgenosse, den es am Ende verdross, daß keiner von der Reisegesellschaft, und hauptsächlich er selbst, nicht zu Worte kommen

Konnte, unterbrach ihn endlich mit der spöttischen Aeußerung:

Es ist wahr, Nathan, Du bist ein großer Politiker.

„Schimpfe nicht,“ versetzte dieser.

Main, ist es denn geschimpft, wenn ich Dich einen Politiker nenne?

„Freylieh ist es geschimpft. Weißt Du wohl, was ein Politiker ist?“

Nun, ein Politiker ist — was wird er seyn? — ein Politiker?

„Siehst Du nun wohl, daß Du's nicht weißt. Gib Acht; ich will Dir's sagen. Ein Politiker ist ein propres Futteral um einen Schurken.“

Der Jude Nehemie Jehuda Leib oder Löbel wurde im Jahr 1759 zu Strykow in Groß-Polen geboren, woselbst sein Vater Hutmacher war. Seine Aeltern ließen ihn von seiner frühesten Jugend an, bis nach seinem zwanzigsten Jahre die Schule unter den Rabbinern besuchen. Nun sollte er aber die Früchte seines Fleißes erndten; er mußte also die Schule verlassen, und selbst Lehrer werden. Sechs bis sieben Jahre

Beschäftigte er sich damit, in der dortigen Gegend den Kindern seiner Glaubensgenossen Unterricht zu ertheilen, wodurch er sich indeß nur sehr kümmerlich ernähren konnte.

Der Wunsch, sein Schicksal zu verbessern, und die Hoffnung, daß er in der Fremde sein Glück eher machen würde, brachten ihn auf den Gedanken, nach Proszowost in dem Oesterreichischen Antheile Polens zu gehen. Hier konnte er aber nirgends unterkommen, bis ihn endlich einer seiner Glaubensgenossen, der Schaffner oder Lieferant in kaiserlichen Diensten war, als Pferdejunge zu sich nahm.

Bei diesem Lieferanten blieb er zwey Jahr. Während dieser Zeit lernte er dort einen katholischen Klostergeistlichen kennen, der sich mit ihm, wenn er in der Nähe des Klosters die Pferde zur Tränke führte, sehr oft aus dem Fenster in ein Gespräch einließ, auch ihn vielfaltig, aber fruchtlos, zum Uebertritt zur christlichen Religion zu überreden suchte.

Im Anfange war er hier mit seinem Schicksal zufrieden. Als ihm aber sein Herr, nach Verlauf von einem Jahre, seinen versprochenen Lohn, der nämlich jährlich in 8 Thaler Polnisch, und 12

Polnischen Groschen täglich zur Beköstigung bestand, bis auf das geringe Kostgeld schmälerte, und er auch nicht mehr, wie anfänglich, vom Tische seiner Herrschaft gespeiset wurde, so wollte er schon damahls diesen Dienst verlassen, und nur auf Zureden des Bruders seines Herrn ließ er seinen Vorsatz fahren, und kehrte wieder zurück. Jetzt versprach man ihm zwar, mehr für ihn zu sorgen, aber dieß Versprechen wurde nicht erfüllt; sein Schicksal änderte sich in nichts, und da sein Kostgeld bey der zunehmenden Theuerung nicht hinreichte, sich davon die nothwendigsten Lebensbedürfnisse anzuschaffen, so gerieth er, nach Verlauf von einem Jahre, zum zweyten Mahl auf den Einsall, heimlich davon zu gehen.

Kaum war er aber entwichen, so wurde er auch schon durch kaiserliche Soldaten angegriffen, und zur Strafe seines Weglaufens wurden ihm zwey hundert Prügel zuerkannt.

Als er die Hälfte davon erhalten hatte, erschien auf Einmahl der katholische Geistliche bey ihm, dessen Bekanntschaft er vormahls gemacht hatte, und versprach ihm, unter der Bedingung, daß er ein Christ würde, die Erlassung der übrigen hundert Schläge.

Was zuvor die beredtesten Vorstellungen des Geistlichen nicht bewirken konnten, wurde jetzt durch die Furcht vor Prügel bewerkstelligt. Der unglückliche und hilflose Jude entschloß sich, zu christlichen Kirche überzugehen. Der Geistliche hielt sein Versprechen; seine Strafe wurde ihm erlassen, er wurde in ein Kloster zu Michow gebracht, getauft und in Freyheit gesetzt.

Hier blieb er darauf zwey Jahre, und es es ihm gleich (seiner eigenen Angabe nach) im Kloster an nichts gebrach, so empfand er doch stets Gewissensbisse über seine Abtrünnigkeit von dem Glauben seiner Vater, und er suchte daher nach einem Ort zu entfliehen, wo er, ohne Gefahr und Furcht vor Mißhandlungen, zu seiner alten Religion zurückkehren könnte. In dem Kloster zu Michow, wo er sich aufhielt, befand sich auch eine getaufte Jüdin, die gleichfalls Trieb in sich fühlte, zu ihrer väterlichen Religion wieder zurück zu kehren. Mit dieser machte er sich also auf den Weg, und ging mit ihr nach Breslau, wo er sie für seine Frau, und ihr einjähriges Kind für seinen Sohn ausgab. Von Breslau aus setzte er mit ihr seine Reise weiter bis Frankfurt an der Oder fort. Dort

ließ er seine Reisegefährtin zurück und ging allein nach Berlin, um hier sein Unterkommen zu suchen. — Er vermietete sich auch hier wirklich bey einem Jüdischen Kaufmann, Moses Aaron, als Knecht bey den Pferden. Mit diesem reiste er darauf nach Schwerin in Mecklenburg. Zu Grewitz, zwey Meilen von Schwerin, verkaufte der Moses Aaron seine Pferde nebst Wagen, nahm des Nehemie Jehuda Leib wenige Habseligkeiten zu sich, setzte sich damit auf die Post, um nach Berlin zurück zu reisen, und ließ lehtern zu Fuß nachkommen.

Der arme Nehemie Jehuda Leib kam wirklich nach Berlin zurück, und traf auch dort seinen Herrn wieder an; aber dieser verließ ihn bald darauf auf eine heimliche und betriegerische Weise und zahlte ihm nicht einmahl seinen rückständigen Lohn vollständig aus, gab ihm auch seine wenigen Kleidungsstücke und Hemden nicht wieder zurück.

Von allem entblößt, faßte er nun den Entschluß, seinem Herrn, von dem er erfahren, daß er nach Hanover gegangen sey, nachzureisen, und ihn dort aufzusuchen. Er machte sich auf den Weg, und auf dieser Reise wurde er

auch mit einem andern armen sechs und achtzig-jährigen Juden aus Westpreußen, mit Namen Salomon Nathan, bekannt.

Nehemie Jehuda Leib traf seinen ehemaligen Herrn, den Moses Aron, auch wirklich in Hannover an, und erhielt endlich von ihm, nach vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, durch einen Vergleich, für seinen ganzen rückständigen Lehn, der sich auf 20 Thaler belief, nicht mehr als 3 Thaler.

Da er aber von dem Moses Aron seine Kleidungsstücke nicht wieder zurückbekam, so mußte er dieß Geld beynahе ganz darauf verwenden, sich seinen in der dringendsten Noth versehenen Rock, zur Bedeckung seiner Waise wieder einzulösen, und ihm blieb, nachdem er sein Schlafgeld bezahlt hatte, bey seiner Abreise aus Hannover, von den erhaltenen 3 Thalern nichts übrig als 3 Groschen. Mit diesem wenigen Gelde wollte er nun zu seiner Schwester nach Strykow in Polen gehen, und trat zu diesem Ende seinen Weg durch das Sächsische und Brandenburgische an.

Auf dieser Wanderung begegnete er bey Wörliß dem alten Juden Salomon Nathan wieder,

den er zuvor kennen lernte, in dessen Gesellschaft er darauf seine Rückreise weiter fortsetzte.

In dem nachfolgenden eigenhändigen Aufsatze des Nehemie Jehuda Leib erzählt derselbe weitläufiger, wie elend es ihm auf seinen Wanderungen sowohl allein, als nachmahls in Gesellschaft des alten Salomon Nathan ergangen sey. Oft mußte er an Einem Tage vier Mahl Leibzoll bezahlen; oft befand er sich zwischen zwey Brücken, wo er weder vor- noch rückwärts konnte, ohne Leibzoll zu entrichten, und oft verkaufte er dann seine bey sich habenden wenigen Kleidungsstücke an den ersten, der ihm aufstieß, um nur weiter zu kommen.

Beide Juden setzten zusammen ihren Weg über Coswig und Treuenbrietzen nach Belitz fort. Unterweges behalf sich der alte Salomon Nathan immer sehr schlecht, worüber ihm auch sogar der Nehemie Jehuda Leib Vorwürfe machte; der alte Mann entschuldigte sich aber mit seiner Armuth und seinem Unglück, und setzte dann hinzu:

„Das Bißchen, das ich habe, will ich meiner Frau und meinen Kindern mitbringen.“

Worauf denn auch wohl der Nehemie Jehuda

Veib antwortete: „Wenn der Mensch nicht ißt oder trinkt, so holt das Geld der Teufel.“

Nur Ein Mahl zeigte der alte Jude seinem Reisegefährten sein Silbergeld, als er in Treuenbriegen seinen Stock für 2 Thlr. 9 Gr. verkauft hatte, und dieß Geld zu dem übrigen legte, das er, in seinem Schnupftuch in einen Knoten gebunden, in der Hosentasche trug; und nur beiläufig erzählte er ihm, daß er auch, außer seinem Silbergelde, Dukaten bey sich habe.

In der Nacht zwischen dem 23. und 24. Februar 1790, blieben beyde Reisende in dem Dorfe Elsholz, eine Meile von Belitz. In Belitz hatte ein Schneiderbursche bemerkt, daß der Salomon Nathan viel Ungeziefere habe. Eben dieß hatte auch der Nchemie Jehuda Veib wahrgenommen. Als sie daher am folgenden Tage bey einem Busche vorbey gingen, machte letzterer seinem Reisegefährten den Vorschlag, mit einander in das Gebüsch zu gehen, um sich von dem Ungeziefere zu reinigen. Sie begaben sich hierauf beyde in ein nahe eben nicht dickes Gesträuch, und Salomon Nathan ließ seine Weinkleider herunter, damit dieß Geschäft desto besser von statten gehen möchte.

Die sichere Rechnung auf den unbehülflichen Zustand des alten Salomon Nathan und der Gedanke an seine eigene Armuth und an die zu entrichtenden Leibzölle, von deren Bezahlung sein Reisegefährte, als ein Westpreussischer Schutzjude, frey war, erweckten bey dem unglücklichen Nehemie Jehuda Leib den Gedanken, ihm das Geld wegzunehmen, und dadurch der Noth, in welche er durch Abforderung dieses Zolles gesetzt wurde, auf Einmahl ein Ende zu machen. Er faßte daher den alten Mann von hinten an, warf ihn zur Erde, und ergriff mit beyden Händen die linke Hosentasche, mit den Worten: „Gibts Geld heraus!“ der alte Salomon Nathan hielt seine Tasche mit beyden Händen fest, und stellte ihm, da er nicht nachließ, daran zu reißen, mit weinenden Augen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit seiner Handlung vor.

Diese Vorstellungen waren nicht ohne Wirkung. Von Mitleid durchdrungen, ließ der Räuber, (nach des Salomo Nathan' eigener Aussage,) auch die eine Hand wirklich los, und wollte von seinem gefaßten grausamen Vorhaben abstecken; aber leider währte dieser gute Vorsatz nicht lange. Der Gedanke an die Leibzölle

erstickte alle andere gute Empfindungen. Er versuchte es nachmahls, die Tasche abzureißen, und nahm, da dieses nicht gelingen wollte, sein Breitmesser zu Hülfe, mit welchem er auch die Tasche wirklich abschnitt und davon lief. Der Salomen Nathan behauptet, der Räuber sey gegen ihn in die Worte ausgebrochen: „Gibß Geld heraus, oder ich kriege das Messer!“ Allein letzterer kann sich nicht mit Gewisheit dieser Worte erinnern, und versichert zugleich, daß er bey dem Gebrauche des Messers keine andere Abicht gehabt habe, als die Tasche auszuschneiden.

Nachdem er die Tasche losgeschnitten hatte, ergriff er die Flucht, doch wurde er sehr bald von drey Husaren, welche in der dortigen Gegend auf Kommando standen, und das Geschrey des alten Juden gehört hatten, eingeholt. Die Husaren fraaten ihn: warum er so lief, und wer im Busche schrie? „Es ist mein Vater!“ antwortete der Flüchtling; er ist mir Geld schuldig, und hat es mir nicht geben wollen, daher habe ich es ihm selbst genommen.“ Die Husaren nahmen ihn mit sich in den Busch, wo sie das Geschrey gehört hatten, und fanden den bis auf die Hosentrübungen entblößten Juden an einem der weni-

gen in dem Busche stehenden Bäume. Dort erfuhren sie die Umstände der That, fanden bey dem Nehemie Jehuda Leib den Pappen, in welchem das geraubte Geld eingewickelt war, und welches in 4 Thlr. 5 Gr. Preussisch. Courant, 2 Mariengroschen und 14 Stüek Böhmen bestand, gaben es seinem Eigenthümer wieder zurück, dem Räuber aber ungefähr dreyßig Prügel und nun ließen sie ihn laufen. Allein ein von Treuenbrieken kommender Offizier, der den Vorfall von ihnen erfuhr, befahl ihnen, den Räuber anzuhalten und nach Beliz abzuliefern.

Die Untersuchung wurde von dem Justiz-
amte Saarmund geführt, auf dessen Gebiete die
That vorgefallen war, und nach dem unterm 16.
August, 1790, vom Hofe bestätigten Erkenntniß
des Königl. Preussisch. Kammergerichts wurde
der Nehemie Jehuda Leib mit Staupenbeschlag
und lebenswieriger Festungsarbeit bestraft.

.....

Lebenslauf
des
Nehemie Jehuda Leib.
(Von ihm selbst aufgesetzt.)

Der allmächtige Gott soll sich erbarmen über mir armen Mensch, ich will überschreiben mein Leben, aus meiner jüdischen Schrift, auf Deutsch, das Gericht soll es besser verstehen, so soll mir Gott helfen in meiner Noth, als ich will, alles wahrhaftig in Gericht sprechen und schreiben, meine Sache, ich habe mir gar nicht abzugeben in meinem Leben, ich muß sterben, ich muß meine Gedanken haben, als ich muß haben jene Welt, und nicht diese Welt; denn ich will allein aufschreiben mein Leben, wie bin gekommen zu meine Gedanken, bis zu die Zeit, da ich bin in Arrest gekommen nach Saarmund, daß das Gericht soll hören, daß ich Nehimme bin, geboren in Strückhoff, ich bin alt 31 Jahr, mein Vater und Mutter weiß ich nicht, wie alt sie gewesen seyn; mein Vater ist gestorben, das ist im Monath April seynd es 6 Jahr und meine

Mutter ist gestorben im neunten Tage im Monath Mai, ist geworden 25 Jahr alt, mein Vater ist gewesen ein Hutmacher, sie haben ihr Leben verbracht in Strückhoff, und da seyn Sie gestorben; ich habe eine Schwester in Klemnau, sie heißt Irminnet, die ist älter als ich, sie ist 3 Jahr älter als ich, sie ist alt 34 Jahr, die Mannesälter weiß ich nicht, er ist ein Schneider, er heißt Weisen; ich habe gehabt 2 Schwester und ein Bruder, die seynd gestorben in Strückhoff, ich weiß nicht, wie alt sie gewesen seyn, mein Vater, wie er hat gelebt, hat er sich geschrieben Jude Leib, und ich schreibe mir Nehinnie, ich bin gegangen in Strückhoff in die Schule, und gelernt über 20 Jahr, das hat mein Vater und Mutter viel Geld gekost. Da haben sie gesprochen, daß ich an sie gedenken soll, denn ich habe schon gute Gedanken gehabt, die habe ich gelernt mit die Kinder, um die Lörffer herum bey Strückhoff, auf 6 bis 7 Jahr, ich habe hernach gedacht, daß ich bey Leuden besser krügen konnte, da bin ich ford'gegangen, bis Schaffock, das ist Kaiserliches Landes, da hatte ich nichts gedroffen die Kinder zu lernen, da habe ich mich verdungen bey einem Juden,

er ist gewesen Minister bey'm Kaiser, der ist niemahls zu Hause gewesen, sondern immer bey dem Kaiser in Wittna, ich habe ihn sonst nicht gesehen, als da er mir hat angenommen bey die Pferde in Schafforz, er hat einen Bruder, dieser hat geheissen Kumpel, der hat von mir gewußt, wie der Jude geheissen, der mir angenommen hat, weiß ich nicht, Lohn hat er mir versprochen auf ein Jahr 8 Thlr. pöhlisch und Kost à Tag 12 pöhlische Groschen, das sind 1 Groschen und 6 Pfennige auf deutsch, bey dem Juden bin ich beinahe 2 Jahr gewesen, das erste Jahr ist es gut gewesen, denn da habe ich mein Kostgeld und auch vom Tisch Essen erhalten, das andere Jahr habe ich müssen vor die 6 Dreyer geben, es war aber zu der Zeit zu theuer, als habe ich nicht leben können vor die 6 Dreyer, da bin ich aus dem Dienst gegangen, da mir aber der Bruder Kumpel versprach, daß ich es besser haben sollte, da bin ich wieder ins Dienst gegangen, es ist mir aber das Versprechen nicht gehalten worden, ging also zum zweitemale fort, in werent dieser Zeit, da ich bey dem Juden gewesen bin, habe ich bisweilen meine Pferde an einem Brunnen dicht am Kloster getränkt, we

allemaal ein kathelischer Pfaffe am Fenster stand und mir zurufte, ob ich mich nicht taufen lassen wollte, meine Gedanken feynd es niemals gewesen mich taufen zu lassen, denn ich weiß, was in unsern jüdischen Gesezen steht, du sollst wissen, von wannen du kommst, in seinen Gedanken sollen seyn als wird er gehen auf so einen Ort, daß ihm die Birne werden essen in der Erd, von dem lieben Gott muß er sein Gericht abgeben, an die Zeit wird kommen, wann er muß sterben, solche Gedanken hab ich gehabt alle Zeit, wie der Pfaffe mir gerufen hat, als bin ich gebohren als ein Jude, als muß ich auch sterben in meiner jüdischen Religion denn heute geh ich geschlossen in der Kätte, ist mir doch lieber, daß ich bin in meiner jüdischen Religion, wo ich bin zum zweytenmal fortgegangen, hat er mir als mein Herr mir verklagt bey dem General, welcher denn segleich befohlen hat, mich zu holen, da bin ich geschlagen worden, und in Arrest genommen worden, die Soldaten sagten, ich sollte den dritten Tag auch Briegel bekommen, ich bin krank gewesen noch von die ersten Briegel, in der Zeit hat sich getroffen, daß der kath. Pfaffe in meinen Arrest kommt,

und sprach zu mir, daß ich mir darauf verlassen sollte, und versprach mir, daß ich keine Briegel haben sollte, und sollte aus dem Arrest raus, da habe ich Fort gehabt, hierauf versprach ich, daß ich mir wollte taufen lassen, meine Gedanken waren aber, daß ich bald wieder zu meiner Religion kommen könnte, es wäre aber besser gewesen, wenn ich wäre dieser Zeit um mein Leben gekommen, daß ich habe meine Religion abgedreht, meine Gedanke seyn, daß wird mir schwär und bitter sein abzubeten meinen Glauben, daß sehe ich schon vor mir, in dieser Zeit ich nehme aber alles von Gott, hierauf bin ich losgekommen, der Priester nahm mir mit nach Müllhoff und wurde getauft den dritten Tag, nach dem Taufen gaben sie mir den Schlüssel zum Speisehause, ich habe gehabt zu Essen und zu Trinken im Kloster, ich habe aber doch immer gedacht, daß ich wieder zu meiner Religion kommen könnte, im Herzen habe ich aber immer meinen Glauben gehabt, über die 2 Jahr habe ich meinen Gott gebeten, daß ich in meinem Glauben sterben möchte, wenn ich wäre stark reich gewesen, so wäre ich weggelaufen, und hätte meine Sache da gelassen, wie auch dieses

gethan habe, hierdurch bin ich mit der Frau, mit der ich bin fortgegangen, bekannt geworden, weil wir einen Glauben hatten, zu der Frau habe ich mir aber nichts verlauten lassen, daß ich will fortgehn, ich sorgte mich vor ihr, daß sie mir verrathen würde, weil sie aber zu mir gesagt hat, daß sie gern ford wollte, da bin ich mit ihr fortgegangen, sie hatte auch das Kind bey sich, hierauf bin ich mit ihr zu Wasser gegangen 3 Meilen, wir kauften uns zwey Pferde und einen Wagen, wurde ich von einem Christen gefragt, ob es meine Frau wäre, so sagte ich ja, fragte mir ein Jude, so sagte ich ihm die Wahrheit, ich hatte mir Geld gespart im Kloster, davor habe ich mir Kleider geschafft, wie wir gekonnt haben, so sind wir in Klein Pohlen in Groß Pohlen nach Ludemirß so wir den verkauften den Wagen und Pferd, vor 4 Dukat weniger 6 Pohlische Gilden, von da seyn wir gereist bis Breslau, da ich nach Breslau kam, an das Thor wurde ich gefragt, woher ich käme, und ob ich keinen Paß hätte, allein in Polen brauchte ich keinen, ich wurde also zum Magistrat gebracht, da habe ich gesagt, daß ich ein getaufter Jude wäre, der Magistrat lachte

hierauf, sie gaben uns den Paß, wir haben alles ausgesagt, vor dem Magistrat, wir sind 5 Tage in Breslau geblieben, hierauf fuhren wir auf dem Wasser eine halbe Meile vor Frankfurt, es war Messe allda, die Juden gaben mir einen Brief, daß mir alle die Judenschaften forthelfen sollten, die Frau blieb in Frankfurt und ich ging mit einem guten Freunde nach Berlin, wie ich nach Berlin kam, druf mir ein Kaufmann von Prett Moses Urend an, bey demselben vermietete ich mir als Knecht, bey die Pferde, Lohn versprach er mir zwey einen halben Dukaten bis Ostern, und Kost alle Wochen 1 Rthlr., ich bin mit dem Juden rum gefahren einige Wochen bis ins Meckelburgsche in die Stadt Schwerin, in den Nachtquartier schmiß der Jude 1 Dukat in ein Beudel weg, in die Stube um mir zu brobiren, ob ich ehrlich wäre, allein da ich ihn fand, gab ich ihm denselben wieder, dieses kann mir der Wirth bezeugen, dann ich hatte keine Noth, von Schwerin fuhren wir fort bis Grewiß, hier verkaufte mein Herr sein Wagen und Pferd, und seine Sachen legte er in meinen Sack und schickte sie auf die Post, ich habe aber erfahren, daß er sie nicht fortge-

schickt hat, er setzte sich auf die Post und fuhr nach Berlin, ich ging aber zu Fuß nach Berlin, wie er nach Berlin kommt, geht er in die Nacht fort, und läßt mir allein in Berlin, nun war ich fremd und wußte nirgends hin, ich ging bey dem Wirth Reimbecker, der sagte, daß er in der Nacht fortgereist wäre, ich ging auf die Post, und fragte da, wo er wäre hingereist, als hörte ich, daß er nach Potsdam wäre, ich ging bey den reichen Moiß, das ist der Mann, wo er seine Sache immer läßt, und weinde, dieser gab mir 6 gr. und gab mir weiter keinen Rath, was ich thun sollte, die Juden sagten, ich sollte ihm nachgehen, ich ging also zum Thor heraus und mußte sogleich 2 gr. Zoll geben, und ging nach Potsdam, und wie ich wieder heraus ging, mußte ich wieder 2 gr. Zoll geben, ich ging nach Brandenburg, mußte ich wieder 2 gr. geben, ich ging also nach Magdeburg, da hielten sie mir einen ganzen Tag auf, vor der Brücke, dem Thorschreiber sollte ich 4 gr. geben, und hatte nicht mehr als 2 gr. wann ich habe mehr gehabt als 2 gr., das übrige habe ich müssen anwenden zu meinem Unterhalt, mußte also meine Hemde, da lassen bey dem Thorschreiben, und über der Brücke

wieder Brückengelde, ich ging bey die Juden, und sammelte die 4 gr. und holte die Hemdet von dem Thorschreiber, ich dachte also, daß ich frey ware, bin ich den Thor nach Helberstadt zu gegangen, in der Stadt begegnete mir ein Soldat, der fragte mich, wo ich hinwollte, ich erzählte ihm meinen Umstand, dieser gab mir 1 gr., wie ich aus der Stadt ging fragte mich der Thorschreiber nach einem Zollzettel, ich wies ihm den Zollzettel, er sagte aber, es wäre der Zollzettel nicht, du mußt wieder in die Stadt gehen, du mußt vor noch ein Zoll bezahlen, ehnder kommst du nicht raus, ich wollte aber nicht gehen, hierauf wollte er mich schlagen da habe ich wieder bey den Thorschreiber müssen gehn, und fragte ihn, ob das nicht der rechte Zettel wäre, den er mir gegeben hat, er sagte aber zu mir, ich müßte in die Stadt gehen, in ein Haus als über die Brücke, da müßte ich noch 4 gr. geben, da sie es mir so schwer machten mit dem Zoll, so hatte ich immer den Gedanken, daß ich wollte auf der Brücke ins Wasser springen, wie ich in das Haus kam, fragte ich, ob ich nochmahls Zoll geben müßte, ja sagte der Mann, du mußt nochmahl Zoll geben, ich

hatte nun nicht mehr als den Groschen, den mir der Soldat gegeben hatte; hierauf wollte ich meine Pfeife verkaufen bey dem Zoll, der Soldat wollte mir aber nicht mehr bezahlen davor als 1 gr. 6 pf., ich verkaufte aber meine Pfeife nicht, wie ich nicht mehr erhalten konnte davor, ich wollte also meine Handter da lassen zum zweyten Mahl, er wollte sie aber nicht annehmen, ich weinde vor ihm, und bat ihn, daß ich nicht mehr als einen Groschen hätte, es half aber nicht, es kam aber ein Christ in die Stube, der bezahlte für mich den Zoll, und gab mir einen Groschen auf den Weg, ich kann das gar nicht sagen, wie schlimme es mir gegangen ist, in Magdeburg vor wegen dem Zoll, von Magdeburg bin ich gegangen bis nach Halberstadt, da haben sie mir gar nicht rein gelassen in die Stadt, es hat mir aber getroffen, daß ich in einem Tage viermahl Zoll bezahlen müssen, in Sachsen ist ein Dorf, welches heißt Lobido, wollte der Thorschreiber 8 gr. Zoll von mir haben, aber durch das Weinen und Bitten nahm er nur 5 gr. 6 pf. von mir, und sagt, das übrige müßt er zulegen, es wäre viel zu schreiben, was ich habe ausgestanden mit dem Zoll, dann

ich habe mehr ausgegeben als 6 Rthlr. vor Zoll, der Weg ist mir sehr schwer geworden, dem Juden als meinen Herrn nachzugehen eine Meile Wegs vor Braunschweig auf ein Dorf draf ich zum ersten Mahle den alten Juden an, in ein Terff, wo wir über Nacht waren, des Morgens bin ich nach Hanover zugegangen, und der alte Mann blieb im Krug, den Kaufmann als meinen Herrn draf ich in Hanover an, ich hatte in Hanover nicht zu leben, mußte also meine Kleidungsstücke von meinem Leibe versehen, an den Wirth, Zell brauchte ich nichts zu geben nur 2 gr, vor einen Nachtzettel, ich fragte also meinen Herrn aus, ich ging mit ihm zum Raviener vors Gericht, im Gerichte sagte er aber, er kannte mir aber nicht, es wurde ihm aber gesagt, er sollte schwören, daß er von mir nichts wüßte, dieses hat gedauert drey Tage, es wurde mir aber zu lange, allda zu warten, weil ich kein Geld hatte, so gaben mir die Juden den Rath, ich sollte bey dem Magistrat gehen, und sollte klagen, in Bessen habe ich wohl gesagt, daß ich mir vertragen hätte, allein ich habe es aus Furcht gethan, da es hiesse, ich hätte den Juden wollen umbringen, und in der Gerichtsstufe

mußte ich den Rock ausziehen, ich dachte, ich
 würde wider Briegel bekommen, da habe ich
 denn einige Punkte gesagt, die ich aus Angst
 gesagt habe, da ich meine Kleid verfehlt ge-
 habt habe, mußte ich 15 gr. davon an den Ma-
 gistrat bezahlen, ich konnte aber von dem Ge-
 richt nichts verstehen, weil sie teutsch sprachen,
 das habe ich wohl verstanden, daß sollte ich nach
 Berlin gehen, und sollte eine Schrift bringen
 von dem Rawiener, da ich nun nichts auf dem
 Leibe weil ich den Rock verfehlt hatte, ich ging
 also bey den Juden, und bat ihm um 1 Rthlr.,
 allein mein Herr sagte, er wollte mir 3 Rthlr.
 geben, die 3 Rthlr. mußte ich aus Noth neh-
 men da mir auf 20 Rthlr. zukamen, daß ich
 meinen Rock von dem Wirth erhielt, die 3 Rthlr.
 seynd geblieben in Hanover vor Schlafgeld und
 Auslösung meines Rocks, hievon hatte ich noch
 3 gr., ich habe in meinem Leben keinem noch
 nichts genommen, der Punct mit dem alten Ju-
 den, dieß habe ich aus Noth gethan, von we-
 gen den Zoll, weil ich hin zurückgegangen, kam
 ich in ein Dorff, bat den Schulzen um ein
 Stückchen Brot, weil ich Hunger hatte, allein
 der Schulze wollte mir schlagen, und sagte, wir

haben Christen zu geben, aber keinen Juden, ich ging von Hanover nach Berlin zu, und wollte wieder bey meine Schwester nach Pohlen, das seynd 80 Meilen, im Dessauischen zwischen Oranienbaum und Werliß traf ich den alten Juden an, das andremal, wir gaben uns einander die Hände, ich kannte ihn in der ersten nicht, weil er vor Braunschweig einen schwarzen Rock angehabt hatte, und anjeho einen weißen, er sagte aber gleich zu mir, daß er mir kenne, weil wir uns gesehen hätten vor Braunschweig, und wollte mitgehen nach Berlin, er meinte aber, ich kann nicht gut gehen auf meine Füße, ich sagte, ich hätte meine Füße auch durchgelaufen, und wies ihm meine Füße, und gingen mit einander nach Coswig zum Schawiß, der alte Mann sagte zu zu mir, auf den andern Schawiß wollen wir gehen nach Berlin, seyn wir gegangen von Coswig nach Treuenbrücken, vor Ther gaben uns die Juden einen jeden 1 gr., ich wollte in die Stadt gehen, der Thorschreiber wollte aber 2 Groschen haben, wegen diesen Zell habe ich öfters Noth leiden müssen, der alte Mann verkaufte einen Stock vor 1 Thaler 9 Groschen bei einem Juden, wir kamen hernach auf ein Dörff, den Namen

weiß ich nicht, der alte Mann ging im Torff betteln, und ich ging in Krug, und wie er bey mir kam in Krug, sagte er, daß in Belitz Markt wäre, ich sagte zu ihm, ich habe es auch gehört, der Alte sagte, wir hätten aber heute in Belitz müssen seyn, ich wollte mir gern ein Paar Schuhe kaufen, ich sagte zu ihm, daß wir gehen wollten, allein es war schon 4 Stunden nach Mittage, da der Tag noch klein war, er hat zwar seinen Lebenslauf an mir erzählt, ich habe aber keinen Gedanken gehabt, ihm was übel's zu thun, lieber Gott, ich nehme dir zum Zeugen, ich bin ihm dem alten Mann immer gut gewesen, in Coswig bin ich mit ihm gegangen ein Paar Schuhe zu kaufen, der Alte fragte mich, wie ich heiße, ich sagte, ich heiße Nehimmie, ich fragte ihn, wie er heiße, so sagte er, er heiße Leib, und wollte er morgen kaufen ein Paar Schuhe, die Nacht gingen die Leute von Belitz vom Markt nach Hause, nun fragte der Alte, ob er noch ein Paar Schuhe kriegen könnte, zwey Juden aus Pohlen, und ein Schneider, ein Christ, kamen auch von Treuenbriezen in den Krug, wo wir waren, wie sich der alte Jude des Abends die Hosen auszog, so habe ich gesehen, daß ihm

die Leuse raus gefallen seyn, der Schneider sagte, der alte Mann muß Leuse haben, weil er sich immer kratzte, und sagte, ja er hat Leuse, ich sagte zu dem Alten, wann er wollte, so wollten wir Morgen ein wenig früh gehn, ein bißchen vor Tag, so können wir noch ein Paar Schuhe kaufen, in der Nacht konnte der alte Mann nicht schlafen, er gab mir aber zur Antwort, es wäre ihm zu kalt, er konnte nicht schlafen, ich hätte ihn gerne mit meinem Pelze zudecken wollen, allein er war unrein, er ging aber des Morgens nicht früh nach Belitz, sondern wie wir Juden gebetet hatten, aßen wir unser Frühstück, die zwey Juden gingen nach Belitz, der Schneider ging auch fort, ich sagte zu dem alten Juden, die zwey Juden können beinahe schon in Belitz seyn, und wir waren noch nicht fort, den Tag vorher lausten wir uns zwischen Treuenbrietzen und das Dorff, wo wir Nachtlager hatten, da gingen die Leute nach Holz, und lachten über uns, daß wir uns auslausten, wenn man sich auslauen will, so muß man außer den Weg, aber nicht in den Weg gehen, wo Leute gehn, dieses sagte ich zu dem Alten, in dem Lausen sagte der alte Mann zu

mir, ich weiß nicht, wo ich so viele Leute habe, ich sagte zu ihm, ihr wollt euch doch kein Hemdt nicht kaufen, ihr müßt alle Schwaß ein Hemdt anthun, ihr wardet, daß sie euch ein Hemdt schenken sollen, ihr esset nichts und trinket nichts; und der Teufel kann das Geld doch weghehlen, warum es ist ein Sprichwort, wir gehen also nach Belitz an die Mühle, der Alte gieng nein und bettelte, und ich wardet auf ihn, da seyn wir gegangen auf eine Viertelmeile Weges, unterwegs sprachen wir, daß wir auf unsere Osterfeiertage nach Hamburg gehen wollten, der alte Mann sagte zu mir, wenn wir nach Belitz kommen, wollen wir über Nacht bleiben, dieses war ungefähr Vermittags um 11 Uhr, als hatten wir noch Zeit nach Belitz zu gehen, so sagte ich zu dem alten Mann, nun wollen wir auslaufen, aber nicht an dem Wege, sondern auf die Seite, wir gingen rechts weg, ungefähr bis vierzig Schritt weg, aber mein Gott weiß es, daß ich keine Gedanken gehabt habe, ihm was übel's zu thun, der alte Mann sagte aber zu mir, wir wollen weiter gehn, dieses war ungefähr fünfzehn bis zwanzig Schritte von dem Platze, giengen wir unter einen Baum, es war

kein Busch, sondern wie eine Wiese, ich habe auf der rechten Seite des Baums gestanden, um mir zu lausen, der alte Mann stand auf der linken Seite des Baums, ließ seine Hosen runder vom Leib, und lausste, dieses dauerte beinahe eine Viertelstunde, sterben soll ich, daß mir unter dem Baum die Gedanken eingekommen sind, wie kann ich in Pohlen neinkommen, da ich nichts habe, dann ich muß allerwegens Zell, Nachzettels und Schlafgeld haben, und geben, hierauf seynd mir Gedanken eingekommen, und habe den alten Mann auf die Erde geworfen, und habe ihm die Hosen zerrissen, und habe gesprochen zu ihm, gieb mir sogleich das Geld, oder ich nehme das Messer, aber meine Gedanken seynd nicht gewesen ihm Schaden zu thun, sondern ihm das Geld nur wegzunehmen, wegen den Zell, ich weiß aber nicht, ob ich das gethan habe, daß ich zu ihm gesagt soll haben, gieb mir das Geld oder ich griege das Messer, daß die Hosen zerrissen seyn worden, weiß ich nicht, ich habe ihm versprochen, wann ich aus dem Arrest komme, will ich ihm meinen Rock geben, er sagte zu mir, wie ich ihm das Geld nahm, er hätte ein ganzes Jahr herumlaufen

müßen, um dieses Geld zusammen zu bringen, und Du willst es mir wegnehmen, hierauf sehn mir meine Hände auf einmal abgefallen von die Hesen, und kam mir in Sinn, ich sollte dem alten Mann das Geld lassen, es kam mir aber von wegen den Zoll wieder ein, als beging ich diese That, denn es war auch kein rechtes Messer nicht, dann in wie viel Städten haben sie mir nicht um einen Paß gefragt, sondern gleich um Zoll, wie ich den Juden das Geld nahm, lief ich weg, und rechter Hand lag ein Torff, wie ich hinwollte, da kamen drey Husaren, welche hörden, daß der Alte weinde, und kamen auf mir zu, und fragten mir, was ist das, ich gab ihnen zur Antwort, der Vater ist mir Geld schuldig, und hat mir nicht wollen bezahlen, denn ich habe immer zu ihm gesagt, Vater, wie er alt war, weil wir von Werlig nach Coswig gingen, mußten wir über Wasser, vor das Ueberfahren mußte ich 1 Groschen vor ihm bezahlen, vielmals habe ich zu ihm gesagt, er soll mir es geben, allein er sagte immer, er wollte mir es geben und gab mir es nicht, wir haben Bier zusammen getrunken, allein er hat nichts dazu gegeben, die Gedanken seynd aber doch nicht gewe-

sen, wegen dem Groschen und 6 Pfennige ihm das Geld deshalb wegzunehmen, nur über den Zoll, da haben mir die Husaren genommen bey den alten Juden, dieser Alte nahm mir das Geld gleich aus dem Busen, die Husaren haben mir 8 Groschen weggenommen, da ich aber sagte, daß es mein Geld ward, gaben sie es mir wieder, das Geld, was ich dem Alten wegnahm, war ungefehr 4 oder 3 Thaler, ich habe es gar nicht aufgehabt, der Alte sagte zu mir, wenn er Geld überlich behielte vor die Schube, so wollte er sich einen Dukaten einwechseln, wie der Alte mir das Geld abnahm, so gaben mir die Husaren auf dreiszig Briegel, ich habe sie gefihlt acht Tage, sie ließen mir hernach laufen, es fuhr ein Herr in einem Wagen vorbey, welcher die Husaren befehligte, mir wieder zu helfen, nun wurde ich nach Velitz bey den Magistrat gefuhrt, der Bürgermeister hat mir die Briefschaften abgenommen und die 8 Groschen bey Boten der Wache gegeben, die Briefschaften bekam ich wieder und schickten uns mit einen Husaren nach Saarmund.

Auf mein Schreiben was ich geschrieben habe, daß weiß mein Gott, der mir erschaffen hat,

daß alles wahr ist, und falls gar nichts, denn ich kann es beschweren in meinem jüdischen Glauben in der Schule, daß es alles wahr ist, so soll mir Gott, helfen in meiner Noth.

Saarmund, den 6. Juny, 1790.

Jüdische Unterschrift.

Hanseatisches Magazin.

Herausgegeben

von

J. Smidt.

Professor der Philosophie in Bremen.

Dritter Band.

Quae bona sunt, fieri meliora possunt doctrina
et quae non optima, acui tamen aliquo
modo et corrigi possunt.

C 16.

B r e m e n ,

bei Friedrich Wilmann. 1800.

Hanseatisches Magazin.

Herausgegeben

von

J. Smidt.

Professor der Philosophie in Bremen.

Dritten Bandes, erstes Heft.

Quae bona sunt, fieri meliora possunt doctrina
et quae non optima, acui tamen aliquo
modo et corrigi possunt.

Cic.

B r e m e n ,

bei Friedrich Wilmann. 1800.

I.

Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg.

Fortsetzung.

Gute Nacht — wünschten wir den Schlaf-
fern, dort auf den Bänken des Jungferns-
steiges, in der milden Sommernacht; —
der, mit dem Aufgang der Sonne wieder
erwachten Thätigkeit in der Handels-
stadt, läßt uns nun: Guten Morgen!
zurufen.

Und wo wohl anders, als auf dem
Sammelplatz der Regsamkeit, in Ihrem
Haven?

Wie hier sich alles bewegt, wie es durcheinander weht, und wühlt, und treibt, und greift, und wirkt, als gälte es der schnellen Ausrüstung einer Flotte gegen den anrückenden Feind, den Zubereitungen, um Nationen zu verderben; und doch gilt es einem bloß friedlichen, einem menschenfreundlichen, höhern, gemeinnützigen, allumfassenden Zweck — dem Handel mit nahen und entfernten Ländern; dem Handel, wodurch Völker sich über die Meere hin die Hand der Eintracht bieten; dem Handel, der rohe Nationen mit kultivirten befreundet, jene bildet, beide beglückt; dem Seehandel, dessen Zweck von verfeinerten Barbaren, wenn Leidenschaft und Herrscherhaß gebietet, so oft verkannt, gehemmt, zerstöhrt wird.

Wie es da draussen auf dem Strome, der Hamburg zu einer Seestadt macht, wogt, und rudert, und segelt; wie die größern und kleinern Fahrzeuge um die Wette Strom auf und ab dem Haven zu eilen, — als ob eine Regatta, oder wohl

gar ein Ascenzafest *) gegeben werden sollte, — und doch ist es etwas viel Materielles, es ist die Versorgung einer volkreichen Stadt mit Lebensmitteln, die das Alles in Bewegung setzt, und die Fläche der Elbe mit Schiffschen und Schiffen bedeckt. — Hätte ich den Pinsel, um das darzustellen! — Und doch, wie verundgte er ein Schauspiel nachzubilden, dessen Geist — Bewegung und Leben ist!

Aus den verschiedenen Armen der Elbe, die ihre Inseln umfließen und das gegenseitige Ufer bespülen, zieht die bunte Prosviantflotte rudern und segelnd heran. Der Feuerstral der aufgehenden Sonne färbt ihre röthlichen Segel höher; blendend weiß schimmern die übrigen. Fahrzeuge von

*) Regatta ist das berühmte Gondelrennen, in Venedig, und das Ascenzafest die vormalige oft genug beschriebene Vermählungsfeierlichkeit des Doge von Venedig mit seiner feilen und nun ganz abtrünnigen Braut, dem adriatischen Meer.

mannigfachen Formen und Kunstnamen tragen übereinander gethürmte Milcheimer, Frucht- und Gemüsekörbe, Männer und Frauen, Insulaner und Küstenbewohner des Stroms. — Die Elbe herauf segelt eine kleinere Flottille; es sind die See- und Flußfischer, von Helgoland und Blankenese mit ihrer Beute für den Fischmarkt. Im Angesicht der Stadt treffen sie zusammen, und die kombinirte Flotte friedlicher Lands- und Seemächte segelt mit dem Hurrah des Willkommens in dem Haven ein. Ihre eßbare Waare tauscht sie gegen klingende Waare aus, und zieht gegen Abend mit einem: wir kommen morgen wieder! nach Hause.

... Euch entgeht viel, schlafende Städter, daß ihr dieses Schauspiel verträumt. Täglich wird es auf euerm großen Strome gegeben; wie viele von euch mögen es wohl gesehen haben? und doch kann man an einem heiterm Sommermorgen sich keine schönere Ansicht verschaffen.

Größer und imposanter ist das Schauspiel und mehrseitiger seine Wirkung auf den Geist eines nicht alltäglichen Beobachters, wenn man die Stunde trifft, wo eine große Rauffahrerflotte den Strom herauf oder herab segelt. Um dieses Schauspiel sonder Gleichen, in seiner ganzen Pracht zu sehen, besteigt die Höhen der Blankenese an einem Tage, wenn der Wind sich von Osten nach Westen, oder umgekehrt, wendet. Im ersten Fall segeln dann die bei langgestandnem Ostwinde an der Elbinäudung stationirt gewesenen großen Schiffe, nicht selten dreißig, vierzig und mehr, den Strom herauf gegen die Stadt; im zweiten, gehen die des Ostwindes im Haven harrenden Segler der See zu. — Nur wenige, von Seelüsten und Kriegshäven entfernte Mittelländer kennen das Schauspiel einer gerüstet ausziehenden Kriegsflotte; diese Ansicht an dem friedlichen Ufer der Elbe, giebt einen anschaulichen Begriff davon; aber der Eindruck ist, wie die Sache selbst, so wohlthätig, als jener schrecklich ist. — Hier, von den Blauke-

neser Höhen herab, angesehen, schwimmt diese Friedensflotte in stiller Majestät zu euren Füßen hin.

Jede Tageszeit gewährt den Anblick neuer, und immer neuer und schöner Scenen, am Elbufer. Wer aber mag das beschreiben; und welchen Leser erwärmt der kalte Buchstabe, der solche Ansichten schildern soll, und schreibe auch die Feder des begeisterten Dichters ihn hin. — Hier nur noch eins dieser Elbschauspiele, dessen Gleichen auch der älteste Hamburger nie gesehen hatte.

Als noch die französische Erfindung der Aeronautik in ihrem Anfange, bloß für Luftspringerkunst angesehen und bespöttelt ward, fanden sich auch bei uns windige Fremdlinge ein, die durch lärmende Ausschlagzettel Zuschauer vor ihren Luftballon und Bühnen sammelten. Die meisten dieser unwissenden Charlatans täuschten ihr Publikum; sie nahmen zwar kein Geld, aber auch keinen Ruhm mit; denn

aus dem Aufzug der Aerostaten ward gewöhnlich nichts. So machte es denn auch vor vierzehn Jahren ein gewisser Holländer. Er kündigte einen Ballon in Ottersee an. Das Experiment mißlang; gab aber zu dem schönsten Schauspiel Anlaß. Es war ein heittrer, stiller Sommernachmittag, das Elbufer voll Menschen, der Strom mit kleinen Schiffen, und diese mit unzähligen Zuschauern überdeckt. Man wartete lange, und wartete vergebens; aber vergessen ward bei diesem Schauspiel auf der Elbe, das Luftschiff und sein Steuermann. Schlimmer dran waren die Leute, die da unten mit ihrem Schiffgewimmel und am Ufer das schöne Schauspiel gaben, ohne für das Warten, wie wir, entschädigt zu werden. Ihre Langeweile ward mit Musik, Gesang und Hurrah's vertrieben, und auch das vermehrte den Genuß der Zuschauer auf dem Lande. Plötzlich verwandelte sich diese Scene in eine noch schönere und imposante. Armseliges Operntheater in Paris, was sind die Zauber deiner Dekorationenverwandlungen, gegen diese auf dem großen

Schanplazze der Elbe! — Einß der größten dreimastigen Schiffe, schwamm majestätisch langsam mit der Ebbe auß dem Haven herab. Es näherte sich. Vor ihm lag über der Strombreite her, dieses Bollwerk von kleinen Schiffen; nirgends eine Durchsahrt. — Der Capitain gab ein Flaggen-signal, und dem Wint gehorsam, regte sich nun alles, um dem Hdhern zu weichen. — Mit einem allgemeinen Hurrah! wendeten die Böte, ruderten abwärts, drängten sich zusammen — und in stolzer Größe schwamm der Segler her See zu.

Wir schiffen uns wieder nach dem Haven ein. Noch einen Blick auf den Strom und seine herrlichen Ufer. Dort, der sich in die Wasserfläche niederwölbende Horizont; im fernem Hintergrunde der Seeseite, hervorragende größere und kleinere Masten und Segel; näher her, auf- und absegelnde Schiffe. Am handverschen Ufer, eine Hügelreihe, oder vielmehr das vom Ufer ab sich stark erhebende Haideland, — in bläulichen Tinten. An der hollsteinischen Seite

die nicht unmalerschen Berge von Blankenese, das hohe Ufer von Dockenbude, Niensfläde bis Neumühlen und Ottensen, mit seinen großen Landhäusern, *) Gärten und englischen Pflanzungen, die das Liebliche dieser Höhen vermehren. Dann Altona mit der Reihe von Speichern am Fuß der Stadt, und mit ihrem kleinen Haven; der starkbebaute Hamburgerberg, die Docks, Schiffbaumagazine; — der Haven von Hamburg, ein dichter Wald von Masten, zwischen und über welchem die Stadt mit ihren Spitzsäulen der Kirchthürme hervorragt; — das Alles macht ein höchst gefälliges Ganzes. Ottensen, Altona und Hamburg giebt den täuschenden Anblick einer ungeheuren Stadt, deren eine Seite längs dem breiten Strom sich hinstrckt. —

*) Mügte man sie auch alle schön nennen können! Aber es sind häßliche Karrikaturen unter diesen Landhäusern, die sonderbar mit andern kontrastiren, die nach den Rissen des Professor Hansen in Altona, zum Theil im italienischen Geschmack, erbauet sind.

Wer mit italienischer Einbildungskraft nach Hamburg kommt, und von Haarburg auf dem Elbarin, Reiherstieg genannt, herüberfährt, dem weckt diese Aussicht hohe Erinnerungen an den Golf von Genua, an den von Neapel; *) hinzugerechnet — o wie viel! was so eine glühende Einbildungskraft hier suppliciren muß, damit die Vergleichung nicht gar zu sehr hinke — jenen immer heitern italienischen Himmel, die Vorgebirge Misene, Puzzolo, Bajae „goldnes“ Ufer, Vesuv, die Felseninseln, die Städte . . . doch genug; schöne und geliebte Gegenden muß man eben so wenig, wie gute und geachtete Menschen, mit einander vergleichen.

Auf dem Strome liegt, dem Haven gegen über, die hamburgische Admiraltätsjaht, ein Gegenstand der Neugier der meisten bei uns vorsprechenden Fremden. Diese niedliche, mit Kanonen zum

*) Italiener selbst machten, vielleicht aus Galanterie für Hamburg, diese Vergleichung.

Rußfeuern besetzte kleine Fregatte ist in England gebaut und kostete 5000 Pfund-Sterling. Die hamburgischen Schiffbauer behaupten lech, für einen viel geringern Preis hätte sie eben so solide und für das Lokale unsers, mit Sand oft eng belegten Stroms, brauchbarer gebauet werden können, als sie; mit ihrem spitzen, für das Seesegeln berechneten Keil, in England gebauet ist. Das mag wahr seyn;*) auch

*) Wenig Hamburger werden es bezweifeln, und bei allem nur zu argem eignen Hang für das Nichthamburgische, den Einfall, das Schiff in England bauen zu lassen, nicht Anglomanie nennen; die uns oft genug und mit Recht vorgeworfen ist. — Sehr naiv ward einst ein von eben dieser losen Sucht angesteckter hamburgischer Prediger von einem patriotischen Schiffbauer, bei dem er Kindtaufe hielt, und die Sache der Anglomanie bei dem Bau der Yacht in Schutz nahm, zurechtgewiesen. „Warum“ fragte er den Prediger, „haben denn die Herren ihr neues Gesangbuch nicht auch in England machen lassen?“

hätte, dem Geschmack unbeschadet, manches vergoldete Schnitzwerk am Aeußern wegsbleiben können; aber die Eleganz des Innern, mit dem Vollendeten, mit dem Wöhnlichen vereint, verräth ganz ihr Vaterland, und würde vielleicht zum Theil mißlicher vollkommen gewesen seyn, wenn die, uns oft genug vorgeworfne große Vorliebe zum Ausländischen, dem Patriotismus das Opfer gebracht hätte, und die Facht in Hamburg gebauet wäre. — Manchem Hamburger giebt der Anblick der Facht frohe Erinnerungen. Ihre Hauptbestimmung ist, die jährlich einigemal zur Besichtigung der Hasenwerke nach Rurhaven gehenden Elbe- und Stackdeputationen, hin und zurück zu bringen. Die Admiralitätbürger können sie aber auch zu Lustfahrten von mehreren Tagen benutzen, wozu sie denn einen kleinen Cirkel von Freunden einladen. Diese Wasserpartien in den schönen Monaten treten aus dem gewöhnlichen Glets der alltäglich werdenden Stadtbelustigungen, und sind um desto angenehmer. — Nichts schöner, als eine solche Stromfahrt mit gu-

den Freunden; nichts belustigender, als die kleinen Abenteuer auf dem Wasser, die mannigfaltig wechselnden Scenen deren Zuschauer oder Mitspieler man ist; nichts freundlicher, als der gastfreie Empfang in den kleinen hamburgischen Domainen an der Elbmündung; nichts interessanter und belehrender, als ein Abflug mit einem leichten Fahrzeug, in die offene See, zu einem Besuch des Meerfelsen Helgoland und seiner originellen Bewohner. *)

Dem Lärm auf den Gassen einer volkreichen Stadt, kommt der Havenlärm einer Handelsstadt am nächsten. In gewissen Stunden des Tages wird jener noch von diesem in unsern Haven, der für die Größe des jetzigen Handelsverkehrs und für die Menge der Schiffe ein zu enges Bassin hat, übertroffen. Besonders ist dies

*) Auswärtige, und freilich auch die meisten von uns, kennen sie durch Zöllners meisterhafte Beschreibung.

fer Lärm in den Morgenstunden betäubend groß. Das beständige Zustömen von Fahrzeugen von dem gegenseitigen Ufer; den Inseln und aus entferntern Stromgehenden, das Einführen von Waaren aus angekommenen Schiffen, die, wegen der Seichtigkeit des Flusses etliche Meilen unterwärts der Stadt ihrer Fracht entladen werden müssen; die Kommunikation unter den Schiffen selbst, die ankommenden und abgehenden Fremden — alles dies beengt das ohnehin nicht breite Wasserthor des sogenannten Niederbaums, und verstopft es manchmal stundenlang. Welch ein tobendes Geschrei der aufgehalteneu, ungeduldig werdenden Schifflente! Dann die Ankunst von platten Fahrzeugen (Ever) mit Waaren aus den Stadtkanälen, zur Befrachtung der abgehenden Schiffe; die gewaltigen Stimmen der immer zankenden, oder sich wenigstens so gebehrenden Everführer. Die lärmenden Bauarbeiten an den Schiffen; der Verkehr der Matrosen unter einander, ihr verworrenes Geschrei in allen Zungen, ihr Hurrah, Gesang, die Signale

mit dem Schiffgelaute; — das Alles berechne man, und darauf den Lärm! — Frappant ist besonders der Eindruck dieses Havenverkehrs auf einen deutschen Mittel- ländler, aus dem Reiche. Ihm ist dieses große bewegliche, nicht bloß redende, sondern schreiende Gemälde, ein ganz neuer Gegenstand. Aber die Damen! Hütet euch, sie zu einer Havenfahrt, unvorbe- reitet auf den Matrosenaufruhr den ihre Erscheinung im Haven veranlaßt, einzula- den. Mit einem: „o schnell nich, schnell se nich!“ . . . vom Pfeiffen und dem Läuten der Schiffglocken akkompagnirt, fängt der Bewillkommungsgruß an, dem ein Strom von Worten aus der Marine- Elo- quenz folgt, die den häßlichsten Injurien völlig ähnlich sehen; und doch sind es kei- ne, oder wenigstens ist kein (juristischer) animus injuriandi dabei. Ein bloßes Ma- trosenkostüm ist dieses Injauchzen von, sitt- lichen Ohren mistönenden, Worten, womit selbst Prinzessinnen in königlichen Haven nicht verschont werden. Zwei, freilich sehr von einander im Geist der Zeit und des

Karakters verschiedene Admignen empfanden diesen Matrosengruß (denn es ist nichts anders) auf sehr verschiedene Weise. Elisabeth von England, rief auf einer Wasserfahrt dem — whore! whore! (muß es denn doch gesagt seyn?) der zahlreichen Matrosen lachend entgegen: Well! you all are my dear children! *) — Von der schönen und unglücklichen Karoline Mathilde von Dänemark wird dagegen erzählt, sie habe bei ihrer ersten Fahrt in dem Haven von Kopenhagen diesen Matrosengruß so übel genommen, daß sie den Schiffleuten die ihnen zum Frühstück bestimmte Reisportion auf einige Zeit zur Strafe entziehen ließ. Das war eine etwas unadunigliche Rache, für eine Beleidigung, die keine war.

Um eine solche Havenfahrt nicht bloß unterhaltend, sondern auch lehrreich zu machen, muß man sie mit seinen Fremden, in Gesellschaft eines Schiffkundigen, vor-

*) Gut! ihr alle seyd meine lieben Kinder!

nehmen; sich den verschiedenen Karakter des Aeußern und Innern der Kauffarteschiffe verschiedner Nationen, den Haushalt, die Seedisziplin u. s. w. erklären lassen, und einß dieser ungeheuren Wasserhäuser — eine Nußschale auf dem Ocean — besteigen. Schon die Zollenführer, die zu dieser Havensfahrt für einen geringen Lohn gedungen werden, sind als vormalige Matrosen, in diesem Unterrichte ziemlich gewandt, wenn man anders ihre breite holländische Mundart zu enträthseln versteht.

Die theils natürlichen, theils durch Kunst aus der Elbe und Alster abgeleiteten Kanäle, sogenannte Fleeten, nähern die Ansicht mehrerer Gegenden der Altstadt von Hamburg, der von Venedig. Ein großer Theil der venetianischen Kanäle sind nicht breiter und nicht lustiger, als unsre kleinen Fleeten. Und unsre breiten Kanäle, als beim Bauhose, an der Zollenbrücke, Holzbrücke u. s. w. mit der Mannigfaltigkeit der auf- und abfahrenden Fahrzeuge und

Waaren, den Wort- und Faustkämpfen der Schiffleute, dem Verkehr vor den Hinterhäusern der Kaufleute, — das alles würde sogar anschaulich an den Einfahrtskanal, Canal grande, der berühmten Wasserstadt erinnern, wenn man bei unsern Ziegelmauern, Spitzgiebeln und rothen Dächern, die prächtigen Marmorfaçaden der venetianischen Palläste an dem großen Kanal, die Kolonaden, Plattdächer mit Statuen oder Orangenbäumen besetzt, vergessen könnte. — In einem andern Vergleichspunkt dieser Fleeten mit den Kanälen von Venedig, der stinkenden Ausdünstungen, gewinnen doch noch die unsrigen. Diese existiren hier in einigen Kanalgegenden nur selten, bei anhaltendem Ostwind im Sommer, und sind bei weitem nicht so unerträglich, als der abscheuliche Seegestank, der sich, während der heißen Monate, aus den Kanälen über ganz Venedig verbreitet.

Es schlägt zehn Uhr. Wollen wir wieder ans Land steigen? Dies ist eine

der Stunden des stärksten Verkehrs in den Gassen, und dies ergiebt eine der interessantesten Ansichten der volkreichen Stadt. — In der That ist es, bei der jetzigen Bevölkerung und dem jetzigen Handlungsgewühl von Hamburg, keine hinkende Vergleichung, wenn man diesen Lärm in unsern gewühlvollsten Gassen dem berühmten embarras de Paris gegenüber stellt. Die Menschen, die Tendenz ihres Treibens, sind dort anders als hier, die äußern Formen in dem Lärm sind sich gleich. — Juvenal hat den Urbis strepitus, Boileau den embarras de la grande Capitale, satyrisch besungen, Vergleicht man ihre alten Gemälde mit dem modernen Bilde auch in Hamburg, so geht daraus die alltägliche Wahrheit des Salomonischen: „nichts Neues unter der Sonne,“ auch in volkreichen Reichstädten, hervor.

Noch betäubt von dem rauschenden Lärm im nahen Haven, noch zerstreuet von dem bunten Gewimmel auf der Elbe, und in den Gleeten, findet Ohr und Auge lei-

nen Ruhepunkt in dem Betrieb auf den vollreichsten Gassen der Altstadt, und der Beobachter hat hier reichen Stoff. — Hier die Kapen. Ein sonderbares Gemisch von Eigenheiten, von holländischen und auch englischen Sitten, von Schiffskostüme, Sprache, Physiognomien, in dieser Gegend. Man verfehlt sich aus Hamburg bald nach den englischen, bald nach den holländischen Küsten, je nachdem man auf die verschiedenen Menschengruppen trifft, in ihre Schenken, Wohnungen, Keller eintritt. Eine von der übrigen Stadt in Art und Sitte sich gleichsam absondernde Nation lebt hier; es herrscht ein schwerfälliger manchmal roher Schiffskarakter in dem Ganzen, und theilt sich von hieraus, wie die Kanäle, der Stadt in einzelnen Zweigen, der mit diesem Kanenvolk in Verkehr stehenden Bewohnerklassen, den Everführern, Karrenschiebern und dergleichen, unter einigen etwas civilisirtern Modifikationen, mit. — In Geist und Wesen der Inhaber dieses Stadttheils, vergleicht man sie wohl mit den römischen Krasteverinern, den frankfurter Sachsen-

häusern, den pariser Antons-Vorstädtern. Und in der That ließen sich, wenn das etwas verschlüge, solche Vergleichungspunkte hier eher suchen, als sich die Richtigkeit der Bemerkung eines paradoren Reisenden über Hamburg, finden läßt, dem unter andern, die beim Absteigen am Haven ihm zuerst Begegnenden, satt, satt, satt, vorkamen. *) Man muß in der That übersatt seyn, um, selbst in den Horreurs einer schweren Verdauungsstunde, so zu beobachten, wie dieser Reisende in Hamburg überhaupt beobachtet hat.

In den Gassen: — das apokryphische Zetergeschrei der Ausrufer von Früchten, Gemüsen, kleinen Waaren aller Art, unverständlich jedem, der nicht ganz plattdeutsch ist; — das Schelten der Fuhrleute, Karrenschieber, Kutscher, die einander den Weg verrennen, und lieber mit Scheltworten,

*) Siehe die Reisegeschichte von dem Verfasser der Rückkehr ins Vaterland. S. 212.

als mit Händanlegen, helfen; — das Rets-
 tengekirre der ungeheuren Frachtwagen und
 ihrer mit klingendem Geschirr behängten
 Pferde; das Erderschütternde Gep rassel der
 Lastwagen und ihrer gewaltigen Rösse. —
 Hier ist der Weg durch in einander ge-
 fahrne Fuhrwerke und ihren langen Schweif
 von wartenden Wagen verrennt; ihr müßt
 auf das Seitengewauer (Weischläge) der
 Treppen klettern, über Kellerschluchte einen
 Sprung wagen, um vorbei zu kommen.
 Dort, in den Zugangsgassen der Gemüse-
 märkte, und auf diesen vollgepfropften
 Märkten selbst, drängt ihr euch nur
 durch die Menge hin; werdet bald von den
 Regenschirmen der Köchinnen ins Auge,
 bald von Lastträgern gegen die Stirne ge-
 rennt, bald von Schieblarren am Schiens-
 bein verkehrt. — Rette sich, wer kann, aus
 diesem merkantilischen Tumult!

Wenn ein Pariser Freiheitsmann der
 vorigen Jahre, in unsern Gassen etwas ge-
 sehen hat, das wir da ständlich sehen, wie
 mag er dann in unsrer wirklich freien Des-

publik über Verletzung der Pariser Menschenrechte, über den Sklavensinn der Hamburger geschrien haben. Die sogenannten Krähnzier, die Pferdemenchen, deren sechs auch zehn, sich vor einen hohen zweirädrigen Karren spannen, und damit ungeheure Lasten von einer Stadtgegend in eine oft sehr entfernte, bergan und ab, fortschleppen. Pechlich ist der Aublick als Ierdings, wie diese freiwilligen, zünstigen Sklaven (denn sie formiren eine Zunft mit gewissen Rechten und Freiheiten) diese Sklaven ihre Karre leuchend und sich zers arbeitend eine Brücke hianziehen, und die Vorbeigehenden um Weistand anrufen, ihnen die Hdhe durch Handreichungen erklimmen zu helfen. Umsonst aber würde der Pariser Freiheitsheld diesen Leuten die droits de l'homme et de citoyen predigen, umsonst ihnen vorschlagen, sich die Mühseligkeiten ihres armen Lebens durch Pferde zu erleichtern; das würden sie ein Attentat auf ihre Menschenrechte nennen, und dem französischen Philosophen es mit ihren Zugstricken vielleicht fühlbar machen,

— daß der Geschmack und die Ansichten von Dingen verschieden sind.

Ein Theil unsrer Gassenpolizei laborirt, — nicht an guten und strengen Verordnungen, wie sie eine volkreiche Stadt bedarf, — wohl aber an deren Befolgung. So zum Beispiel giebt es scharfe Mandate gegen das, in unsern gewühlvollen Gassen so gefährliche schnelle und leichtsinnige Fahren und Reiten; und doch wird oft noch schnell gefahren und leichtsinnig genug geritten. Durch einen sonderbaren, von Seiten der Herrschaft unverschuldeten Widerspruch jener guten Verordnungen, geschieht es, daß viele Kutscher der Rathsmitglieder, besonders mit den leeren Wagen, schärfer als jede andre fahren, und sich in mehreren Stücken, manchmal ungestraft, emancipiren. Im zügellosen Reiten zeichnet sich eine gewisse Klasse unsrer jungen Leute aus, denen man es in der That nicht ansieht, daß der Sitz des deutschen Erziehungsareopags, gerade zu

ihrer Jugendzeit, dicht vor unserm Steintor war, und die Pläne zu dem Bänderreichen Werke der „allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens,“ hier entworfen ward.

Unser in Osten und Westen vordem nicht mit Unrecht verschrienes Gassenpflaster, hat seit mehreren Jahren bedeutend gewonnen. Die, mit großen Kosten des Staats, neugepflasterten Gassen und Märkte sind sorgsam und nach einer guten Methode angelegt; aber viele Gassen werden durch das öftere Aufgraben der Brunnenröhren, bei deren Zuwerfen es eben so langsam als sorglos zugeht, und besonders durch das verbotne Fahren der schwerbeladenen Lastwagen, unausbleiblich zu Grunde gerichtet. — Wenn unsre Gassen nicht die bestgepflastertsten, wenigstens in Deutschland, sind, so hat es wenigstens die Steinart nicht verschuldet; denn mehrere durchreisende Lithologen behaupteten, in wenig Gegenden von Europa fände man eine solche Mannigfaltigkeit der schönsten

Granite und so harte Textur derselben, als unter den Steinen unser's Gassenpflasters. — In vielen Gassen, aber noch lange nicht vor allen Häusern bemittelter Bürger, sind schmale Trottoirs von viereckt gehauenen Steinen angelegt; es versteht sich, für Fußgänger, nicht für Karren und Kutschen, die, des dagegen sich erhebenden Mandats und aller öffentlichen Anklagen in unsern Tageblättern zum Troh, sich diese Fußbänke anmaßen und die Fußgänger davon vertreiben, deren persönliche Reklamationen gegen diese Karrenschieberfreiheiten, ohne beigefügte zureichende Hausnummern, doch nichts verschlagen würden.

Wenn fielen es wohl ein, in einer engbebaueten, gewühlvollen Stadt in regnigten Jahreszeiten über Unsauberkeit der Gassen zu klagen? Aber die unfrigen könnten doch reinlicher seyn, wenn manchem Mißbrauch vorgebeugt und auf gute Verfügungen nachdrücklicher gehalten würde; wenn zum Beispiel der zusammengesetzte Schlamm nicht Tage und Nächte

lang an den begangenen Stellen, als unmittelbar vor der sehr zweckmäßigen Laufbrücke zum Jungfernsieig, liegen bliebe; damit der nächtliche Fußgänger in diese Gassenümpfe versinke. — Mit vielen Kosten und mit Thätigkeit, so viel dadurch ausgerichtet werden kann, wird im Winter die Fortschaffung des Schnees und Eises von den Gassen, als eine Sicherheitsmaßregel in so stark begangnen Gassen, besorgt; aber in unserm Eis- und Schneeklima richten sehr oft einige Schneestunden die Reinigungsarbeiten vieler Tage wieder zu Grunde.

Wichtiger für die Sicherheit der Bürger als alles, ist eine gute Gassenbeleuchtung. Von unserm Staat werden ansehnliche Summen darauf verwendet, und die Leuchtenzahl jährlich vermehrt; demungeachtet läßt sich eine vortheilhaftere und zweckmäßigere Beleuchtungsart denken. Freilich verbunkeln sich unsre Laternen weniger und verlöschen nicht mehr so früh, als noch vor wenig Jahren; — doch aber

ist die Helle in den Gassen, da, wo Doppelaternen vor den Privathäusern dem Gemelwesen nicht zu Hülfe kommen, in Vergleich mit der Beleuchtung so vieler andern deutschen und ausländischen Städte, durch Hänglaternen in der Mitte der Gasse, noch sehr unvollkommen; noch gar zu genau wird von der allzuwirthschaftlichen Administration, der Mond- oder Leuch-
tenkalender *) konsultirt. — Wehe dem armen Fußgänger, wenn in diesem leidigen Kalender: Mondlicht ist, aber der am Himmel, sein blaßes Gesicht hinter dem Herbstnebel verbirgt! dann tappt er im Dun-

*) Dieser, noch an vielen Orten übliche Mondkalender, ist beinahe schon zum Kinder- oder doch wenigstens zum Dichterspott geworden. Der deutsche Satyriker Falk sagt:

Polizei und Polizeianstalten?

— — Damit laßt's beim Alten,

was Verläumdung auch dagegen spricht.

Stecht Laternen an, wann Sterne funkeln;

loscht sie aus, und brecht den Hals im Linseln,

steht doch im Kalender: — Mondenlicht!"

keln; und dabei die oben erwähnten Sumpfpfügen, die Kellerschluchten, die Fleettreppen!

Wer zweifelt wohl noch, — auffer vielleicht die dem alten Herkommen eigensnützig ergebenden Leuchtenofficianten, — daß die Beleuchtung durch Hänglaternen in der Mitte der Gasse, die beste ist; es lehrt die Erfahrung der meisten großen und vieler kleinen europäischen Städte. Auch unsre beiden hanseatischen Schwesterstädte haben sie seit ein Paar Jahren, wenn gleich, wie es scheint, nicht mit dem Erfolg wie in französischen Städten, eingeführt. Die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, lies vor einigen Jahren mit aus Frankfurt, Lübeck, und aus Frankreich selbst verschriebenen Hänglaternen, vor ihrem Hause Versuche anstellen, die, besonders mit einem Pariser Brennmaterial eben so entscheidend für diese Beleuchtungsart waren, als unzuweckmäßig die auf öffentliche Kosten in der Admiralitätsstraße hängenden Laternen deswegen sind; weil sie zu hoch und in Zickzack hängen, und

nicht rein genug gehalten werden. Vortheilhafter als diese, leuchtet eine solche Laterne vor dem Hause eines, alles Gute und Gemeinnütziges befördernden Mitbürgers, auf dem Kehrwieder. — Seine angestellten Versuche der Gesellschaft, hatten übrigens keinen weitem Erfolg, als daß einige Tage „von der hellen Laterne beim goldnen U. B. C.“ (vor dem Hause der Gesellschaft) als von einer Stadtneugierde gesprochen ward, — und, die Leier eines Volksdichters sie in einer salbungsvollen Elegie besang, die mit den emphatischen Worten anfing: „da bummelst du, o patriotische Laterne“ — mit gleichem herzbrechenden Da Capo schloß, — aber für das Leuchtenwesen nicht die Wirkung von Orpheus Leier haben konnte.

• • Doch, wir verirren uns zu den Later-
nen; und noch ist es hoch am Tage.

• „Welch ein Menschenschwarm dort auf
der Brücke? Jeden Augenblick wächst er.
Ist's ein Auflauf? Und die Wache zögert,

die Gruppen aus einander zu treiben, zu verhaften?“ — Gemach, fremder allzu strenger Freund, der ihr unser Volk und unsre Verfassung nicht zu kennen scheint, oder sie, nach Petersburger Sagen, falsch beurtheilt! Glücklicher kombinirt, um wahre Freiheit, Sicherheit des Bürgers zu erhalten, ist keine Verfassung, milder keine Regierung, weniger revolutionair gestimmt kein Volk, als die Verfassung, die Regierung, das Volk von Hamburg. Unsre gutgearteten niedern Klassen Aber, erst laßt uns doch jenem Haufen näher treten, was es dort giebt. — Nun seht: ein armes Hündchen, das ein Gassenbube ersäufen wollte, hat sich da an ein schwimmendes Brett geklammert, und winselt seinem Retter entgegen. Das war's, was die Leute zusammentrieb; und so etwas mag auch die Entstehung des alten hamburgischen Sprichworts: een Hohn in't Fleet! *) gewesen seyn, womit man hier

*) Das ist die lakonische Antwort, die man in unsern niedern Klassen dem neugierigen

die, allem Volk mehr oder minder eigne, eitle Neugier bezeichnet. — Lacht über das Wort oder über die Sache; aber diesen Zug des gutherzigen Mitleids mit einem halbtodten Hunde, den ihr auf mehreren Gesichtern in diesem Brückenhaufen findet, sollt ihr nicht belächeln. — — Hier wäre der Augenblick, etwas von dem Charakter des hamburgischen Volks zu reden; denn mein philosophischer Freund da, fordert von mir etwas Näheres über den Geist unsrer niedern Klassen. Ich liebe sonst dergleichen kollektive Schilderungen nicht. Sie sind gar zu sehr und mit Recht verrufen, durch so manche Reisebeschreiber, die à vol d'oiseau durch die Ländchen zogen, eben so oberflächlich, oder von vorgefaßter Meinung verstimmt, sahen, und nun die Resultate ihrer sogenannten Beobachtungen über ganze Nationen und ihren Charakter, als Orakelsprüche durch den

Frager bei solchen Gelegenheiten auf sein: was ist da zu thun? zu geben pflegt: ein Huhn liegt im Fleck!

Buchhandel der Welt feil bieten. Aber ein engerer Stadt cirkel umgiebt uns hier, ein kleinerer Haufe, der leichter zu übersehen und zu beurtheilen ist, — und so mögte ich allenfalls ein kurzes Wortresultat der Erfahrung darüber sagen.

Ruhig und friedliebend, der guten Regierung ihrer guten Vaterstadt zugethan, — stolz, vielleicht manchmal zur Unzeit, gar trotzig auf seine Bürgerfreiheit — ist unser Volk in seinen äußern Verhältnissen. In seinem Innern, — wie allenthalben mehr oder minder Nachahmer der höhern Stände, — arbeitsam um zu gewinnen, bequem und allzubegehrend bei leichtem Verdienst, mehr genießlustig als sparsam im Verzehren des Erworbenen. Noch viel Anhänglichkeit an Religion und ihren Kult, wenngleich nicht in dem Grade seiner und unserer Väter in Wort und That, noch biedre Redlichkeit, noch häusliche Tugend, noch häusliches Glück bei ihm, wie in den höhern Ständen, trotz den modernen Verfeinerungen des Luxus, dem vermehrten

Wohlleben und der Bekanntheit mit neuen erkünstelten Bedürfnissen und ihrer erleichterten Befriedigung, wobei die alte Sitte und die strengere Moralität der Väter unstreitig gelitten haben.

Es ist ein alter, tausendmal wiederholter und nachgebeteter, unsrer Stadt fast ausschließlich gemachter Vorwurf: die Hamburger sind grob. Eine von den kategorischen Generalentscheidungen, womit Volkssichter Nationen stempeln. Laßt uns diesen Vorwurf näher beleuchten. — Ungebildete, rohe Racen giebt es unter allen Klassen in allen Ländern; die Benennungen: vornehmer Pöbel und rohes Volk, findet Anwendung allenthalben. — So oder anders modificirt ähnelt sich das Wesen der arbeitenden Klassen in allen großen europäischen Städten. Die Formen modelt Nationalgeist und Art des Betriebes. — Eine gewisse Dürbheit, Folge des Klimas, der physischen Kraft, der angestrengten Thätigkeit, charakterisirt allerdings das Volk (den sogenannten Pöbel) in den Handels-

städten des Nordens; bei uns dazu ein
 gewisses angeerbtes — sei es auch zuweilen
 ein mißverstandnes — Gefühl von Bür-
 gerfreiheit, ein stolzes, mehr oder minder
 klares, Bewußtseyn einer unabhängigen Ver-
 fassung. — Diese Mischung von — laßt
 es immer nicht so nennen — von republi-
 kanischem Hochgefühl und von Thätigkeits-
 trieb nennt man in seinen Aeußerungen:
 hamburgische Grobheit. Untrüglich mög-
 ten sie gern seyn, diese Nationalrichter, in
 ihren Sentenzen, und wissen nicht gerecht
 zu seyn. Unterscheiden sie den Geist des
 Ganzen, von einzelnen Auswüchsen; die
 Regel von den Ausnahmen? Denn daß man
 auch in Hamburg grob und sehr grob ist,
 kann der Partheiische nicht läugnen; aber
 ist man es auch nicht in andern großen
 volkreichen, besonders Handelsstädten? und
 soll denn das hamburgische Volk mit die-
 sem Schimpfnamen allein vor dem Pu-
 blikum am Pranger stehen? sollte hier die
 Ursache, die Wirkung nicht einigermaßen
 entschuldigen?

Stört, — dieser Rath paßt für jede Stadt, deren Wesen: Geschäftigkeit ist — stört keinen, und vor allem keinen aus den arbeitenden Klassen auf den Gassen, in seiner Thätigkeit. Greift in keines selbst der kleinsten Räder dieser großen arbeitenden Maschine, in dem Augenblicke ihres Ganges. Das heißt, belästigt keinen Arbeiter gerade dann, wenn er sein eiliges Werk treibt, mit Fragen, Anrennen und dergleichen, oder macht euch auf eine lakonische Antwort, auf eine derbe Zurechtweisung vielleicht, gefaßt. Diese billige Regel beobachtet; und ihr werdet übrigens auch in Hamburg, wie in dem dafür berühmten Paris, auf bescheidene Fragen, von den Leuten an der Gasse befriedigende Antworten, ausführliche, selbst mit Sorgsamkeit gegebene, Nachweisungen von Straßen, Häusern und dergleichen, erhalten; hier, wie dort, wird man euch nicht selten sagen: „Herr, ich gehe des Weges, und will Sie zurechtweisen!“

An der Quelle der neuesten Nachrichten vom Auslande, ist unsern niedern Klas-

sen Wißbegierde in der Zeitgeschichte eigen, und deren Befriedigung, bei den täglich erscheinenden Zeitungen, leicht. In den Morgenstunden, wann diese erscheinen, sieht man vor den Zeitungsbuden oft Arbeitsleute, Hausknechte *) reihenweise stehen und die für ihre Herren geholten Zeitungen emsig lesen. An den Gassenecken, dem Standorte der, Arbeit erwartenden, und oft müßig genug dastehenden und Muthwillen treibenden, Arbeitsleute, werden nicht selten lokale und wohl gar politische Flugschriften vorgelesen, besprochen. — Wie vorsichtig sollte deswegen die republikanische Schreib- und Pressfreiheit benutzt werden; und wie viel Gutes und Gemeinnütziges könnte durch diesen Weg der Verbreitung unterhaltender und belehrender Flugschriften gestiftet werden! Merkwürdig und überraschend sind manchmal die feinen Aeußerungen, philosophischen Bemerkungen, das richtige, von Sachkenntniß geleitete Gefühl, in den Gas-

*) Hausgewerbe bestellende Arbeiter, oder sogenannte Arbeitsleute der Handlungshäuser.

sengeſprächen der Arbeiter. Als Buonaparte ſeinen Zug nach Egypten antrat, und man ſeine Beſtimmung nur noch mutmaßte, unterhielten ſich auf dem Berge, einem Markt in der Altstadt, zwei neben einander hockende Steinpflaſterer über dieſe Sache ſehr naiv. Der eine, nach ſeiner Mundart ein Oberſachſe, ſchien den guten Erfolg des Zuges nach Egypten zu bezweifeln; der andre, ein plattdeutſcher Hamburger, ſtrafte ihn und ſagte: Buonaparte werde es damit nicht miſlingen, denn, ſetzte er hinzu, „et iſt een ganzen Keerl!“ *) Der Oberſachſe ſchien die Sache dahin geſtellt ſeyn zu laſſen, und ließ ſich auf den wahrſcheinlichen Gegenſtand des Zuges, auf Egypten ein, wovon der Limtögehülfe wenig zu wiſſen ſchien; ſprach von den Pyramiden, „die noch vor

*) „Sagt: es war ein Mann, ſo habt ihr alles geſagt“ — ſagte Hamlet. Das wollte auch wohl der Pflaſterer da ſagen, mit ſeinem: et iſt een ganzen Keerl! (es iſt ein ganzer Kerl!)

der Sündfluth,“ erbauet wären, und sprach davon mit einer sichtbaren Handwerksfreude, als wenn er selbst als Steinmetz dabei gewesen wäre. — So traf neulich ein Hausknecht in seiner schwarzen baumseidnen Jacke, mit einem haufirenden Faßbinder vor der Kupferstichbude beim goldnen U. V. C. zusammen, wo das Blatt der Befreiung Kościusko's durch Kaiser Paul aus seinem Gefängniß, vorstellend, am Fenster hing. Sehr naiv und lakonisch, aber in der Hauptsache richtig, trug dieser öffentliche Professor der Geschichte und Kunst, seinem Schüler erst die Geschichte des unglücklichen Polen vor, bis er an die hier dargestellte edle That des Kaisers kam. Nun machte er seinen Zuhörer auf die Geschicklichkeit des Künstlers in Stellung und Ausdruck der beiden Figuren, des Kaisers und des Generals, aufmerksam u. s. w. In Kościusko's Kopf fand er einen trotzig kühnen Ausdruck; ihm schien dieser Blick zu sagen: ich kann auch hier bleiben, und bettle nicht um meine Freiheit. — Würde dem Künstler von den hochgelehrten Kriti-

kern nur immer so nachempfunden, als dieser Natursohn ihm nachempfand. — Noch eine charakteristische Anekdote dieser Art. Zur Zeit als Paoli sich berühmt machte, hatten in einer engen Gasse (Brandstüwe) zwei Kutscher sich den Weg verrennt. Einer davon mußte weichen, und darüber zankten sie. Der eine wollte dem andern bedeuten, welchen Herrn er im Wagen habe; — „Un wenn du Paoli faarst, so kann ich nich happen,“ *) antwortete der andre. — Man sieht, daß diese hamburgischen niedern Klassen, denen man bloß Gefühl für Handelsbetrieb zutrauet, auch Sinn für Dinge aus höhern Sphären haben.

Doch, mehr als die egyptischen Pyramiden, als die Sache der Kosciusko und Buonaparte, beschäftigt unsre niedern und mittlern Stände jetzt eine das tägliche

*) Und führtest du Paoli, so kann ich nicht zurück.

Brodts betreffende Angelegenheit, die große, von allen Einwohnerklassen verhältnißmäßig empfundne, Theuerung. — Sie umfaßt alle nothwendigen Bedürfnisse des Lebens, von dem Dach an, das gegen Regen schirmt, bis zu der Sohle des Tors, die die Hand des Arbeiters wärmt, und dem Wissen Brodt, der den ersten Hunger stillt.

Die Kaufpreise der Häuser sind schon seit den letzten sechs Jahren, der Epoche dieser immer steigenden Landplage, die seit zwei Jahren aufs höchste zu sein scheint, doppelt und dreifach gestiegen. Besonders hoch sind die Preise von Mittelhäusern. Wir haben Fälle, wo diese vier- bis fünffach mit dem bezahlt sind, was sie zu der vorhergehenden wohlfeilen Zeit der Häuser galten. Und bei den hohen Baumaterialienpreisen kauft mancher, um nur nicht zu bauen, lieber etwas Fertiges, und zahlt um so theurer.

Noch in einem größern Mißverhältniß stiegen seitdem die Mietpreise. von

Jahr zu Jahr. Man kann behaupten, daß sie im Durchschnitt fünf- und sechsfach gestiegen sind, und noch jetzt steigen. Häuser die 300 Mark galten, gelten jetzt, wenn sie anders von dem größten Stadtverkehr nicht zu sehr entfernt sind, 900 bis 1500 Mark, und so fort nach dem Verhältniß der Größe und Lage. Hausmieten von 4 bis 5000 Mark sind nichts ungewöhnliches; so viel zahlt gar ein französischer Restaurateur in einer von der Börse entlegnen Gegend, und zu einer Zeit, wo fast alle Gassen ihre Restaurationen haben. Mit den Zimmermieten für Fremde, wird noch ein größerer Verkehr (Benutzung der Konjunktur genannt) getrieben. Ein meublirtes Zimmer nebst Kammer, oder ein Paar solcher Zimmer in einer guten Gegend, kosten im Verhältniß der Größe und des Stockwerks, 15, 25 bis 50 Thaler und drüber, monatlich; wohlfeilere Mieten sind Zufall, oder Folge der Lage des Zimmers, des Hauses u. s. w. Waarenlagerkeller, Böden, die vordem 200 Mark galten, gelten jetzt 1000, 1200 Mark u. s. w. — Zwar

nicht ganz in diesem Unverhältniß, aber für die arbeitende Klasse nur zu hoch, stehen die Miethen der Wohnkeller, Wohnsäle, Buden. Manche brave Hauswirthe sahen den Miethwucher für das, was er ist, für schändlich an; andre sind nur zu ungewissenhaft hierin.

In einem sehr bedeutenden Grade stiegen auch die Waarenpreise. — In Rücksicht der Feuerungsbedürfnisse wird diese Klage nicht in Hamburg allein gehört; aber der Arbeitslohn ist bei uns mehr als doppelt so groß, als anderswo. — Bei dem Steigern des Brennholzes den Faden von 12 bis 15 Mark zu 24 bis 30 Mark, nahm man seine Zuflucht zu dem vermehrten Steinkohlenbrand. (Denn auch der Torf ist von 9 Thaler bis 12 und 14 Thaler der Seiwagen gestiegen.) Aber die Tonne Steinkohlen, die man vor zehn Jahren für 3 Mark kaufte, gilt jetzt dreifach so viel und mehr, je nachdem die Zufuhr sich mehrt oder mindert.

Nicht weniger beträchtlich sind die Preise der Lebensmittel, und der unglückliche Miswachs des vorigen Sommers treibt sie zu einer ungewöhnlichen Höhe. — Hier ist nicht die Rede von den ohnehin kostbaren Waaren des Luxus, unter welchen bloß der Zucker und Kaffee eine Ausnahme macht, dessen plötzliche Zufuhr und darauf erfolgtes Sinken der Preise im vorigen Herbst eine mitwirkende Ursache der Kalamität unsrer Börse war. Ebenso ist der Wein bei uns, der Abgabensfreiheit wegen, wohlfeil und im Detailhandel nie bedeutend gestiegen.

Das ist die Sache; und der Erfolg? — Daß unsre Haushaltungen jetzt das Doppelte von dem kosten, was sie noch am Ende des vorigen Jahrzehends kosteten; daß die Handarbeiten und Handreichungen in gleichem Verhältniß gestiegen sind, und daß die Theuerung nur zu oft selbst dem Vucher im Großen und im Kleinen, und den übermüthigen Forderungen der handreichenden Klasse einen Vorwand leihet —

und der Hausvater, dessen Lage die Mißbenutzung der Handelskonjunkturen u. s. w. nicht erlaubte, sich oft eng beschränken muß, um nur die Hauptsachen des zufriedenen Lebens und die Erziehung seiner Kinder zu bestreiten. Aber freilich beruht hierin viel auf eine kluge Wirthschaftlichkeit; und es hieße zu viel behaupten, daß eine mittelmäßige Wirthschaft, welche sonst fünf bis sechstausend Mark kostete, jetzt zehn bis zwölftausend nothwendig kosten müßte.

Und die Quelle des Uebels? — Ihrer sind mehrere. — Hier bloß im Allgemeinen ein Wort davon.

Der Zufluß von Ausländern, die den Revolutionsstürmen entflohen, Franzosen, Bataver, Belgier, Helvetier, besonders aber von den ersten, ist allerdings eine der Hauptursachen der Theuerung. Sehr übertrieben zwar ist die Zahl derselben auf 30 bis 40000 angegeben; doch kann man sie alle gewis auf 8 bis 10000 anschlagen.

(In Altona wird die Zahl auf 4000 angegeben.) Die Zahl der Missethater hat sich um diese Summe bei uns vergrößert, ohne daß die Konkurrenz der täglichen Lebensbedürfnisse sich sonderlich vermehrt hätte. Die Masse der Restaurateurs, dieser Akapereurs der besten Lebensmittel, die in ihren Küchen verschwendet und von ihnen zu eben so unerhörten Preisen gekauft werden, als sie selbst von ihren Gästen sich wieder bezahlen lassen. Dazu die Unbekanntschaft dieser Fremden mit den bisherigen Preisen der Dinge; die Benützung dieser Unkenntniß von Seiten der Verkäufer, und die Rückwirkung davon auf die Einheimischen, von welchen sie nun die willkürlich erhöhten Preise mit der Bedeutung erpochen, daß sie sie von den Franzosen (mit welchem allgemeinen Namen die niedern Klassen alle Fremde bezeichnen) zu erhalten wüßten.

Der leichte und große Erwerb in den letzten Jahren, der dadurch vermehrte Aufwand und die verminderte ver-

nünftigste Sparsamkeit, das ämsige Zurathehalten, was unsre Väter und Mütter übten, und einem Theil ihrer eleganter erzogenen und an mehreren Luxus gewöhnlichen Kinder und Enkel, nicht so gegeben ist. Auch das wissen die Verkäufer zu benutzen, und die vernünftigeren Haushälterinnen erfahren davon die Folge. — Auch ist es wahr, daß, wie es der ewige Cirkel der Dinge mit sich bringt, der Mittelstand und die niedern Klassen, durch eben diesen leichtern Erwerb und durch eben dieses Beispiel des Luxus gereizt, die höhern Stände verhältnißmäßig nachzuehmt haben, und auch sie sich jetzt mit einem: „es soll mir nicht drauf ankommen“ — den Genuß von Dingen gestatten, (oder wie sie's nennen, sich das zähmen) was sie vordem kaum von Hörensagen kannten. Da geschieht es denn, daß das bekannte Huhn des guten Heinrich IV., welches er am Sonntage so gern in den Töpfen seiner guten pariser petit bourgeois brodeln sah, im Topf des hamburgers petit bourgeois, nicht wie vordem an hohen Festtagen, sondern auch am

Sonntage und auch wohl einmal in der Woche, am Feuer brodelt; und doch ist dieses Huhn mit dem Kopf und dem Feuer jetzt noch ein, vielleicht zweimal so theuer, als es vordem war.

Der Miswachs im letzten Sommer, mit dem ihm vorangegangnen schweren Winter. — Dieser unglückliche Miswachs wirkt wenigstens für jetzt noch der Erfüllung von Hoffnungen wohlfeilerer Zeiten entgegen. Dem ausschweifenden Luxus ist durch die Kalamität unserer Börse im verflossnen Herbst, eine warnende und in manchen Stücken schon sichtbar wirkende Warnung gegeben. Für einen Theil der französischen Ausgewanderten scheinen sich die Aussichten in Frankreich zu heben; und schon dieser schwache Schein zieht mehrere den Gränzen des geliebten Vaterlandes näher. — Aber jene Landplage der Natur, größer als alle erkünstelte Theurung, täuscht noch alle Hoffnungen des Bürgers von bescheidenen Wünschen, mitlern und geringen Einkommen — und drückt die Klasse

der Armen unaussprechlich. — Heil unfret guten Armenanstalt, die viele Thränen dieser durch sie nun nicht mehr ganz Unglücklichen trockenet! — Die Preise des Fleisches, der Butter, der Gemüse aller Art, sind jetzt *) höher als jemals; und der im Preise sehr gesunkne Kaffee, Zucker und Taback, ist kein Surrogat für den Hunger.

Das Misverhältniß der Kaufs- und Miethpreise der Häuser und Wohnungen, war ebenfalls größtentheils eine Folge des Zuflusses der Fremden; aber auch eben so sehr eine Folge des Handlungsflors. Eine nicht unbedeutende Zahl der sich bei uns ansiedelnder auswärtiger Kaufleute, welche Häuser zu hohen Preisen kauften, größtentheils mietheten, und schwer dafür bezahlen mußten; — die vielen, durch die Leichtigkeit des Erwerbs und durch das Glück des Handels zu eignen Etablissements, an-

*) Im December 1799, bei der Revision dieses, im Herbst geschriebnen, Aufsatzes.

gelockten jungen Hamburger, die sich nicht mit Stockwerken für ihre Einrichtungen begnügten, und, um Waarenplatz zu haben, auch nicht immer begnügen konnten, sondern ganze Häuser bewohnen wollten; — die Verwandlung vieler vormaliger Wohngebäude in Speicher und in andre Logerhäuser, um die enorme Masse von zufließenden Waaren zu bergen, wozu, in Ermangelung des Platzes auf dem Lande, sogar Schiffe gebraucht, und selbst in Wuxtehude und Haaburg Räume gemiethet wurden; — denn wieder, die Verwandlung vieler, zu einer Menge einzelner Wohnungen für Familien der arbeitenden Klassen eingerichteten Gebäude, Wohnungen, (unter der Provinzialbenennung: Sälle bei uns bekannt) wovon oft 10 bis 20 unter einem Dache sind, zu Wohnhäusern für einzelne größte Familien, deswegen denn die bisherigen vielen Bewohner, der einen Familie Platz machen mußten. — Rechnen wir zu allen diesen Ursachen des Häusermangels und der Häuservertheuerung, noch die Spekulationen von Partikuliers, Häuser

zu kaufen, um durch die vereinzelte Vermietung der Zimmer und Waarenlager, selbst frei zu wohnen, und noch einen ansehnlichen Ueberschuß zu gewinnen. — Endlich, ist nicht zu läugnen, daß manche Hauseigenthümer mit den Miethserhöhungen einen Wucher getrieben haben, der in der That, in diesem Maße, mit der allgemeinen Theuerung und den hohen Preisen der Baumaterialien u. s. w. nicht gerechtfertigt, noch mit der mildernden Benennung: Benutzung der Konjunktur, den die merkantilische Philosophie diesem Wucher giebt, bemäntelt werden kann.

Dies ist eine konzentrirte Uebersicht der Ursachen, der hohen Kauf- und Miethspreise unsrer Wohnungen; eines Uebels, dem, durch die Anstrengungen des Staates und mehrerer Privatpersonen, die Zahl der Wohnungen durch Bebauung der in unsrer enggebaueten Stadt nicht überflüssigen leeren Plätze, für alle Stände, besonders aber für die niedern Klassen, noch nicht hat abgeholfen werden können, obgleich die Zahl

solcher neuen Häuser und einzelnen Familienwohnungen in der Stadt und vor den Thoren leicht auf mehrere tausend angeschlagen werden kann.

„Die Franzosen sind Schuld, daß es so theuer ist!“ — Das ist der Gesichtspunkt, aus welchem der bei weitem größte Theil unsrer niedern Klassen dieses Uebel ansieht, und das Wort der Behauptung, das ihnen unwiderleglich scheint. Unter dieser kollektiven Benennung verstehen sie die Ausgewanderten.

In dem letzten Jahrzehend des, unter Strömen von Blut und Thränen, schließenden Jahrhunderts, waren sie ein Gegenstand, bald des Hasses, bald des Mitleids. — Hier eine allgemeine Ansicht dieser Klasse der französischen Nation, in so fern sie Hamburg betrifft. Es ist eine von den düstern Partien dieses Gemäldes; aber deswegen doch von mehreren Seiten, die hier nicht alle dargestellt werden können,

nicht minder bemerkenswerth. Es ist in dem bisher entworfenen Gemälde zugleich der passendste Uebergang von dem eben behandelten Gegenstand, des Mangels, der Theuerung und folglich des allen Ständen fühlbaren Drucks, von welchen zu fröhlichen Ansichten überzuspringen, den Empfindungen des Menschenfreundes Hohn sprechen hiesse.

Aber nicht von seinen politischen Seiten wollen wir das Heer dieser Menschen betrachten, die „den Grenzen und süßen Fluren des Vaterlandes den Rücken wandten.“ — Nichts auch davon, welche Grenzen nach dem Ortverhältniß und nach der Verfassung Hamburgs, dieser zuströmenden Menge hätten gesetzt werden können und dürfen. Ohne daß ihnen hier eine Freistadt angeboten ward, gehörte Hamburg und seine Gegenden, zu einer Zeit, wo sie aus so vielen Ländern, wenigstens dem Schein nach, verjagt wurden, zu den wenigen, wo sie unter der Bedingung, sich ruhig zu verhalten, geduldet wurden; und

unsre freie republikanische Verfassung selbst, war eine, sie vor gewaltsamen Unfällen von Feinden, schützende Wehrde. Hochfabrende, nun verschwundene Herrscher Frankreichs, haben dafür die Regierung unsrer kleinen Republik bitter getadelt; es war der Vorwand zu manchen so unpolitischen als unedlen Bedrückungen. Immer aber bleibt die Lage eines Staates, — sey sie nun eine Folge seiner Kraft, oder seiner Schwäche, — in moralischer Hinsicht, beneidenswerth, wo, auf dem stürmischen Meer des Lebens Umhergeworfne, einen sichern Hafen finden, der sie vor dem Untergange schützt.

Zwar haben ihrer viele die genoßne Hösphitalität schlecht vergolten.
 Doch, hier nichts von einer, zu Hause einst vielleicht vornehmen, durch ihre Aufsführung im Auslande verächtlichen Menschenklasse; nichts von jenen schmutzigen Wässiggängern auf den Gassen, in den Schlupfwinkeln der Langenweile und des Lasters, von jenen Wässlingen in ihren

nächtlichen Spielgelagen, jenen Verbrechern, die der Justiz in die Hände fielen. — Wüßte es, gegen die nur zu gegründete Erfahrung, geleugnet werden können, daß seit dem Hausen dieser Schlechten bei uns, das Sittenverderben in unsern niedern, besonders in unsern dienenden Klassen zugenommen hat; der Leichtsinn, die Roheit und Verderbtheit unter einem Theil unsrer kaufmännischen Jugend, durch sie allgemeiner geworden ist, und man in französischen Spielsälen und bei ihren nächtlichen Baschanalen nicht auch manche verführte Deutsche sähe.

Aber mit diesen verderbten Menschen sollen die bessern Franzosen nicht verwechselt, keiner von ihnen soll durch den hier und in mehrern Stellen der Skizzen gedruckten unwilligen Tadel gekränkt werden. Sie selbst verachten tief diesen schlechten Haufen ihrer Landsleute, die den Namen der Franzosen schänden.

Last uns gestehen, daß die stille Resignation, womit dieser bessere Theil der

Ausgewanderten sein Schicksal trägt, den gewohnten Bequemlichkeiten entzagt, die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens sich durch Gewerbefleiß verschafft, ohne Haß, ohne übermüthige Erwartung, einer bessern Zukunft, die für viele vielleicht nie da erscheinen kann, wo sie es ersehnen, harret, und mit lieblichen Bildern der Hoffnung die Thränen der Einsamkeit trocknet, und den Blick in die Zukunft erheitert, — daß diese Resignation unsre Achtung und unsre Theilnahme verdient. Es liegt in dieser Ergebung unverkennbar ein Nationalzug des französischen Charakters, welcher Wirkungen erzeugt, die vielleicht einzig in ihrer Art sind, und in gleichen Lagen und Verhältnissen nicht das Erbtheil der Deutschen seyn würden. — Eigne Noth hat sie gelehrt gemacht; mit erfinderischer Industrie haben sie sich zu Gewerben und Handarbeiten gewendet, deren Produkte sie sonst nur zu genießen wußten, und jene kaum dem Namen nach kannten. Sind wir nüchternen Nordländer gleich dadurch mit manchen französischen Trivialitäten näher

bekannt geworden, die auch wir vordem kaum dem Namen nach kannten, so ist es doch auch wahr, daß wir die Befriedigung mancher Bedürfnisse in der Nähe haben, daß manche unsrer einheimischen kleinen Gewerke dadurch vervollkommenet, und zu mehr Eleganz und Zweckmäßigkeit ihrer Arbeiten geleitet wurden. Manche, von Allem entblößte Ausgewanderte, sind durch diese Industrie bis zu einem gewissen Grade von Wohlstand gelangt.

Aus Eitelkeit, Eigensinn und Unwissenheit, verkannte ein großer Theil der Franzosen vordem das Verdienst der Deutschen um die Kultur der Wissenschaften; mit der schimpfenden Benennung: le Nord, bezeichneten sie auch Deutschland, als eine für Wissenschaften und Künste unwirthbare Gegend, und nur einige minder übermüthige Gelehrte, gestanden uns in einzelnen Fächern Erfindungen und wissenschaftliche Fortschritte zu.

Einer von den in unsrer Gegend wohnenden Fremdlingen, ein Franzose von

Geist und reichen Kenntnissen, selbst der deutschen Sprache und Literatur, hat, durch richtige Würdigung und unparteiische Darstellung des Zustandes der deutschen Literatur, viele seiner darin noch ganz unwissenden Landsleute, hierüber belehrt, zugleich seine vertraute Bekanntschaft mit dem Innern der deutschen Gelehrtenrepublik bewiesen, und den Dank beider Nationen verdient. *)

Der Wechsel der Dinge zeigt sich selten von so auffallenden Seiten, als in den jetzigen Geschäften und Gewerben eines Theils dieser Ausgewanderten, von den

*) Es ist hier der Verfasser der, mit V.... (Villers) unterzeichneten trefflichen Aufsätze, Uebersetzungen Kants und Klopstocks u. s. w. in den letzten Jahrgängen des *Spectateur du Nord*, gemeint. Eine seiner letzten Abhandlungen, im Oktoberstück dieser Zeitschrift von 1799, unter der Rubrik: *Considerations sur l'état actuel de la littérature allemande, par un Français*, ist Beweis

vormaligen vornehmsten Klassen in Frankreich, womit sie ihren täglichen Unterhalt gewinnen. Nur wenige hatten aus den Trümmern ihres vormaligen Glücks so viel gerettet, um in unsern oder in holsteinischen Gegenden Grundstücke zu kaufen. — Die Rollen des bei weitem größern Theils ehemaliger Privilegirter und Bettelster, ist viel untergeordneter. — Ein französischer Bischof ist Mitinteressent in der Unternehmung einer Mehlfabrik in Ottenen; — deswegen aber nicht gerade ein Müller, wie ein wichtiger pariser Journalist den boßhaften Lachern mit dem Zusatz erzählt hat: daß in diesen Zeiten der Wunder, denn

des hier Gesagten. Vielleicht, daß mancher Deutsche darin Nachrichten und Bemerkungen, selbst über die Polizei und Oekonomie unsrer Gelehrtenrepublik, findet, die ihm neu und belehrend sind, und die dem Forschungsgeist dieses talentvollen, Ausländers um so mehr Ehre machen. Im Dezemberstück der *Minerva* ist die Abhandlung ins Deutsche übersetzt erschienen.

auch endlich das Sprichwort: l'évêque, devenue meunier, *) wahr geworden sey. In dieser Fabrik wird aus vielerlei Gemüse, Wurzel- und Kräuterarten sehr gutes Mehl, besonders zum Gebrauch auf Seereisen und auf Flotten, bereitet. — Ein anderer Bischof ist Unternehmer einer Lozgarberei nach der neuen Methode Seguin's. — Ein vormaliger Obergeneral lebt von Schriftstellerei, und übersetzt, zum Zeitvertreib, in seiner langen Muße, auch deutsche Werke; ein zweiter General ist Tapetenfabrikant; ein dritter treibt Papierhandel und diskontirt. — Ein Marquis mist Damen Schuh, au, und ist, en se mettant aux pieds des Dames, eben nicht weit aus seinem vormaligen Wirkungskreis geworfen. — Dagegen handelt ein Duc et Pair de France mit Lichtern, und Pfundeweise; ein anderer dieses Standes, färbt

*) „Der ein Müller gewordne Bischof.“ Ein Sprichwort, um zwei höchst kontrastirende Dinge, den weitesten Abstand von Personen und Geschäften untereinander, zu bezeichnen.

Band. — Der Sohn eines Gouverneur de Province, ist Restaurateur; zu eben diesem Geschäft hat sich ein Vicomte mit seinem vormaligen Koch associirt. — Der Erbe des großen Mannes Fenelon hält eine Landschenke. — Und nun, die vielort Fabrikanten von allerlei Gattung; die Kleinhändler in vielerlei Waaren; die Färbber, Seidenwäscher; die Sprach: Sings: Tanz: Fechtmeister; die Kaffeeschenken, die Eis: und Limonadenmacher. — Für die Skizzen zu einem Gemälde genügen diese einzelnen Züge; aber in der That ist der Gegenstand interessant und reichhaltig genug, um zu einer ausgeführten Darstellung des Glückswechsels der menschlichen Dinge zu dienen.

Um die dringendste Noth und das drückendste Elend der durch Alter und Krankheit zur Arbeit Unfähigen zu vermindern, vereinte sich 1797 eine Gesellschaft Hamburger und Altonaer, zur Stiftung einer Anstalt, aus welcher Arme unter den französischen und andern Refu-

giés, (wie sie sich in der Comte rendit über diese Anstalt nennen) mit einem Jahresfond von 9000 Mark unterstützt wurden. — Es war ein schöner Wettstreit der Wohlthätigkeit vieler, über den Gegenstand derselben vielleicht sehr verschieden denkender Männer. Praktisch ward von den humanen Stiftern und Erhaltern dieses guten Instituts, Voltair's schönes Wort des allumfassenden menschlichsten Mitleids: il est homme, et il est malheureux, *) empfunden und geübt.

Jede Tageszeit hat in einer großen, vornehmlich aber in einer arbeitsamen Handelsstadt, ihre eigne sub- und objektive Merkwürdigkeit. Das erfährt der, welcher nach Hamburg kommt, um Hamburg, das ist, das Wesen und Treiben der Handelsstadt zu beobachten; nicht, um Pal-

*) „Er ist ein Mensch — und unglücklich!“

Voltaire in *Merope*.

läste, (vielmehr Hausfacaden): Bibliotheken; (eigentlicher Bändetitel) Gallerien u. dgl. zu besuchen. Ein wißgieriger Reisender der letztern Art mag nur seinen Stab unzerweilt weiter sehen; denn er findet in den meisten Städten von einigem Range leicht seine Rechnung besser, als in dem, dem Aeußern nach, ziemlich finstern Hamburg, ohne Rang unter den glänzenden und schönen Städten, wie unter den selbstständigen Staaten.

In der Mittagsstunde, vor der sich seit Jahren immer mehr verspätenden Börsenszeit, machen die Kaffeehäuser in der Gegend der Börse eine Partie des Gemälses, wovon hier die Rede ist, aus, und gehören folglich gewissermaßen zu unsern Sehenswürdigkeiten. — , Aber auch hier kann nur die Fülle von Menschen, der verschiedne Charakter ihres mannigfachen Treibens, Gegenstand der Beobachtung seyn; denn Eleganz und Pracht, wie in italienischen und wienerischen Kaffeehäusern, sucht man in den unsrigen vergebens.

Uebrigens sind die hier geforderten Genüsse gut, und vorzügliche Spieler findet der Liebhaber des Billards. — Einige dieser Kaffeehäuser sind Geschäftshäuser, kleine Börsen zu nennen. Jedes hat sein eignes Publikum; und merkantilische Geschäftigkeit ist die eigentliche Tendenz dieser mittäglichen Zusammenkünfte. Das Resultat des Gesprächs der, hier und da in diesen Sälen zusammentretenden Geschäftsmänner, ist oft eine wichtige Angelegenheit zur Beförderung oder zur Sicherheit des Handels, ein abgeschlossnes bedeutendes Geschäft, eine gemeinschaftlich verabredete Spekulation, ein weltberechneter Kalkül. — Dort schließt sich ein anderer Circle, zu Gesprächen über politische Nachrichten des Auslandes, aus angekommenen Privatbriefen der Kaufleute, oder aus den englischen, holländischen, französischen, hamburgischen neuen Zeitungen geschöpft, oder über Vorfälle in der Waterstadt, und dergleichen. — Ueber alles aber dominiert hier das Interesse des Handels. — Man verläßt gegen zwei Uhr diese einzelnen Sammelplätze, um auf dem

einen großen, auf der Börse, sich zu stellen.

Auf der Börse; — diesem Mittelpunkt aller zusammenwirkender innern Thätigkeit des handelnden Staats; dem kaufmännischen Vereinigungsort hiesiger Geschäftsbetreiber, und der Repräsentanten der Kaufmannschaft der meisten handelnden Nationen, wo, möchte man sagen, das große Räderwerk des Handels, der die Wüter der Erde mit einander verkettet, aufgezo- gen, in Umschwung gesetzt und erhalten wird. — Dieser kleine Fleck ist in Ham- burg für den aufmerksamen Beobachter unstreitig das Sehenswürdigste; und man kann den ausländischen Fragern: was ist denn hier zu sehen? keine lokal passendere, und das Ganze unsrer Sehenswür- digkeiten mehr umfassende, Antwort geben, als: der Haven, am Frühmorgen; die Börse, in der Mittagestunde zwischen zwei und drei. — Geht euer Mann, — mag er nun ein richtiger Würdiger des

Handelsverkehrs und Kenner der Wichtigkeit des hamburgischen Handelsplatzes, oder hierin ein Neuling, oder selbst ein kurz-sichtiger, grämlicher Zweifler seyn, der diese Börsengesellschaft vieler Tausende bloß für eine Bühne ansieht, worauf nichts als kleinlicher Egoismus, Habsucht und Wucher, Haupt- und Nebenrollen spielen, und in der That, es giebt dergleichen milz-süchtige Reisende, die so schief raisonniren — geht, sage ich, euer Mann leer, unbefriedigt von der Börsenansicht weg, so wünscht ihm eine glückliche Weiterreise nach der pariser Oper, oder zu dem *oeil de boeuf* *) einer königlichen Residenz.

Dieses wogende Gedränge, auf der, für die jetzige Handelsfrequenz viel zu engen, Börse, dieser stete Wechsel von Auf- und Abtreten des Betriebes, der Emsigkeit, der Debatten über merkantilische Materien, der

*) Der bekannte Saal in dem Schloß zu Versailles, wo die Könige von Frankreich ihr *grand lever* hielten.

Berechnungen, des Austausches von Waaren — in den einzelnen Gruppen. Die Physiognomie des Ganzen; die Heterkeit auf allen Gesichtern, bei ankommenden, für den Handelsstaat günstigen Nachrichten, die Bestärzung beim Gegentheil, und selbst bei widrigen politischen Ereignissen im Auslande, die auf das Ganze nachtheilig wirken können; die bange Sorge bei den augenblicklichen, Stillstand der großen Handelsmaschine drohenden, Gefahren; die Niedergeschlagenheit bei Kalamitäten im Innern des Kaufmannsstandes, wodurch die Bande des öffentlichen Credits geschwächt, die vielfachen äußern und innern Verhältnisse beeinträchtigt, gestört werden. —

Bei der unglücklichen Handelskrisis im letzten Sommer Doch das ist ein zu wichtiger Gegenstand für das Lokale von Hamburg, als daß die Leser und der Verfasser dieser (künftig fortzusetzenden) Skizzen, sich mit solchen allgemeinen Umrissen, als wie diese Darstel-

lungen liefern, in dieser Sache begnügen könnten. —

Viele auswärtige Leser haben den Herausgeber und die Mitarbeiter des hanseatischen Magazins, zur Mittheilung einer Entwicklung dieses Gegenstandes aufgefordert. — Hier folgt eine konzentriert praktische, sich bloß auf erläuternde Thatsachen beschränkende, Darstellung jener, für Hamburg auf immer traurig denkwürdigen Epoche, aus der Feder einsichtsvoller Kaufleute. — —

II.

Versuch einer Darstellung der Handlungskrisis in Hamburg, im Herbst 1799.

Die Handlungskrisis, — ich weiß sonst nicht, wie ich sie nennen soll, — welche Hamburg neulich erlebte, hat ohne Zweifel auswärts große Aufmerksamkeit und eine natürliche Sensation erweckt, da es hier bei uns fast schwer ward, bei der anscheinend allgemeinen Zerrüttung das Besinnen zu erhalten. Ich will versuchen, hier eine nähere Darstellung davon zu geben.*)

*) Daß dieser Aufsatz durchaus die kaufmännische Sprache redet, bedarf wohl keiner Entschuldigung; da er ein kaufmännisches Ereigniß erzählt.

In den letztern Jahren war, minder oder mehr, fast alles Gewinn, was nur unternommen ward. Hamburg war vorzüglich eine Niederlage fast alles europäischen Handels, da sogar Holland sich unsers Platzes bediente, und Portugal, Spanien, Frankreich, England und Nordamerika denselben zu ihrem Marktplatz machten. Dies machte viel neue Häuser von Ausländern und jetzt erst Etablierten entstehen, und auch einige minder alte Häuser wurden in dem Strom der Geschäfte und der großen Unternehmungen mit fortgerissen. Daß bei diesem ungeheuren, für die Kräfte mancher Häuser fast zu großem Gewerbe, der Mittelklasse viel Verdienst, also viel Wohlhabenheit, und die Lust, sich derselben zu erfreuen, zu Theil ward, daß, allgemeiner noch, Luxus, — bei gar zu frühem Wunsch nach Genuß, und bei Fehlsrechnung in den Plänen für die Zukunft, wo man sich zur Ruhe setzen wollte, als man kaum angefangen hatte, thätig zu seyn, — daß, sage ich, bei dem allen der Luxus überhand nahm; wer mag dies leug-

nen? Aber wenn ich gleich den Aufwand Einzelner gar nicht billige, so war dennoch diese Krisis immer mehr durch Verschwendung herbei geführt. Denn diese Periode des Verdienstes und des Luxus war zu kurz, als daß etliche Tausende mehr in der Haushaltung, bei bedeutendem Erwerbe, auf das Ganze der Häuser in der That großen Einfluß hätten haben, oder wirklich schaden können. Wäre auch der Aufwand sehr beschränkt gewesen, die Krisis wäre nicht weniger erfolgt. Nur in so fern hat er geschadet, als man mehr und besser genießen, bald, sehr bald von den Früchten seines Fleißes leben, und deswegen mehr verdienen wollte.

Der Hang zu Unternehmungen hatte Alles über die Möglichkeit einer Stockung während des Krieges, verblindet, in einem Zeitraume, wo fast alles Gewinn gab; oder man hatte wohl kaum nur an Stockung gedacht. Und selbst, welcher erfahrene Kaufmann hätte sich auch einen so großen und allgemeinen Fall so vieler Waaren, als

Zucker, Kaffee, Baumwolle, Toback u. s. w. nur als möglich, vielweniger es als wahrscheinlich denken können, daß z. E. roher Zucker, der zu 24, 25 Groot Cours hatte, auf 8 Groot und tiefer fallen könnte. Dies sey vorläufig gesagt.

Zuerst gründeten sich diese Unternehmungen auf die zerstörende Revolution in Domingo, woraus Mangel an den, wenn gleich nicht nothwendigen, doch unentbehrlich gewordenen Artikeln, Kaffee und Zucker, sonderlich dem letztern, entstand, und noch mehr befürchtet ward. Hohe Frachten und Affekuranzprämien, vorzüglich aber der Aufenthalt der durch die Kaper aufgebrachtten Schiffe, wovon in Frankreich und England noch verschiedene Ladungen seit einigen Jahren liegen, vermehrten diesen Mangel und steigerten die Preise. Und überdies war Hamburg durch Verhältnisse des Krieges, der große Marktplatz worden. Dadurch ward der bedeutende Abzug nach Plätzen veranlaßt, welche nie von hier gezogen hatten, und eben so natürlich die

immer höher und höher getriebene Steigerung der Preise. Diese erreichten den höchsten Gipfel, als England die holländischen Seehäfen für blockirt erklärte, und die Holländer ihre Bedürfnisse über die sogenannten Watten kommen lassen mußten. Nicht nur entboten die Holländer Waaren für eigene Rechnung, sondern noch weit mehr ward für hiesige Rechnung dahin gesandt. Eine Spekulation, die viel reizendes hatte, indem die jungen Kaufleute dadurch Gelegenheit erhielten, $\frac{2}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ des Werths sogleich in baarem Gelde zum voraus durch Tratten zu bekommen, und mit diesem baarem Gelde neue Unternehmungen zu machen. Die vielen hingefandten Waaren und der geringe Absatz in Amsterdam verursachten es, daß die Waaren entweder unverkauft blieben, oder nur mit ansehnlichem Verluste zu Gelde gemacht werden konnten.

Die zu viel vorgeschossnen Gelder wurden durch Retratten zurück entnommen, und eben diese Verluste nebst der verlangten

Zurückzahlung, veranlaßten einige, hier zuerst schon im August vorigen Jahrs ausgebrochene, Fallissements, welche als die Vorläufer der nachherigen mehrern anzusehen sind.

Durch den starken Absatz aufgefordert, hatte die Handlung neue Wege gesucht, um west- und ostindische Waaren zu Märkte zu bringen. Dieses gab zu Unternehmungen nach den westindischen Inseln, z. E. nach Havannah u. s. w. und nach Ostindien, Anlaß, welche hier sonst nicht gewöhnlich waren. Auch die dahin gesandten Waaren, Leinwand u. dgl. gaben ansehnlichen Gewinn, der sich aber durch Ueberhäufung bald in großen Verlust auflösete. Und durch diese anfängliche Einladung mehrten sich jene Unternehmungen, die uns Waaren aller Art in Menge, sonderlich rohen Zucker, brachten.

Nach den Einfuhrlisten sind im Jahre 1799 in Hamburg an rohem Zucker angekommen:

von England und Amerika

37907 Kässer, circa 38,000,000 Pfund;

von Ostindien

50220 Säcke, circa 8,000,000 „

von Havannah direkte und

über Amerika

95038 Kisten, circa 34,000,000 „

von Portugal

24807 Kisten, circa 36,000,000 „

116,000,000 Pfund.

Etwa ein Kapital von 60 bis 70 Millionen Mark Banco nach den Einkaufspreisen, — Fracht, Affekuranz und hiesige Unkosten mitgerechnet; und es wäre, sonderlich von England und Portugal, noch mehr gekommen, wenn nicht schon im Juni Mangel an Abzug; und also Sinken der Preise, sich hätte fühlen lassen. Die außerordentlich hohen Preise hatten allgemein, so wie in Cuba, welches sonst überhaupt nicht so viel jährlich lieferte, die Zuckerpflanzungen sehr vermehrt. Durch die Einfuhr aber wird es vollends erweislich, daß der Verlust von Domingo vielfach ersetzt war.

Dennoch mehrte sich die Lust zu neuen, immer noch Gewinn gebenden, weit aussehenden Unternehmungen. Wie mancher mag sich wohl gesagt haben: du hast im letzten Jahre diese Summe gewonnen; mache du dreimal größere Unternehmungen, damit du dreimal mehr gewinnest! Und diese Unternehmungen mislangten nicht. Der Marktplatz war fast überführt, und doch gaben die Waaren noch Profit, wenn auch nicht mehr so bedeutend als vorhin.

Aber nun kam der Augenblick der Stockung! Wer sollte glauben, daß diese größtentheils durch die Jahreszeit veranlaßt ward, und den Grund zu der nachherigen wirklich schrecklichen Krisis legte. Ich sage größtentheils, denn ausstreitig trugen die neuen Handlungshverrungen, die Hinderung der Fahrt über die Batten, die Nichtzulassung dänischer und hamburgischer Schiffe in die russischen Häven, und die große Menge der fast von allen Welttheilen hierher gebrachten Waaren, ungemein dazu bei. Diese Waaren hatten sich so sehr anges

häuft, daß es an Platz fehlte, sie zu lagern. Die Miethen der Packhäuser war nicht nur vier bis fünffach gestiegen, sondern es mangelte so ganz daran, daß man in Altona, Haarbürg, Buxtehude, ja selbst in leeren Schiffen im Haven Lager errichtete, um die Waaren nur unterzubringen. — Doch, zunächst war es der strenge Winter, welcher sich früh einstellte, und unerhört lange dauerte. Die Zahl der ankommenden Schiffe mehrte sich an der Mündung der Elbe, und häufte eine ungeheure Menge Waaren zusammen, welche im April fast auf einmal an die Stadt kam, und nicht Hände genug fand, sie auszuladen; so daß vieles erst fünf bis sechs Wochen nachher ans Land gebracht werden konnte. Die Menge dieser Waaren selbst, die Beschädigung derselben durch die lange Seereise und den langen Aufenthalt im Schiffe, mußte schon auf die Preise wirken, und da die Beschädigung der Assurance zur Last fiel, so gab dies forcirte Verkaufungen zu allen Preisen und in großer Menge. Nie ist es wohl gesehen wor-

den, daß einige Wochen hindurch an jedem Tage mehr als eine, und oft drei bis vier Auktionen, bloß vom Zucker, gehalten sind, wodurch denn vollends die Preise herunter stürzten. Ohne Zweifel würden die außerordentlich hohen Preise auch ohne das, durch den vom Winter verursachten Aufenthalt der Waaren, gewichen seyn. Denn auch die durch Kriegsläufe bis dahin verhinderte Ankunft der Zufuhr einer zweijährigen Zuckererndte von Brasilien, mußte schon die Menge der Zucker sehr vermehren, da doch der Absatz davon im Allgemeinen durch die außerordentlich hohen Preise nothwendig abnehmen mußte; aber das Sinken derselben wäre gewiß nicht so plötzlich und minder heftig erfolgt.

Während nun diese Waaren wider Willen unten an der Elbe hatten ruhen müssen, so war gleichwohl zu den hohen Einkaufspreisen der Werth ganz, oder für fremde Rechnung, wenn die Waaren Auswärtigen gehörten, $\frac{2}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ dieses Werths auf die hiesigen Empfänger gezogen, von

ihnen angenommen und bezahlt. Die zurückgehaltenen Waaren hatten nicht zu Gelde gemacht werden, und den Belauf der Wechsel ganz oder zum Theil hergeben können. Die Expeditionen nach Ost- und Westindien, um Retouren zu haben, und das zurückgehaltene Kapital der vielen aufgebrauchten Schiffe, hatten die Kasse der Unternehmer geschwächt. Allen diesen Abgang der Kasse mußte also eine Wechselcirculation ersetzen, welche gleichwohl zum größten Theil vom Wechselschwandel, im eigentlichen Sinne dieser Benennung, sehr entfernt war. Und diese Wechselcirculation gab, als ein bekanntes Haus in London brach, die nächste Veranlassung zu der nachher erfolgten allgemeinen Stockung der Geschäfte.

Uebrigens war Hamburg seit einigen Jahren fast der allgemeine Zahlungsort von ganz Europa geworden. Die meisten, nach England gehenden, russischen und ostsee'schen Produkte werden durch Wechsel auf Hamburg bezahlt, wogegen von Hamburg der Belauf wieder auf London einge-

zogen wird; und fast alle Zahlungen von und nach ganz Deutschland, Schweden und Dänemark, ja nach Italien, Spanien und Frankreich werden in Hamburg angewiesen.

Der große Getreidemangel in England gab zu außerordentlichen Anweisungen auf Hamburg Gelegenheit. Von daher konnte nicht, wie sonst geschah, mit Baaren, wovon hier Ueberfluß war, bezahlt, noch weniger auf London gezogen werden, weil weniger Wechsel auf London gesucht wurden. Also mußten die Häuser, welche kein großes Kapital entbehren konnten, ihre für englische Rechnung gezogenen Wechsel so lange unbezahlt lassen, bis von England Verfügung dazu gemacht wurde. Und mit mehreren Plätzen hatte es eine fast ähnliche Bewandniß.

In den Anstalten, die England und andere Plätze trafen, liegt der höchste Beweis, daß diese Wechselcirculation sehr reel war. Von England mögen vielleicht 10 bis 12 Millionen Mark Banco, und in

allem, Dänemark, Holland und Deutsch-
 land mit einbegriffen, gewis 20 Millionen
 Mark an Gold und Silber hieher geschickt
 seyn; — wahrlich, nicht um uns zu Hülfe
 zu kommen, sondern, um ihre eigenen Ver-
 bindlichkeiten zu erfüllen, und nicht durch
 Recambio und dergleichen die Schuld zu
 vergrößern. — Daß England jetzt, Subsidi-
 dien mitgerechnet, mehr an das Ausland
 zu bezahlen, als Waaren statt dessen zu
 geben hat, beweiset der unerhört niedrige
 Wechselcours auf London. Das Gold, hier
 nach Dukaten zu 6 Mark Banco gerechnet,
 giebt den Paricours der Guineen gegen
 hamburger Banco 34 Schillinge 4 bis 5
 Groot Flämisch für 1 Pfund Sterling, und
 der Cours ist 30 Schillinge. Also würde
 auch ohne diese Fallissements der Cours
 auf London gesunken seyn, da England
 größere Zahlungen zu leisten, als zu for-
 dern hat.

Diese auf Hamburg für fremde Rech-
 nung gezogenen Wechsel sind es, welche
 die Summen in den Designationen der

gr Bd. F

fallirten Häuser vergrößern. Mehrentheils sind sie durch die Abgeber wieder eingelöst worden, und fallen also weg. Theils aber fallen sie durch die auswärts auch fallirten Abgeber nicht so schädlich für diejenigen aus, welche sie in Händen behielten, und welche also Kreditores blieben. Denn da hier in Hamburg Trassent, Akzeptant und Indossenten, zwar nur Akkords- oder Theilweise, doch immer von dem vollen Belauf der Summe darauf zahlen müssen, so wird am Ende gar nichts oder unbedeutend daran verloren.

3. E. der Wechsel sey, welche Summe er wolle: 10000 Mark

		<u>10000</u>
A	gibt von 10000 Mark	
	per accord 40 pro Cent	- 4000 Mark
B	von derselben Summe	
	per acc. 30 prCt	- 3000 "
C	von derselben Summe	
	per acc. 20 prCt	- 2000 "
D	von derselben Summe	
	per acc. 10 prCt	- 1000 "

so ist der Wechsel bezahlt.

Ueberdies wird die große Designationssumme dadurch noch weniger bedeutend, daß auf der einen Designation diejenigen Wechsel vorkommen, welche in den Händen eines andern hier fallirten Hauses zur Deckung einer durch letzteres geleisteten neuen Akzeption liegen, folglich nicht für die doppelte Summe angesehen werden können. —

Nun erschien der für Hamburg so sehr merkwürdige unvergeßliche Zeitpunkt. Manchem hat er das Innere seines Zustandes bitter genug aufgedeckt. Allen hat er eine starke Denksäule der Warnung aufgestellt. — Der Warnung! — ganz hauptsächlich, jungen Männern, welche in dem Wunsche nach einem Etablissement, und in den Mitteln es zu gründen und zu befestigen, nicht die so nöthige Vorsicht anzuwenden, sondern sich durch blendende Umstände leiten lassen. — Und für das Allgemeine giebt er eine Darstellung an die Hand, welche wohl verdient, etwas näher auseinander gesetzt zu werden.

Im ganzen Laufe des Jahrs 1799 sind in Hamburg Ein hundert sechs und dreißig Fallissements ausgebrochen. Unter diesen sind einige, denen in andern Handelsplätzen das beneficium cessionis bonorum nicht gestattet wird, Handwerker, Gastwirth, Fuhrleute und dergl. Aber dennoch bleibt jene Zahl immer auffallend groß. Die ersten dreißig und etliche, bis Ende Juli, gehören jedoch nicht ganz unmittelbar zu der Krisis, wovon die Rede ist, wenn gleich einige derselben durch die in Holland schon damals erfolgte Waarenstockung gefallen sind.

Die Totalsumme aller dieser Fallissements ist etwas mehr als Sechs und dreißig Millionen Mark, nach den öffentlich bekannt gewordenen Designationen. Aber, wie auffallend auch diese Behauptung scheinen mögte, so fällt es doch nicht schwer, diese große Summe auf ein Viertel, — ich sage Ein Viertel — ihres Belaufs herabzusehen.

Die Designationen enthalten nemlich zweierlei Anzeigen, welche nicht zu übersehen sind: 1. „Haben Unterpfind, haben Waarenlager“ und so weiter. 2. „Laufende Wechsel, laufende unbedeckte Wechsel, Wechsel für fremde Rechnung“ u. s. w. Gene, welche Unterpfind haben, sollten bei häufig gesagt, in der Reihe der Gläubiger nicht einmal genannt, ihre Forderung als Schuld nicht einmal aufgeführt seyn; sie sollten beim Zusammentritt der Gläubiger nicht einmal stimmen können, bis sie nach Realisirung des Pfandes daraus nicht so viel gelöst hätten, als Ihre Forderung beträgt, da sie bis dahin nicht eigentlich Gläubiger sind. Es braucht hier ja wohl nicht gesagt zu werden, daß unsre Admiralität, unsre Affekuranzkompagnien in solchen Fällen keinem auf Kredit, sondern ihm nur auf hinreichendes Pfand vorschießen, und auf diese Art zu Hülfe kommen, alsdann aber, wenn er es nicht einlöst, sich aus dem Pfande bezahlt machen soll, welches auch mit jedem Privatmanne der Fall ist.

„Laufende Wechsel; unbedeckte Wechsel, Wechsel für fremde Rechnung,“ sind diejenigen, deren oben erwähnt ist. Der Insolvent, er sey Akzeptant oder Aussteller des Wechsels, muß dessen Summe als seine Schuld angeben, weil er dafür haftet. Sobald aber der Trassent oder ein anderer der Wechselverbundenen seine Verbindlichkeit erfüllen kann und erfüllt, so fallen diese Summen als Schuld des Insolventen weg. — Einige notorische Fälle werden dies erläutern. Als ein bekanntes jüdisches Wechselhaus im letzten Oktober seine Zahlungen einstellte, belief die Summe der Wechselengagements und übrigen Passivschulden am Tage der Suspension, sich nicht auf 30 bis 40 Millionen Mark, wie man wohl gesagt, geschrieben und gedruckt hat, sondern nur ungefähr auf 6 Millionen. Und bis zum vergangenen letzten Dezember ist diese Summe auf Verfügung derer, für deren Rechnung trassirt worden, bis auf circa 1,200,000 Mark verringert, worunter auch jetzt noch viele Posten sind, welche kompensirt werden dürften.

Unter den bekannten Designationen hat
Nr. 61 eine Totalsumme von 500000 Mk.
Laufende Wechsel 420000 Mk.

Unterpfund und

Waaren circa	35000	•
	<u> </u>	455000 =

so ist eine Schuld darauf von 450000 Mk.

Die Designation Nr. 89

hat Total	1037700	Mk.
nur die laufenden Wechsel sind	<u>900000</u>	•

so bleibt noch 137700 Mk.
worunter allerdings die von diesem Hause
geführten Versicherungsgeschäfte nicht gehören,
welche aber ohne Zweifel größtentheils durch
die diesem Hause auch zuständige bedeutende
Schiffshederei gedeckt seyn werden.

Ferner hat Nr. 111 ein

Total von	1024000	Mk.
Laufende unbedeckte Wechsel	<u>844000</u>	•

so bleibt noch circa 180000 Mk.
Und diese laufenden Wechsel sind, wie oben
erwähnt ist, alle oder zum größten Theil
gewiß jetzt eingelöst.

Gleichwohl konnte es nicht fehlen, daß nicht die plötzliche Stockung so vieler Häuser einen tiefen Schrecken über unsern Platz verbreitet hätte. Viele verfallene Wechsel wurden nicht bezahlt. Also konnten auch nur wenige die auf sie gezogenen Wechsel annehmen, weil sie nicht sicher waren, ob und wie sie zur Verfallzeit durch diejenigen, für deren Rechnung sie bezogen waren, die nöthigen Gelder erhalten würden. Dies erzeugte natürlicherweise Mißtrauen. Viele behielten ihr Geld zurück, um auf alle Fälle bereit zu seyn, ihre eigenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Andere ließen bloß aus Mißtrauen ihr Geld unbenutzt.

Daß bei dieser beunruhigenden Lage der Dinge, ein allgemeiner lauter Wunsch nach schleuniger Hülfe entstand, daß dieser Wunsch manche und mancherlei, immer wohlgemeinte, Vorschläge hervorbrachte, dieß lag in der Natur der Sache und in dem Drange der Umstände. Ich will hier keines dieser Vorschläge erwähnen, deren einige, wenn sie ausgeführt wären, die Noth

des Tages eher vermehrt, als vermindert haben würden. Aber der redliche Wunsch zu helfen, liegt dennoch darin unwidersprechlich zu Tage.

Statt derselben suchte die Kommerzdeputation bei dem Senat um eine Belehnung von zwei Millionen nach, welche auch auf gewöhnliche Art, auf unverderbliche Waaren, nach einem gewissen Regulatif und auf bestimmte Zeit, durch Vereinigung des Banco- und Admiralitätskollegit unter Beistimmung des Ehrbaren Kaufmanns (so werden die in allgemeinen Handlungsangelegenheiten auf dem Börsensaale in corpore versammelte Kaufleute genannt) sogleich bewilligt ward.

Eine Gesellschaft der angesehensten Häuser, trat zu einer persönlichen Garantie von sechs Millionen zusammen, und errichtete eine Darlehnskompagnie, welche eben so auf unverderbliche Waaren nach einem ähnlichen Regulatif und auf bestimmte Zeit, Solawechsel mit ihrer Unterschrift gab,

unter deren Kredit diese Wechsel um so mehr gern und zu niedriger Zinse genommen wurden, da andres sichres Papier selten war, und fast ganz fehlte. — Eine andre Gesellschaft errichtete sich durch hergeschossene Gelder unter dem Namen einer Diskontokasse, welche Wechsel diskontirt. Die Affekuranzkompagnien haben auch auf gleiche Art ihre freistehenden Gelder angewandt; — und so wurden die nächsten Folgen dieser Grunderschütterung abgewehrt; bis bald nachher die Engländer und andre Auwärtinge zur Erfüllung ihrer eignen Verbindlichkeiten mit Baarschaften herbeieilten, welche, wie schon oben erwähnt ist, in allem auf etwa 20 Millionen Mark anzuschlagen sind.

Aus dieser Angabe glenge, in Beziehung auf die Totalsumme der Designationen, schon ein bestätigendes Resultat hervor. Aber man darf sogar noch mehr wagen, und es als höchst wahrscheinlich annehmen, daß der eigentliche Verlust kaum $4\frac{1}{2}$ Millionen beträgt. — Es ist nemlich

vorhin aus Gründen zu Tage gelegt, daß die, 36 Millionen betragende, Totalsumme der Designationen, nur auf das Viertel, auf Neun Millionen angenommen werden dürfe, weil in den Designationen 1. die Gläubiger, welche Unterpfaud oder Waarenlager haben, und 2. die für fremde Rechnung laufenden Wechsel mit aufgeführt sind, und diese größtentheils wegfallen. Da nun in Hamburg aus jeder Masse der Wechselverbundenen, deren gewöhnlich mehrere sind, von der ganzen Summe des Wechsels der Akford bezahlt wird, so entsteht daraus, wie gesagt, die höchste Wahrscheinlichkeit, daß zuletzt, wenn alle Akford bezahlt seyn werden, von den letzt erwähnten Neun Millionen kaum die Hälfte verloren geht. Dagegen mügte der Verlust, welchen die Kaufleute Hamburgs im Auslande, England und so weiter, leiden, gewiß nicht unbeträchtlich seyn.

Es versteht sich von selbst, daß von dem Verlust auf Baaren hier nicht die Rede ist. Dieser Verlust, sowohl für

hiesige als auswärtige Rechnung, wird leider! eine ungleich größere Summe betragen, und wird noch viel Verwirrung und Zerrüttung im Auslande anrichten. — Hieran aber hat der hamburgische Kaufmann, in Rücksicht auf den auswärtigen, keine Schuld. Der auswärtige wie der hiesige, hat gewinnen wollen, wie vorher geschah. — Wer wagt, der gewinnt, — aber er verliert auch, und so hat sich denn jeder das Schickjal seiner eignen Handlungen selbst zu verdanken.

Geschrieben den 10ten Januar, 1300.

III.

Etwas über die Stecknißfahrt, und über deren in den Jahren 1660 bis 1669 zu Lübeck projektirte Verbesserung.

Der kleine Fluß, welcher unweit Lübeck, bei dem Dorfe Genien, von der Trave bis zu dem das Städtchen Mülln umgebenden See sich erstreckt, dann den Namen der Deldenau, oder des Grabens, führt, und sich bei Lauenburg in die Elbe ergießt, *) oder die Stecknitz, hat die

*) Man sehe die Charten von Hollstein und Lauenburg. Die speziellste Charta ist die über das sogenannte Land Sadelbende, welche bei Gelegenheit der Müllnischen Vertinenzstreitigkeiten zwischen Lauenburg und Lübeck, heraußkam.

Merkwürdigkeit, daß er aus der Ostsee in die Nordsee, durch die Trave und Elbe, welche er auf eben beschriebne Weise vereinigt, einen Uebergang bildet. Die Wichtigkeit dieser Vereinigung, und der schiffbare Weg, der dadurch den Schwesterstädten Hamburg und Lübeck eröffnet — oder eigentlich, bei seiner bisherigen Unvollkommenheit, nur vorgezeichnet — wird, verdient allerdings, besonders auch für die Leser des haufeatischen Magazins einige Aufmerksamkeit, und es darf sich dabei folgendes Etwas über den jetzigen Gebrauch dieses Weges, und über einige ihn betreffende Thatsachen aus frühern Zeiten, nicht ungünstige Aufnahme versprechen.

Die Fahrt aus der Stecknitz in die Elbe wurde, vorzüglich in den Jahren 1391 bis 1398, durch die Einrichtung des von dem Müllner See in die Elbe führenden Kanals, die Delvenau, möglich gemacht. Die Lübecker, die damals schon das Städtchen Mülln, nebst dessen Pertinenzien, besaßen, unternahmen diese Ein-

richtung, und schlossen darüber mit dem Herzoge zu Lauenburg Verträge, wodurch sie ihm einen Zoll in letzterer Stadt zugestanden, und dagegen die ausschließende Benutzung der Fahrt erhielten. Gewöhnlich begreift man den ganzen Weg, mit Inbegriff jenes Kanals, unter dem Namen der Stecknitz. Wegen des ungleichen Falls, den das Wasser durch die verschiedenen Höhen herauf und herunter hat, sind Schleusen angebracht, deren Behandlung den dazu angestellten Schleusenmeistern, die von den kleinen Gebühren, auch von der Arbeit bei den Böden, und zum Theil von einigem Gehalte leben, wobei sie zugleich etwas Acker und die Krugwirthschaft haben, anvertraut ist. Die Schleusen erfordern viele Unterhaltungskosten, weswegen jährlich von den in Lübeck dazu verordneten Rathspersonen und Bürgern die Schleusenfahrt unternommen wird. Von hier bis Mülln werden sie durch Lübeck allein, von Mülln bis Lauenburg aber durch Lübeck und Lauenburg gemeinschaftlich unterhalten. Die Fahrt auf der Stecknitz betreibt das hiesige

Amt der Steckalfahrer ausschließlich bis
 Lauenburg. Ihre Zahl besteht jetzt aus
 29, und kann nur durch ihre Eöhne, oder
 durch solche, die eines Amtsbruders Witt-
 we heirathen, vermehrt werden, daher sie
 fast alle nur einige wenige Familiennamen
 tragen. Sie wohnen in Lübeck, sämmtlich
 in einer Gegend an dem Travenufer, und
 bilden dadurch gleichsam eine besondre Na-
 tion. Es ist bemerkenswerth, daß man
 mehrere besonders große und starke Leute
 unter ihnen findet. Gewöhnlich nehmen
 sie Weiber und Kinder mit auf die Reise,
 die ihnen bei dem beschwerlichen Transporte
 so viel behülflich sind, als Kräfte und Alter
 es vermögen. Keiner von ihnen fährt un-
 ter drei, mehrere aber führen vier soge-
 nannte Stecknitschiffe; deren jetzt 99 sind.
 Diese Fahrzeuge, oder Barken, sind unbes-
 deckt, einige 60 Fuß lang, in der Mitte
 gegen 12 Fuß breit, und tragen etwa
 7 Lasten, welche Fracht sie nach der Ordo-
 nung nicht überschreiten dürfen, jedoch meis-
 tentheils beträchtlich eröhhen. Die Fahr-
 zeuge reichen ungefähr drei bis vier Fuß

tief, und haben sämmtlich einen Stempel, (oder sogenannten Pegel) über den das Wasser nie steigen darf, damit Kanal und Schleusen nicht verdorben werden. Die Uebertreter dieser Ordnung werden bei dem Zollen in Lauenburg, und bei dem hiesigen Amte, gestraft. Die Barken werden hier gebaut, und gehören größtentheils den sogenannten Salzführern eigenthümlich. Doch steht es auch Andern frei, Stecknitzschiffe zu halten. Die Salzführer, hiesige Kaufleute, deren jetzt zwölf an der Zahl sind, die eine eigene Innung ausmachen, und vom Handel mit dem lüneburger Salze den Namen tragen, auch unter der Bespannung des Salzkontoirs bekannt sind, überlassen, so wie auch andre Eigenthümer, die ihnen gehörigen Barken den Stecknitzfahrern, welche übrigens alles dazu gehörige, als Segel, Tauwerk, und sämtliche Werkzeuge selbst anschaffen müssen, aber keine eigenthümliche Wöte halten dürfen. Sie nehmen die Fracht ein, und entrichten solche den Eigenthümern; suchen dagegen ihren eignen Vortheil, vorzüglich

in der Ueberfracht, und in Rückfrachten. Die Ueberfracht soll, nach einer Verord-
nung von 1732, auf drei Schiffen höch-
stens nur zwei Lasten betragen. Nach urs-
prünglicher Ordnung dürfen sie nur bis
Lauenburg fahren; inzwischen ist ihnen
durch Verträge erlaubt, insbesondere nasse
und zerbrechliche Waaren auch auf der
Elbe bis nach Hamburg zu bringen, damit
diese nicht durch das Umpacken leiden.
Sie fahren daher mit allerlei Waaren, nicht
bloß nach Lauenburg, sondern auch oft nach
Hamburg, und von dort zurück, und sollen
zuweilen sogar bis Altona und Haaburg
kommen. Von Lüneburg holen sie fast be-
ständig Salz. Uebrigens giebt es zu Lau-
enburg dortige und hamburgische sogenannte
Eberfahrer, welche zum Theil die Waar-
en aus den läbeckischen Stecknitzschiffen in
die Eber, die viel größer sind, entgegen-
nehmen. Von Hamburg bringen die Steck-
nitzfahrer vorzüglich Wein, Branntwein,
Eisenwaaren, rohe Zucker, Glas, Zucker-
köpfe und dergleichen, so wie von Lauen-
burg das in Lübeck sehr beliebte gemeine

Steingut. Wenn sie keine Waaren eingenommen haben, so laden sie unterwegs das Brennholz, welches von den Bauern der nahegelegnen Dörfer an den Ufern der Stecknitz, besonders an den Schleusenplätzen, aufgestapelt wird. Sie verlaufen es in Lübeck für ihre eigne Rechnung. Ein Stecknitzschiff faßt ungefähr 12 Faden Holz.

Die Fahrt auf der Stecknitz ist äußerst beschwerlich. Gewöhnlich sind drei oder vier Schiffe, die von einem Amtsbreder geführt werden, an einander gekoppelt; nur die Schleusen, bei deren Gebrauche große Aufmerksamkeit erfordert wird, trennen sie. Das Fortbewegen geschieht durch Schieben und Ziehen, wozu die Stecknitzfahrer sich der Hülfe der an den Ufern zwischen den Schleusen wohnenden sogenannten Linienzieher, zum Theil auch der Schleusenmeister, und sonst gedungner Arbeiter, bedienen. Weib und Kind hilft ebenfalls, so viel es kann. Dieses Treideln wird oft durch die unwegsamen Ufer, in welche die Arbeitenden

zuweilen bis an den halben Leib hineinzu-
 len, sehr erschwert. Auch Segel werden,
 vorzüglich auf der Elbe, gebraucht. Die
 Fahrt von Lübeck bis Lauenburg währt ge-
 wöhnlich 10 bis 14 Tage, manchmal auch
 länger, wenn es an Wasser gebricht. Dies
 ser nicht selten, und zumal bei frequenter
 Schifffahrt, eintretende Mangel, der oft
 nöthigt, ganz still zu liegen, und die un-
 zähligen kleinen Krümmungen, verlängern
 den Weg so sehr. Indes erhalten die
 Krümmungen zwischen den lockern Ufern
 die freie Fahrt, welche wahrscheinlich, bei
 häufigem Zustusse des Wassers, verschlemmt
 werden würde, wenn sie sich in geraderer
 Richtung erstreckte. Diese Beschwerlichkeit
 und Dauer der Reise veranlaßt gegen den
 Winter das Einfrieren manches Stecknitz-
 schiffes, welches dann lange Zeit mit den
 Waaren still liegen muß. Letztere werden,
 bei solchem Zufalle, manchmal zur Are
 fortgeschafft.

Nusser den Stecknitzfahrern benutzen
 auch die sogenannten Stecknitzholzklau-

fer diesen kleinen Handelsweg mit ungefährr zwanzig Bötten oder Barken, auf welchen sie, gewöhnlich nur von den Ufern zwischen Lübeck und Mölln, Holz hieher bringen.

Es ergibt sich aus der vorstehenden kurzen Uebersicht, daß die Stecknitzfahrt, auch selbst bei ihrer gegenwärtigen Unvollkommenheit, doch immer für Lübeck bedeutend ist. Auf ungefähr hundert Barken, wovon jede jährlich wenigstens vier bis fünf Reisen macht, muß allerdings, wie aus obigen Angaben leicht zu berechnen ist, eine beträchtliche Parthei Waaren, besonders von Lübeck nach Hamburg, und von dort hieher, transportirt werden. Freilich können es nur solche Waaren seyn, deren Bestimmung eine so lange Zeit des Transportes auf einer so kurzen Strecke leidet. Auch mag es, ungeachtet der Vorkehrungen, die zuweilen getroffen werden, für manche Waare gefährlich seyn, sie in jenen, ihrer Bauart nach unbedeckten Schiffen, der abwechselnden Witterung auszu-

setzen; daher denn auch dergleichen nach Hamburg bestimmte Güter gewöhnlich zur Aue, entweder geradezu, oder, nachdem sie auf der Trave nach Oldešloe gebracht sind, wo man sie auf Wagen umladet, dahin geschafft werden. Inzwischen gewährt der Transport auf der Steckniz den Vorzug, daß er nicht nur beträchtlich wohlfeiler ist, sondern auch zerbrechliche und der sogenannten Leckage ausgesetzte Waaren unbeschädigt läßt, vorzüglich auch deswegen, weil es des Umpackens nicht bedarf. Selbst Korn wird auf den Stecknizböden unter Bretternen Verschlügen und Dächern ziemlich sicher verfahren. Die leichte und häufige Zufuhr des Holzes ist ebenfalls von Wichtigkeit.

Die Verbesserung der Stecknizfabrik war schon oft ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, und ist auch in neuern Zeiten zur Sprache gekommen. *) Auch in Lübeck

*) Siehe Berliner Monatschrift, Jahrgang 1788, April. Seite 471 bis 480, und den

blieb man vor Zeiten deshalb nicht unthätig.

Unter andern geschahen, in den Jahren 1660 bis 1669, dem Rathe von der Bürgerschaft besonders lebhaftest Vorschläge zur Verbesserung der Stechnitzfabrik. Inzwischen wollten die Kollegia der Kaufleute, Compagnie, der Schiffergesellschaft, und der Aemter, diesen Vorschlägen nicht beitreten. Ersterem wurde von den Uebrigen wegen dieser Trennung Partheilichkeit vorgeworfen, weil unter ihnen viele Salzführer befindlich waren, die es vielleicht ihrem Interesse zuwider hielten, wenn der Salzhandel durch Erleichterung der Schwierigkeiten allgemeiner würde.

dort angeführten Hogleve. — Auch die Verhandlungen der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, Band 1. Seite 67, enthalten eine kurze Nachricht über gesammelte hieher gehörige Verhandlungen, die dem Archiv zu künftiger Benutzung beigelegt seyn sollen.

Von dem größten Theile der Bürgerschaft, der dem Unternehmen geneigt war, wurden verschiedene Pläne veranlaßt. Die Stecknitz sollte vom Müllnischen See bis an die sogenannte Bäckerschleuse, eine Strecke von 5081 Ruthen, so verbessert werden, daß alle 7 Schleusen entbehrt werden, und bedeckte Fahrzeuge von ansehnlicher Länge, Breite und Tiefe, wenigstens 10 Lasten, in einer Zeit von 4 bis 5 Tagen, zwischen Hamburg und Lübeck, die Elbe herauf und herunter, transportiren könnten. Die kleine Sandbank bei dem Auslaufe der Stecknitz sollte weggebracht, das Beet des Kanals überhaupt ausgetieft, und dem Spring- und Quellsande der Ufer zum Theil durch Bollwerk gewehret werden. Der Nutzen, den man sich von dieser verbesserten Fahrt schon damals versprach, bestand unter andern darin: daß der Aufwand für mehrere Schleusen erspart, die Zeit des Transportes um zwei Drittheile abgekürzt, auch das Umpacken der Waaren auf dem Wege zur Aue in Oldesloe vermieden werden würde; daß die Aus-

ternehmung der Lüneburger, die Schaalfahrt bis Wismar fortzusetzen, und einem gleichzeitigen Projekte im Mecklenburgischen, eine Kanalfahrt von Wismar ab durch den Schweriner See bis zur Elbe einzurichten, begegnet werden könnte; daß man von Magdeburg wohlfeileres Getraide nach Lübeck verfahren; die Fracht selbst verdienen, auch unsere Brauer ihr Seebiet nach Holland und andern Orten verfahren könnten u. s. w.

Die Kosten der verbesserten Stecknitzfahrt vom Möllnischen See bis zur Wdkerfschleuse sollten nach einem Anschläge 276,944 Mark 9 Schillinge, nach einem andern 273,643 Mark, und nach einem dritten, den ein hamburger Ingenieur fertigigt, nur 152,727 Mark 8 Schillinge betragen. Nach einem dieser Anschläge sollte eine Verbesserung der Fahrt, auch von Lübeck bis Mölln, und von der Wdkerfschleuse bis an die Elbe, auf 2 Fuß in Breite und Tiefe, noch 50,000 Thaler kosten.

Zur Bekreitung des Aufwandes machte die Bürgerschaft dem Rathe verschiedne Vorschläge. Holzschlagen, allgemeine Kontribution, und Unterstützung Sachsen-Lauenburgs mit Holz und arbeitenden Bauern, sollten die Mittel dazu werden.

Von der Kaufleutekompanie (die damals zahlreicher war, aus Personen von Einfluß, zum Theil auch aus Gelehrten bestand, und manche ihrer ehemaligen Mitglieder im Rathe zählte) wurden bedeutende Zweifel gegen das Projekt aufgeworfen, welche zum Theil politisch waren, zum Theil darin bestanden, daß man es auf die bisher konsultirten Ingenieure nicht allein ankommen lassen könne, und diese die Fahrt nur oberhalb Mülln besichtigt hätten, da doch auch diesseits Mülln große Schwierigkeiten einträten; daß die angrenzenden Wiesen Schaden leiden, und unter Wasser gesetzt werden könnten; daß, wenn Sachsen-Lauenburg das Unternehmen nur durch Holz und Dienste unterstützen solle, es der Stadt zu theuer werde; daß diese

überhaupt gegenwärtig nicht im Stande sey, so schwere Ausgaben zu bestreiten und so weiter. Die übrige Bürgerschaft suchte inzwischen diese Zweifel beständiglichst zu widerlegen.

Dem Anschläge selbst war, wie schon erwähnt, der Rath nicht gewogen; gewiß aus guten Gründen, da er Schwierigkeiten deutlich sah, welche vielleicht dem eifrigen Spekulationsgeiste der Kaufleute, bei der Lebhaftigkeit ihres Wunsches, dem sinkenden Handel aufzuhelfen, damals entgingen. Zudem war in dieser Zeit die Streitigkeit mit Sachsen-Lauenburg, wegen der an das Städtchen Wölan, welches Lübeck herausgeben mußte, gehörigen Pertinenzien, noch nicht entschieden, wodurch ein Mißverhältniß mit diesem, bei dem Unternehmen so interessirten, benachbarten Staate erzeugt wurde.

Der Rath blieb jedoch, bei der fernern Untersuchung der wichtigen Angelegenheit, nicht ohne Theilnahme. Da man den bisherigen Kostentwürfen und ihren Verfassern wohl nicht recht trauen mochte, so

veranlaßte der Doctör Lippstorff, daß zwei Kunstverständige aus Holland, nemlich ein Staatslandmesser der Stadt Amsterdam, (Nemens Johann Brandtlicht) und ein Mühlenmeister aus Zardan, von Holland nach Lübeck kommen, wo sie einen Bergwerksverständigen noch zu sich gesellen. Es wurden vier Rathspersonen, und drei Bürger, besonders kommittirt, und besuhen mit den drei Kunstverständigen die Stecknitz, ihrer ganzen Länge nach. Diese fertigten zwei Anschläge. Nach dem einen sollten die meisten Schleusen wegfallen; der Kanal sollte von Mülln aus, bis an die Nieburger Schleuse, (nahe bei Lauenburg) in einer Tiefe von 34 Fuß fortgeführt, auch eine steinerne Schleuse angelegt werden. Die Kosten dieses Anschlags sind berechnet zu 1,398,779 Gulden. — Nach dem andern Anschlage, zum Theil mit Abnehmung einiger, zum Theil mit Anlegung neuer Schleusen, bei gehöriger Vertiefung, sollten die Kosten betragen: 784,767 Gulden. Dieser letztere Entwurf wurde von den Kunstverständigen selbst, als

der vortheilhafteste für die Schiffbarma-
chung der Stecknitz, vorgezogen.

Der bedeutende Abstand dieser Kosten-
berechnungen von den bisherigen, mag
wohl, in Verbindung mit den übrigen, ei-
nem so bedeutenden Unternehmen entgegen-
stehenden Schwierigkeiten, dazu vorzüglich
beigetragen haben, daß es in der Folge
ruhte.

Was künftige Zeiten hierüber hervor-
bringen mögen, bleibt uns verschlossen.
Die erleichterte schiffbare Kommunikation
zwischen Lübeck und Hamburg, und eini-
gen andern Plätzen an der Elbe, vermits-
telst der Stecknitz, wird zu allen Zeiten ein
der Aufmerksamkeit so würdiger Gegenstand
seyn, daß es zu wünschen wäre, ihn nie
ganz aus den Augen zu verlieren. Zwis-
schen Hamburg und Lübeck ist jedoch noch
eine andre schiffbare Vereinigung durch die
Verbindung der Ahler mit der Trave
möglich, wodurch jene vielleicht entbehrs-
licher gemacht werden könnte. Sehr in-
teressant ist dasjenige, was der Herr Lieu-

tenant von Wimpfen *) hierüber sagt: Der Abstand der bei Odesloe mit der Trave vereinten Best von der Mlster, soll nur 1400 Ruthen betragen. Wie kurz ist diese Strecke! Mögte die Zukunft Verhältnisse erzeugen, wodurch die Eröffnung eines so wichtigen Handelsweges möglich gemacht werden könnte!

*) Schleswig - Holsteinsche Provinzialberichte, 1798, Heft 7, wo der Herr Verfasser noch einige andre Verbindungen der Trave mit mehreren Gewässern in Holstein, und dieser unter sich, angiebt. — Wie vortheilhaft jedem Staate die Beförderung der Kanalfahrten sey, zeigt Herr Doctor Seegen in Jever, in seiner ausführlichen Abhandlung: über den Nutzen der Kanäle, die in einigen Stücken des vorigjährigen Leipziger Journals für Fabrik &c. enthalten ist.

IV.

Versuch einer Geschichte der musikalischen Kultur in Bremen.

Wenn Sinn und Liebe für Musik mit jedem Jahre in unsern Mauern sich mehren, so kann den bremischen Freunden dieser Kunst, eine nähere Bekanntschaft mit dem, was sie hierin ihren Vorfahren zu verdanken haben dürften, nicht anders als willkommen seyn, aber wenn sich auch bei irgend einem Bemühen, uns einen hellern Blick in das Dunkel der bremischen Vorwelt zu verschaffen, Nebel auf Nebel häufen, so ist es wahrlich hier. Auch der unermüdeteste Forscher wird sich bald in eine Sandwüste verlieren, wo fast keine einzige Quelle anzutreffen ist. Wie hoch das höchste Wasser gestiegen, wie oft das

Gewitter in diesen oder jenen Thurm eingeschlagen, was für Prediger an dieser oder jener Kirche gestanden, darüber erstatten uns die Annalen unsrer Vaterstadt einen mehr als zu sorgfältigen Bericht; — aber in welcher Kirche zuerst eine Orgel gebaut, oder eine Instrumentalmusik angestellt sey, achteten diese Chronikenschreiber des Aufzeichnens nicht werth. — Was sich indes an einzelnen Trümmern aus unserer singenden und spielenden Vorzeit noch irgend auffinden ließ, habe ich zu sammeln und die Erinnerungen einiger meiner älteren Mitbürger damit zu verbinden gesucht, um an diesem Leitfaden die Reihe musikalischer Erscheinungen anzuknüpfen, die sich hier unter meinen Augen ereignet haben. Vielleicht wäre in 10 bis 20 Jahren fast nichts von diesem allen mehr aufzufinden gewesen, und die Leser mögen dies Bruchstück deswegen in Ermangelung eines Bessern für das annehmen, was es ist. Ein dankbarer Enkel wird sich vielleicht bei der Entdeckung dieses Wenigen eben so freuen, wie ich mich bei dem Wenigeren freute,

daß ich in der Bibliothek des Herrn Doktors Lib. von Post, und in einigen, von einem Antiquitätenfammer den Krämmern entrissenen, Papiertrümmern zu entdecken, Gelegenheit fand.

Ehe ich indeß zur Aufstellung dieser wenigen, uns noch übrigen Data fortschreite, erlaube ich mir, ein paar Worte über die wahrscheinlichen Ursachen dieser musikalischen Dürftigkeit unserer bremischen Vorkwelt, vorhergehen zu lassen.

Bei dem ersten Anblicke sollte man vermuthen, daß sich die Entwicklung und Vervollkommnung der Tonkunst, doch nach dem übrigen Kulturzustande eines Volks richten, daß die Musik als schöne Kunst doch mit der Veredlung bürgerlicher Sitten und anderer Wissenschaften und Künste, gleichen Schritt halten werde, woraus sich dann weiter folgern ließe, daß Bremen noch sehr spät auf einer gar niedrigen Stufe der Bildung verweilt haben müsse; aber die Erfahrung zeigt uns an manchen

auffallenden Beispielen, älterer und neuerer Zeiten, das Gegentheil. Es muß etwas in der Natur dieser Kunst liegen, das mit gewissen bürgerlichen Verhältnissen oder physikalischen Lagen mancher Völker nicht recht harmoniren will, und daß sich auch Bremen in einer solchen, der musikalischen Kultur ungunstigen Lage befinde, oder wenigstens befunden haben müsse, dürfte schon deswegen nicht ganz unwahrscheinlich seyn, weil fast kein einziger geborner Bremer als echter produktiver Künstler in unserm Mauerth auftrat.

Sollte vielleicht unser Klima die Muse der Tonkunst verschrecken? In der That, wenn man erfahren hat, was eine heitere Luft, ein von Dünsten freier Horizont, auf die Heiterkeit des Gemüths vermag, so wird man den Mangel an Elasticität, an innerer Thätigkeit der Nerven und Reizbarkeit der Muskeln in feuchter Luft, leicht enträthseln können. Der Musiker muß fröhlich, lebhaft, unermüdetlich in Uebung körperlicher Bewegungen seyn. Der Mah-

ler bedarf schon weit weniger körperlicher Anstrengung, mit weit mehr Ruhe vermag er die Produkte seiner Einbildungskraft zu realisiren, aber die Musik fordert schnelle Empfindung, leise Reizbarkeit und einen freieren, lebendigeren Schwung der Phantasie, deren schaffende Kraft durch ein leichtes, freies, fast möchte ich sagen, wildes Spiel der Organe, durchaus unterstützt werden muß.

Aber in der Nähe der Meere, wo fast alle sechs Stunden nach den Ebbe- und Fluthwechselfn eine andere Bitterung eintritt, wo so viele Flächen stehender Wasser eine beständige Werkstätte von Nebeln bilden, werden die Glieder nur gar zu oft gichtisch gelähmt, die Haut verliert ihre Spannung, und jene phantastische Laune, die die Mutter der Tonkunst ist, verschwindet aus dem Gemüthe. Auch verstimmt dies rauhe Klima der herrschenden feuchtkalten Nordwestwinde so oft die Kehle, das erste und unentbehrlichste Instrument, ohne welches jeder Musik die Seele fehlt. Wie

selten findet man in Seestädten eine schöne weibliche Stimme! In Hamburg zeichneten sich freilich auch eine Frau von Wind, eine Demoiselle Misler durch Schönheit der Stimme aus, aber auch sie mußten sich oft über Rauhigkeit der Organe beklagen. Wenn auch einmal das Organ von Natur brauchbar ist, so kann man doch nicht bis auf den andern Tag darauf rechnen. — Auch auswärtige Tonkünstler machten bei ihrem Aufenthalte in unsern Gegenden sehr oft dergleichen unangenehme Erfahrungen. Natürlich macht dies den Sänger verdrießlich, und dieser Verdruß hat seinen nachtheiligen Einfluß auf die Vernachlässigung der Musik überhaupt. — Fänden sich nicht von Zeit zu Zeit einige glückliche Ausnahmen, und schiene den Freunden der Tonkunst nicht, besonders seit dem letzten Jahrzehnd, in unsern Gegenden ein günstigeres Gestirn aufzugehen, so dürfte man fast in Versuchung gerathen, mit dem verstorbenen Pastor Lappenberg zu behaupten, im Lande der Chaucau könne keine Musik seyn.

Außer diesen natürlichen Hindernissen treten noch einige politische ein, welche das Fortschreiten der Tonkunst in kleinen Handelsrepubliken wie die unsrigen, beträchtlich erschweren. Bei dem unaufhörlichen Bestreben, sich einen materiellen Gewinn zu verschaffen, hält man die Musik, deren Produkte mit dem Tone in Nichts verschwinden, nur gar zu leicht für eine eitle und thörichte Kunst, die mit Müßiggang und Nichtsthun gepaart sey. Vereinigte sich auch einmal die glücklichste, feinste Organisation mit dem richtigsten Tactgefühl und Gehör, so sieht man doch, wenigstens war dies noch vor zehn bis zwanzig Jahren nicht selten der Fall, Mutter und Vater abrathen, unzählige Hindernisse in den Weg legen, und das werdende Genie im Keime ersticken. Nur auf Geschäftsvortheile wird die Aufmerksamkeit des Knaben gerichtet, nur für solche Kenntnisse stößt man ihm Achtung ein, die dazu behülflich werden können, und so läßt der Geist des Eigennutzes denn jenen freieren überirdischen Geist der Kunst, dessen Werth

sich mit keiner Waagschaale messen läßt, nicht aufkommen. Das aktive Prinzip der schönen und freien Künste ist es, nach Bousterwecks Ausdrucke, die intellektuelle Geistesrichtung, die Veredlung der Sinne und die Befeligung ihrer Empfindung, ihr Einfluß auf die Humanität ist es, was ihnen eine so hohe Stufe der Würde unter den Wissenschaften und Künsten anweist. — Aber wie wenige Augen reichen bis zu dieser Höhe! Was soll also das junge Talent wecken, treiben, halten?

Daß da, wo man die Musik keiner ausgezeichneten Achtung werth hielt, auch der Musiker keinen großen Anspruch darauf machen konnte, daß mit der Kunst auch der Künstler betteln ging, war natürliche Folge. Doch mochte zum Theil auch die vernachlässigte Bildung, und das ungesittete Betragen mancher einheimischen und fremden Tonkünstler Schuld daran seyn, daß ihnen in unsern Mauern nicht mehr gesellschaftliche Auszeichnung wiederfuhr. Hätten sie alle den edlen Charakter eines

Fränzel, die wissenschaftliche Bildung eines Schwenske gezeigt, gewiß wären sie ehrenvoller bei uns aufgenommen worden.

Bei Aufzählung der Hindernisse des Fortschreitens der Tonkunst, darf unsere Staatsverfassung auch nicht ganz vorbeigegangen werden. Diejenigen großen Städte Deutschlands, die zugleich kleinere oder größere Hofhaltungen haben, sind im Ganzen der Kultur der Musik weit günstiger. Ist ein König oder Fürst Freund der schönen Kunst, so belohnt, befördert er, muntert er auf, ruft die Virtuosen zusammen, hält's nicht für zu klein, sich mit in den musikalischen Kreis zu setzen, und wie Friedrich der Große, die Fidte zur Hand zu nehmen. Durch treffliche öffentliche Anstalten wird dann in einem solchen Lande die Kunst gepflegt; durch Pensionen wird alternden Künstlern ein ruhiges Alter gesichert. — Manche kleinere Fürsten wissen bei mäßigeru Ausgaben auf eine andere Weise zu helfen und zu rathen, wenn sie Freunde der Tonkunst sind; sie brauchen

allerlei Diener, und geben, bei sonst gleichen Fähigkeiten, gern den musikalischen unter ihnen den Vorzug. Die kleinen Aemter geben Brod, und lassen immer noch so viele Zeit übrig, eine schöne Kunst zu treiben. — So bildet sich an manchen kleinen Höfen Deutschlands nachgrade ein Orchester, das an innerer Güte manches dreifach größere übertrifft. Daß aber in unsern Republiken von Staatswegen nicht leicht für das Emporkommen der Künste etwas gethan werden kann, begreift jeder leicht, der mit unserer Verfassung nur etwas näher bekannt ist. — Dies und vieles andere der Art, muß bei uns von Privataffociationen ansehn, welches auch sein Gutes, und in vieler Hinsicht sein Vorzügliches hat, obgleich man langsamer damit zu Stande kommt.

Noch einige andere Umstände trafen in Bremen zusammen, wodurch das Fortschreiten der Tonkunst mehr aufgehalten, als befördert werden mußte. — Öffentlicher Gottesdienst war immer Befördes

rungsmittel der Musik, und ist es noch, vor allen aber in katholischen Ländern. — Die Einführung des Protestantismus war der Tonkunst nirgends sehr günstig, auch bei uns nicht. In Hamburg wurde das Lutherthum herrschend, das dem Katholicismus ehemals mehr ähnelte, als der in Bremen bald nachher eingeführte Calvinismus. Dort behielt man noch mehr Feierliches bei dem Gottesdienste bei, und bestimmte ein bedeutendes Kapital zur Unterhaltung der Kirchenmusiker. Die Stifter der reformirten Lehre schafften die Musik, als Gott anstößig, in den Kirchen ab, doch behielten die Holländer, denen die Bremer auch hier folgten, glücklicherweise die Orgeln noch bei. Dies war also nur das einzige Instrument, das man bei Kirchengesängen auch in Bremen öffentlich hörte. Da es aber nur, besonders bei den alten Orgeln, auch nach religiöser oder daraus entstandener organistischer Meinung, einen langsamen Gang verstattete, so konnte dies nur Ernst und Melancholie einflößen. Außerdem erhielt und erhält noch jetzt jede

Kirchspielsgemeine einen Thurmbläser, der nicht mehr zu verstehen braucht, als des Mittags oder bei Sonnenuntergang drei Chorale langsam und traurig aus einer Trompete zu quälen.

In dem, ehemals erzbischöflichen, jetzt Churbraunschweigischem Dom, waren bessere Einrichtungen getroffen, die von der Schweden Zeit herrühren mögen. Es war, vielleicht seit Entstehung eines feierlichen Gottesdienstes, ein Kantor und Subkantor als Domherrn, später an der Schule angestellt, welche für eine ordentliche Singstunde, und alle Sonntage für Kirchensmusik zu sorgen hatten. Noch jetzt existirt eine Stiftung von mehr als 600 Thaler für Chorsänger, die sich aber in eine Unterstützung für Studirende verwandelt hat, und da die königliche Regierung in Stade sie jedem gewährt, er mag musikalisch seyn oder nicht, so hält sich kein Participent verpflichtet, dafür etwas zu thun. Die jungen Studirenden, welche aus den Moosen des Landes unmusikalisch herkommen,

und selten Stimme oder Gehör haben, sind meistens zu alt dazu, um noch Musik zu lernen. Kommt dann keine höhere Aufsicht, oder musikalischer Euthusiasm der Vorgesetzten zu Hülfe, so ist nichts für die Kunst zu gewinnen. Leider, mögen schon seit vielen Jahrzehnden weder Prediger noch Schullehrer eine thätige Liebe zur Musik gehabt haben, da man sie für so ausserwesentlich hielt, daß man sie entweder nur vor dem Hauptgesange machen ließ, und weiter gar nicht mit dem Gottesdienste oder mit dem Inhalt der Predigt verwebte, oder wohl gar wieder aufbestellte, wenn sie eben angehen sollte. Da nun durch die Milde der Regierung bis hieber alle Ausgaben für Kirchenmusik allein bestritten worden, so ist die größte Kirchengemeine Deutschlands, die eigentlich in die reformirten Gemeinden eingepfarrt ist, gar nicht gewohnt, etwas mehr für Musik zu bezahlen, als etwa etliche Grosen für Texte auf die drei hohen Festtage. Diese Gleichgültigkeit war Ursache, daß der Herr von Knigge, als Oberhauptmann, der Regie-

rung den Vorschlag that, die Kirchenmusik des Sonntags abzuschaffen, und die Gehalte der aussterbenden Musiker (sie betragen etwas über 300 Thaler nebst freien Wohnungen) zur Verbesserung einer Schulbibliothek anzuweisen.

Noch eine Ursache, die den Flor der Musik in Bremen aufhielt, muß ich hinzufügen. Der Chorus Musikus besteht aus drei Rathsmusikanten, den oben angeführten Thurmbläsern, und einem schwachen Chor Hoboisten. Jeder Rathsmusikant hat ungefähr 70 Thaler jährlicher Einkünfte, die Thurmbläser, ausser freier Wohnung, einige unbeträchtliche Accidenzien, und die Hoboisten, wie gewöhnlich allenthalben, kleine Gagen. Die Geschickteren müssen nun durch mäßig bezahltes Unterrichtgeben, und die übrigen durch Aufspielen bei Tänzen in den Handwerksniederlagen, etwas zu verdienen suchen. — Ehemals lebten diese verschiedenen Musikanten nun gewöhnlich in der größten Disharmonie. Die Rathsmusikanten, die unter einem

Rathsmeister standen, hatten die besondere Aufwartung bei Solemnitäten, Hochzeiten und andern Gastereien; diese verachteten die Hoboisten, welche etwa nur vor den Thoren Musik machen durften. — Da aber vor etwa 30 Jahren der Rathsmeister abgeschafft, und sein kleines Gehalt unter drei Musikanten vertheilt wurde, die nun allein keine vollstimmige Musik bestreiten konnten, so vereinigten sie sich temporell um des lieben Brods willen, gingen aber übrigens ihrem ökonomischen Interesse nach, größtentheils ohne sich um das Wesen ihrer Kunst weiter zu bekümmern; daß nun manche unter ihnen, durch das Bestreben, sich gegenwärtig den nothdürftigsten Lebensunterhalt zu erwerben, nicht in die beste Gesellschaft gerathen, und dadurch, zum Nachtheil ihrer Kunst, immer mehr verwildern mußten, war wohl natürlich. Cantores amant humores, heißt das alte Sprichwort, und so ging es denn auch hier. — Dadurch bekam denn der Name: Musikant, einen solchen Makel und übeln Ruf, daß viele ehrliche Bürger ihre Kinder lieber alles

andere, als Musik hätten lehren lassen. — Ja, vielleicht trug der bei festlichen Musiken allgemein gebräuchliche Ausdruck: *Aufwartung*, der immer an Bediente erinnerte, auch das Seinige dazu bei, die Geringschätzung eines Musikers zu vermehren. Ich erröthete im Namen der Muse, wie ich noch im Jahre 1778 und später, bei solchen Gelegenheiten die Musiker, und selbst die Genies unter ihnen, in einer Ecke stehen und ausspielen sah, und wenn im Liebhaberkonzert ein Glas Wein herum gegeben wurde, bemerkte, daß die Musiker von Profession hinausgehen mußten, um zu trinken. Dem Ehrgefühl des Konzertmeisters war dies zuwider, er trank lieber nicht, oder blieb ganz weg. Man tadelte dies anfangs als Hochmuth, aber er hat dadurch wirklich diese Herabwürdigung gehoben, wenn es nicht die aufgeklärtere Denkart der Liebhaber, oder die sittliche Verbesserung der Musiker selbst bewirkt, und endlich überzeugend gezeigt hat, daß die Ungezogenheit mancher derselben, keine Wirkung der Musik war.

Schon aus diesen Vorerinnerungen sieht man, daß wir uns unserer bremischen musikalischen Vorwelt eben nicht sehr werden zu rühmen haben, — und wenn ich weiter nichts damit beabsichtigte, so würde ich besser thun, keine Geschichte der Musik in Bremen zu schreiben; — denn in der ganzen Reihe der hier vorkommenden musikalischen Ereignisse, sehe ich kaum einen einzigen wahren Tonkünstler hervorleuchten, der sich in einem theoretischen, oder in der Erfindung eines mechanischen Musikprodukts ausgezeichnet hätte; aber auch schon die Fortschritte einer mechanischen Kunst oder ihrer Nachahmung, und die allmähliche Veredlung des Geschmacks an derselben, sind der Beschreibung werth, darum sey dieser Versuch gewagt.

Es müßten sich sieben Städte um die Ehre, den ältesten der berühmten Sängern genährt zu haben, streiten, keine Stadt kann Bremen die Ehre streitig machen, daß in ihren Mauern der größte musikalische

sche Erfinder gelebt hat. Ohne die Erfindung der Notenleiter hätte die Musik nie zur Hälfte der jetzigen Vollkommenheit gelangen können. Denn bis 1030 behielt man noch die alte griechische und arabische Art, die Töne durch alphabetische Buchstabenfolge zu bezeichnen. Diese Buchstaben schrieb man über die Worte. Da sie keine Dauer der Zeit zugleich bezeichnen konnten; so folgt, daß man bis Guido von Arezzo (von Aretin gemeinlich genannt) alle Töne von gleicher Länge brauchte, so wie heutiges Tages noch beim Kirchengesange geschieht, und daß die Melodien nicht wohl über eine Oktave springen konnten, weil man schwerlich Beispiele findet, daß sie über g hinausgegangen. Selbst die ältesten Choräle, welche vielleicht vor der Erfindung der Noten schon gesungen wurden, bestätigten dies. Guido machte seine Notenerfindung gewiß schon in Italien. Seine Entdeckung machte ihn so berühmt, daß ihn der hiesige erste Erzbischoff Hermann nach dem Jahre 1032 aus Italien nach Bremen, als Kanonikus

rief, damit er am Dom eine klösterliche Einrichtung treffe, und beim Gottesdienst eine bessere Melodie einführe. *) Guido war ein gelehrter Benediktinermönch, und als solcher machte er sich um die Verbesserung der Schule, die an der bischöflichen Kirche umsonst gehalten wurde, verdient. Da er aus einem so kultivirten Lande kam, so mußte ihm manches hier barbarisch vor-

*) M. Adami hist. eccl. Libr. II. c. 39. 40. (102) in Lindenbrogii Script. rer. german. — Kennet in seiner Chronika der Kaiserl. freien Reichsstadt Bremen sagt: „Her-
man-
nus schaffete nicht sunderges; Uerst be-
brachte ersten Guidonem, den Sang Nestor-
tho Bremen, mit weises Anvisung de den
Sang und klosterliche Lehre anrichtete, dat
allene von syen besten Werken was.“ Und
in seiner gedruckten Reichschronik:

Den Sang he heft gericht an
 Dorch Guidon, de den erst begann,
 De Guido was en Italus
 Und ein geschwinde Musicus.
 Den Sang he erst mit Noten fand,
 Scalam to tellen up der Hand
 Dorch gamma, ut un alsofort.

kommen. Dahin gehörte, daß er dem ohnehin schwachköpfigen Hermann, den Gedanken angab, die Domkirche nebst den Gebäuden und Garten der Geistlichen mit einer Mauer zu umgeben. Die jetzige Stadtmauer wurde also 1035 angefangen; und da der Bischoff in dem Jahre starb, so wurde die Mauer nebst den italienischen Schießthürmen, welche zum Theil noch stehen, nach Guido's Entwurfe von dem folgenden Bischoffe Bezelinus ausgeführt.

1042 wurde durch einen beleidigten Vetter des Bischoffs die Stadt nebst der Domkirche in die Asche gelegt. Nun sollte das jetzige Domgebäude nach dem Modell des Doms in Köln gebaut werden, welches gegen den Rath Guido's war. Da aber 1048 auch dieser Bischoff starb, als die Grundmauer gelegt war; so wurde unter dem folgenden, wahrscheinlich nach Guido's Plan, das jetzige große mittlere prächtige Domgebäude, nach dem Modell des Doms zu Padua, vollendet.

Glücklicherweise lebte noch Guido zu den Zeiten des großen Bischofs Adelberts, der Kaiser Heinrich des IV. Vormund war. Dieser kluge Kopf schätzte unsern Sangmeister aber mehr als Sangmeister. Er brauchte ihn als Vermittler bei den sächsischen Fürsten, mit denen der Kaiser Heinrich III. und der Bischof Adelbert selbst viele Streitigkeiten hatte. Seit ihm hats wohl kein Sangmeister wieder so weit gebracht. Wir bemerken ihn aber bloß wegen seiner, nach Anweisung der fünf Finger, gemachten Erfindung der fünf Linien, auf und zwischen welchen er die auf- und absteigenden Töne mit Punkten bezeichnete. Diese Punkte hinaufwärts mit den Namen: ut, re, mi, fa, sol, la, belegte, welche die Italiäner noch beibehalten. Dies war also der erste große Schritt zur musikalischen Schöpfung. Die Merkmale der Geltung der Noten, oder die Verschiedenheit von ganzen, halben und viertel Noten u. hat erst Jean de Meurs, Doktor zu Paris, 1330 erfunden. Es ist sehr wahrscheinlich,

daß auf den Schulen, welche nach Carl's des Großen und Ludwig des Frommen Befehlen, bei allen bischöflichen Kirchen seyn sollten, sowohl hier als in Hamburg, schon früher Musik getrieben worden ist. Denn Ansgarius, der eifrige Bischoff, errichtete in Hamburg die Marienschule nach der hiesigen Einrichtung; und da wurde angeordnet, daß nach den Befehlen *) jener genannten, damals lebenden Kaiser, die Grammatik, die Musik, und die Erklärung der heiligen Schriften, (Theologie) gelehrt wurde. Also war damals Musik ein Hauptblatt der Trifolie, welche den Mem-

*) Die Worte des kaiserlichen Befehls, in der Capitul. Caroli et Ludovici: De ministris — et de Schola, lauten also: (wir befehlen) ut non solum servilis conditionis infantes, sed etiam ingenuorum filios aggregent, et ut scholae legentium puerorum fiant: psalmos, notas, cantus, grammaticam, discant. vid. Petri Lambecii rerum Hamb. L. 2. c. 218. (432) — Videte sequi arithmeticam fl. theologiam.

sehen alle Geistesnahrung gewährte. Eben so wahrscheinlich ist es auch, daß, wenigstens in Norddeutschland, hier in Bremen und bald darauf in Hamburg, zuerst Musik getrieben worden ist. Cantus zielt auf Singübungen in den Schulen, und Notae auf die künstlichen Bezeichnungen der Töne durch Buchstaben über dem Text, welches für jeden Unwissenden ein heiliges Dunkel haben mußte. Daher waren die Cantores zu dem musikalischen Unterricht verpflichtet. *)

Gesetzt, daß auch vor Ungar die Schule noch nicht in gehöriger Ordnung, wenigstens noch kein regelmäßiger Gesang da war; so ist doch höchst wahrscheinlich, daß nach ihm alles nach Verordnung ging; weil es eine der Hauptabsichten dieses gebildeten und emsigen Volksherrn war;

*) In des Königs Ludwig des Frommen Reform. eccl. si vero cantores superbi exstiterint, et artem, quam divinitus didicerint, aliis insinmare renuerint, graviter ac severo judicentur.

und weil er wohl einsah, was der Gesang für ein Reizungsmittel zur Religionseinnahme für die noch rohen, aber der Musik fähigen Heiden seyn konnte. Er ließ deswegen Schullehrer und Sänger aus Frankreich, seinem Vaterlande, kommen, welches in der Kultur einen großen Vorsprung vor Deutschland hatte.

Vielleicht ist auch auf diesem Wege Kenntniß musikalischer Instrumente nach Deutschland gekommen. Diese hat man aber bis ins vierzehnte Jahrhundert nur unisono mit dem Gesang geblasen oder gespielt. Bis dahin dachte man an keine Harmonie. Melodie allein machte alle Schönheit der Musik, und willkürliche Bewegung gleichlanger Töne konnte keine verschiedene Charaktere verstaten. Uebershaupt mag die Musik eher einen Rück- als Fortgang genommen haben, da nach Guido die Mönche und Canonici gemeinschaftlich sehr frei und ausgelassen lebten, wodurch die Schule in Verfall gerieth. Wozu viel beitrug, daß bei dem Brande

1040 alle Bücher von den Flammen verzehrt waren, wie Adam von Bremen im Leben Bezeling erwähnt.

Aus den Hymnen, welche 1377 Laurentius Odo *) gesammelt hat, sieht man, daß, so wie es zur Gedächtnißfeier des heiligen Ansgarius jährlich den 4ten Februar geschah, bei den gottesdienstlichen Festen obungefähr folgende liturgische Einrichtung herrschte. Beim Beginn der Feier kündigte ein Priester vor'm Altare die Absicht des Festes an: *Ecce Sacerdos magnus etc.* Dann wurden von dem *Canonicus Lector* (der vielleicht allein lesen konnte) die Sachen gelesen, die auf ein Bischoffsfest verordnet waren. Darauf, unter Anführung des *Canonicus Cantor*, ein Hymnus begann. *3. C.*

Ansgari pater optime,
 Errantes nos in devio
 Reduc tuo juvamine.
 Servans in Christi gremio etc.

*) Claudil Arrhenii Chronol. in Lambecii Orig. Hamb. L. 1. . .

So folgen mehrere Strophen, welche sicher nach einer bestimmten Melodie gesungen wurden. Dies Chor, welches abgerichtete und gelehrte Mönche (*cantoris scholares*) sangen, schloß sich mit einem feierlichen Amen. Der Priester fiel ein:

Dominus amavit eum

der Antiphonist antwortete:

Stola gloriae induit eum.

Endlich folgte die bekannte Antiphonie:

Magnificat etc.

und einige Strophen des Chors schlossen nach der Collette (welches ein Gebet war) die Feierlichkeit, mit den Worten:

Psallentes solemniter.

Ein andermal hebt die Liturgie mit einem Hymnus an:

Vidit puer Ansgarius

Quandam raptus in spiritu

Præfulgidam decentius

Caelorum in exercitu etc.

Nach mehreren Stenzen nach demselben Rhythmus oder Melodie in der Musik,

laß einer die Lebensgeschichte des Bischofs,
daß Chor unterbricht ihn mit den Worten:

Profert verbum vox divina
Quod procedat in doctrina etc.

Nun fährt der Erzähler fort in der Ge-
schichte seiner Begeisterung, und apostolis-
cher Lehre in Norden. — Der Oberpriester
fällt ein:

Deduxisti eum Domine in via tua.

Der Antiphonist (gewöhnlich bei uns die
Schulmeister bei der Kollekte) antwortet:

Et ingressus est in veritate tua.

Und auch dieses schließt sich nach völliger
Erzählung wieder mit einem lobpreisenden
Chorus.

Aus der Sammlung des Laurentius
Dbo, der wahrscheinlich damals Cantor
gewesen, habe ich diese gottesdienstliche
Einrichtung etwas ausführlicher angezeigt,
um daraus zu lernen, daß sie vielleicht in
manchem Betrachte vernünftiger war, als
der heutige Schlenkrian, wo kein Leben ist,
daß Leben einhauchen könnte. Der jetzige

Zeitgeist ist so vernünftig, philosophisch und ökonomisch, daß man in Sachsen beim Gottesdienste so gar die Musik abschafft, und fast die Predigt nur für das einzige wesentliche Stück der Kirche hält: Salzmann fing vor zwanzig Jahren an, die Chöre und Antiphonien wieder zweckmäßig und einträchtig mit dem Ganzen zu verweben; hatte aber wenig Nachfolger. Es scheint, wir müssen erst wieder von den Theophilantropen in Frankreich lernen, was der religiösen Versammlung mehr Feierliches, Angenehmes, Erbauliches giebt. — In jenen Hymnen und Antiphonien nebst den eingemischten Erzählungen und Auswendungen herrscht ein so lebendiger Geist, daß man die Begeisterung noch nach tausend Jahren mitfühlt, und sich sogleich eine Melodie bei den fließenden musikalischen Worten denkt, welche höchst wahrscheinlich jener verlohrnen Armelodie entspricht.

In den folgenden dunklen Jahrhunderten finden sich keine Spuren von Mus-

fil. Es ist zu vermuthen, daß es immer bei der Einrichtung geblieben ist, wo bei den gottesdienstlichen Festen nach der oben mitgetheilten Form, und an gewöhnlichen Kirchtagen in der Versammlung, der Canonicus, welcher Cantor war, seine bestimmten Gesänge, Hymnen, Antiphonien oder Psalter, auf dem Chor vorsang, und durch seine Schüler *) nach der, noch jetzt beim griechischen Gottesdienste erhaltenen Form; hier und da im Unifono oder in Terzen (Harmonia) verstärken ließ. Dieses machte dann das Chor aus. Noch zeigen einige, von der alten, auf dem Wege nach Schweden verunglückten, Dombibliothek, zurückgebliebene und auf der jetzigen Schulbibliothek vorhandene Manuscripte, Psalterium gloriosae Virginis, Liber hymnorum, Psalt. Dav. daß es nicht an Liedern gefehlt habe, die gewiß gesungen worden sind. Und da man in der ersten deutschen

*) L. c. constituentur, qui tempore statuto vicissim cum cantorum schola sint, qui discere debent.

Christenheit nichts als den Psalter Davids hatte, was gesungen werden konnte; so ist höchst wahrscheinlich, daß der erste ordentliche geistliche Gesang (wenn die Chaucen sonst noch einen natürlichen Ausdruck der Freude zum Lied erheben konnten) nach den lateinischen Psalmen ertönet hat, welche noch in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien im Original zu sehen sind. Sie sind mit goldenen Buchstaben auf Pergament in groß Oktav geschrieben. Dies Buch, welches Carl der Große gehabt hatte, soll von Willehad mit nach Bremen gebracht, und im dreißigjährigen Kriege, nach Art der jetzigen siegenden Franzosen, nebst andern Kostbarkeiten hier von Lilli geraubt worden seyn. *) Wo aber der kostbare, die damaligen Melodien enthaltende Codex Guidonis, wonach es die Musik gelehrt, und die Harmonie oder die Begleitung beim Gesang eingerichtet und für die Folge angeordnet hat, geblieben ist, habe ich auf keiner Spur entdecken

*) Pr. Cassels Abhandlung davon. 1759.

Knaben. *) Über ich habe einen großen Folianten mit einem Pergamentbände auf der Bibliothek unſers Museums geſehen, auf dem ganz vollkommen die älteſte, einen Zoll breit aus einander gezogene Skale von ſtarker rother Farbe mit ſchwarzen viereckigten Notenformen der älteſten Art, mit uralter Mönchſſchrift, deren einzelne Worte den Pſalmeninhalt anzeigen, zu ſehen iſt. Die Noten ſind weder durch Takte abgeſondert, noch in der Geſtalt verſchieden; nur, daß die Quadrate in der Stellung verſchieden zu ſeyn ſcheinen, indem einige horizontal, andere ſchief ſtehen. An einzelnen Stellen ſtehen zwei über einander. Es muß alſo vor dem vierzehnten Säkulum geſchrieben ſeyn.

Die Verfinſterung in der Religion und die Wolken der Unwiſſenheit, welche gegen

*) Wolters in Chronica Bremensi: ſcripſit Musicam et fecit codicem, qui dicitur Codex Guidonis, cujus informatione Guidonis ipſe Cantum et Harmoniam eccleſiae ſuae artificialiter ordinavit. Meibom 2. 33.

das Ende des funfzehnten Jahrhunderts den menschlichen Horizont verhällte, scheint nebst der Schuldisciplin, auch wenigstens die religiöse Musik hier in Vergessenheit gebracht zu haben. Nirgends kömmt das Wort Cantor oder Musica vor. Ausgenommen ein gewisser Martia Ordnung, der Canonicus und Cantor am hiesigen Dom war, und aus einer Bibliothek zu Drontheim, ohngefähr 1500, einen ganzen Livius mit nach Bremen brachte. *) Um diese Zeit hörte die Schule, da das Gebäude 1511 abgebrannt war, ganz auf; und wiewohl noch ein Cantor als Canonicus beim Gottesdienste blieb; so wurde dessen Geschäft unnöthig, als bei den Hardenbergischen Unruhen aller öffentliche Gottesdienst aufgehoben, vom empörrten Pöbel der Clerus gewaltsamerweise aus einander gejagt, und der Dom 1561 auf eine Dauer von zehn Jahren verschlossen wurde.

*) Fabricii Bibl. lat. V. I. 197.

Als im dreißigjährigen Kriege durch den Erzbischoff Friedrich, mit dem sich das reformirt gewordene Bremen verglichen hatte, für die lutherisch Gebliebener die Domkirche wieder eröffnet wurde, versetzte 1642 Christoph Haselbach das Geschäft eines Cantors. *) Dieser kluge, thätige und geschickte Mann, der auch die Frühpredigten zu besorgen hatte, fing wieder eine neue Schule mit fünf Knaben an; und er hatte so viel Beifall und Zulauf, daß er bald zwei Gehülfen annahm, die unter ihm standen; und schon 1646 die mehrsten Lehrer unter den noch jetzt beibehaltenen Titeln angestellt waren. Er war aus Sachsen, wo damals schon die Musik sehr blühte, und wurde von der jungen Universität Helmstädt hieher berufen. **) Er zog noch andere Musiker

*) Pretje's Versuch einer Geschichte der Schule und des Arthen. beim kdniglichen Dom zu Bremen, 18 St. S. 21.

**) Pretje L. c. 38 St. S. 50. und Baer in seiner Chronologia.

nach sich; und dieß trug dazu bei, daß der in Bremen 1645 privilegirte Stadtmusikant (unter dem Namen eines Rathemeisters) nun auch Lehrbursche und Gesellen, nach sächsischer Gildenart hielt, und bei seinen Musiken, außer den üblichen Posaunen, noch Zinken und Dulcianen (Fagotten) einführte. Dieser Musikmeister wurde in diesem Jahre vom Rathe verschrieben, um das Freudenfest zu feiern, als die Stadt vom Kaiser das Diplom erhalten hatte, als Reichsstand nur unmittelbar unter dem Kaiser zu stehen. Zu dieser Gelegenheit wurden bessere Musiker, als man hatte, erfordert. Da wurde dem Musikus ein gewisses Gehalt angewiesen, um bei Feierlichkeiten der Stadt Musik zu machen. Da er aber des Sonntags in den ächtreformirten Kirchen, wo alle Musik als unschicklich und weltlich verbannt war, keine Geschäfte hatte; so wurde bei den damaligen königlich schwedischen, zur Einrichtung des bremischen Etats abgeordneten Plenipotenzarien, welche 1651 die Befehle der Schullehrer anordnete, durch

Haselbach bewirkt, daß drei Wohnungen, welche vorher Schullehrer bewohnt hatten, dreien Musicis, nebst 200 Thaler Gehalt aus den eingezogenen Vicarien bewilligt wurde. Mit Hülfe dieser Musiker, welche zum Theil Gesellen des Rathsmeysters waren, führte er dann sonntäglich eine Musik auf. Dieser Gebrauch hat sich auch fast bis auf den heutigen Tag erhalten. Außerdem mußte dieser Rathsmusikus mit seinen Gesellen auf dem Liebenfrauen Kirchthurm, die Markttage von 10 bis 11 Uhr zur Unterhaltung der Marktleute, auf Zinken und Posaunen, Musik machen. So wie in Hamburg und Amsterdam zur Vörsenzeit das Glockenspiel gerührt wird. Den 18ten Februar 1649, wurde die erste große Kirchenmusik zur Feier des westphälischen Friedens, in den reformirten Kirchen gemacht.

Der Rathsmeyster hatte ein ausschließendes Privilegium, Bursche in die Lehre zu nehmen, ausgelernt zu geben, einen Lehrbrief auszufertigen, und alle Rechte

und Freiheiten einer Gilde unter Autorität des jedesmaligen Präsidenten zu ertheilen. So wie bei jeder andern Zunft ein Meister ist, der nach gewissen bestimmten Lehrjahren, nach abgelegter Probe das Gesellen- und Meisterrecht ertheilt, wurde hier bei der Lade mit allen Handwerkszeremonien der Musikus verpflichtet. So wie bei den sogenannten Meistern ausschließende Vorrechte statt haben, wodurch andern die freie Ausübung einer Kunst versagt ist, durfte auch hier niemand Musik machen, wer nicht vom bestellten Musikus berechtigt war. Daß eine solche Beschränkung einer schönen Kunst noch mehr als jeder mechanischen Vervollkommnung hinderlich seyn müsse, sieht ein jeder ein.

Aus. einer. Polizeiordnung, *) welche die hiesige Obrigkeit 1656 gegeben hat,

*) Ordnung eines Ehrenvesten, hochweisen Raths der Stadt Bremen, wie es mit den Kleidungen, Hochzeiten, Kindtaufen &c. gehalten werden soll. 1656.

lernt man auch, wie es mit der Musik ausgesehen hat. Beim sechsten Titel wird angeführt und verordnet:

1. Daß bei einem Tanze der Musikfuß nur 1 Thaler, höchstens 1 Goldgulden, bei Hochzeiten aber, von den Hochzeiten der zwei ersten Stände 4, beim dritten 2, und beim vierten nur 1 Thaler, erhalten solle.

2. „Es sollen aber keine Hochzeiten von andern, als unsern bestellten *) Musikanten und Bürgern, und nach Direktion unserß Musici, dessen Bestallung gemäß, bedienet werden, bei willkührlicher Straff 2c.“

3. „So sol auch nach zehen Uhr Abends von den Musikanten kein Spiel zum Tanze oder sonsten gebraucht werden, bei Straffe von jedeni Tanz 4 Thaler, oder bei Abschwaffung des Dienstß.“

*) Davon steht in einer Polizeiverordnung von 1634 nichts.

4. Auch, der soll gestraft werden, der ohne Musik nach dieser Stunde tanzen würde.

5. „Wegen des Vortanzes sollen die Musikanten dem, der sich am forderlichsten zum Tanze angiebt, ohne alles Ansehen, er gebe wenig oder viel, mit dem Spiel aufwarten. Da jedoch niemandt vor einen Vortanz mehr als einen halben Thaler präsentiren soll.“

6. Würde aber jemand so verschwenderisch seyn, und während dem Tanz, um die Musikanten zu gewinnen, Geld aufwerfen; so soll es der Direktor, bei Strafe der Absetzung, anzeigen, damit die muthwilligen Verschwender zur Strafe gezogen werden.

7. Während dem Mahl sollen die Musikanten, ohne Erwartung einer absonderlichen Verehrung oder nöthigen Erinnerung, mit der Musik fleißig aufwarten, bei Vermeidung ernstler Strafe ic.

8. Nach dem Unterschied der Stände soll „bei den beiden untern Ständen kein blasendes Spiel von Zinken, Posaunen und Dulcian, weder zur Mahlzeit noch zum Tanze, gebraucht werden, bei willkührlicher Straffe 2c.“

9. „Daß von den Mägden und Gesinde eingeführte Tanz- und Zechen am dritten Hochzeitstage, soll gänzlich verboten seyn.“

Hierbei lassen sich allerlei pragmatische Anmerkungen machen, z. E. daß die Musik damals sehr wohlfeil war; daß nicht lange vorher der Rathsmusikus ordentliche Bestallung erhalten haben müsse; daß man sehr unrepublikanisch einen genauen Unterschied der Bürger von vier Ständen, sogar mit der Musik machte; daß die noch neulich eingeführten Blasinstrumente ehrenwerther waren; daß es damals einen schädlichen Luxus gab; daß die Obrigkeit väterslich den üblen Folgen vorzubauen strebte; daß die Verschwender unter obrigkeitlicher

Vormundschaft standen; daß durch die verbotenen nächtlichen Tänze für die Gesundheit der Gäste, die Ruhe der Nichtgäste, und besonders bei Hochzeiten für eine bessere Nachkommenschaft gesorgt wurde; daß die damalige Obrigkeit, nach heutigen Begriffen manches Republikaners, despotisch verfuhr; und daß es doch für die Schwachen und Unvernünftigen heilsam wäre, wenn dergleichen Polizeigesetze dem Luxus Schranken setzten.

Worin die damaligen Tänze bestanden, erfieht man aus einer Parthie von 35 musikalischen Stücken, welche ich bei einem Freunde gefunden habe. *) Bei den Pa-

*) In Dr. Lib. von Post Sammlung Bremensium: Neue Paduanen, Galliarden, Balletten, Mascaraden, Arien, Sarabanden, mit 3 Stimmen auf 2 Violon zu spielen, sampt den Generalbaß, gesetzt von Luder Knoep, Organisten zu St. Stephani in Bremen. Erster Theil. 1652. Bei Jak. Köhler gedruckt in Bremen.

duanen kommen auch Sechszehntel vor, in den Sarabanden ist forte und piano, und bei den Mascaraden lento und presto, angezeigt. Beim Anfang der Stücke steht kein Zeichen der Bewegung, nur ganzer und dreizweitel Takt; die meisten gehen aus c, d, g, a mol. Der Baß hat, das Viertel, was mit einem C bezeichnet ist, ausgenommen, keine Pausen. Die großen Pausen sind den jetzt gebräuchlichen ähnlich. Die Ausweichungen gleichen denen im gregorianischen Choral.

Dieser Knoep ist also der erste breitmische Komponist, von dem wir noch etwas haben. Und ich glaube, früher hat man auch außer diesen jetzt veralteten Tänzen und einigen noch jetzt gebräuchlichen Kirchenliedern, keine besondere musikalischen Stücke gehabt. Feyerliche Musiken wurden nur durch Posaunen und andere Blasinstrumente angezeigt.

Das Siegel, welches der Rath bald darauf seinem Musikmeister, zur Bestätig-

gung seiner Privilegien, ertheilte, und welches auf Lehrbriefen und Pässen stand, ist noch vorhanden. Dieses hat fast drittelhalb Zoll im Durchschnitt, mit der Umschrift: *Sigillum Collegii Musici reipublicae bremensis 1658*. Auf einem Thron sitzt Apollo mit dem Scepter in der Rechten und mit der Lyra in der Linken. Vor den Stufen liegen Flöten, Fagott, und Violinen, mit der Unterschrift: *floreat musica*; auf den Stufen schüttet sich ein Füllhorn aus; neben denselben liegen drei Figuren in anbetender Stellung auf den Knien. Auf der rechten Seite fliegt Merkur auf den Thron zu, mit Beutel und Heroldesstab; auf der linken hebt sich der Pegasus vom Helikon in die Lüfte.

Ob zu dieser Zeit wieder Musik in den reformirten Kirchen gemacht wurde, weiß ich nicht. Es war beim schwarzen Kloster, wie gewöhnlich, auch ein Frater, welcher unter dem Namen Cantor, den Gesang bei der Musik leitete. Da aber das Kloster 1527 in eine Schule verändert

wurde, führt Renner *) in seiner plattdeutschen Chronik die Hauptmaterien des neuen Schulunterrichts an. Er gedenkt aber keiner Musik. Ob vor dieser glücklichen Verwandlung etwas auf musikalische Ausbildung gesehen worden sey, läßt sich bei der anderweitigen viehischen Dummheit der Mönche nicht erwarten. Ja, Professor Meier, **) der im vorigen Jahrhundert die Geschichte jener Schulanstalt in zwei Reden erzählte, führt sogar namentlich die Musik an, welche durch die Liederlichkeit, Faulheit und vernachlässigte Lehranstalt, in Vergessenheit gerathen sey. So daß die bremischen Mönche dadurch sogar zum verspottenden Sprichwort geworden, da sie

*) Renner im 2ten Bande seiner Chronik S. 32.

***) Gerhardi Meieri Oratio I. de Scholae Brem. progressu p. 16. licentia Canoniorum Bremensium ignaviam, ignavia scholarum neglectam, neglectus peperit inscientiam musicae, grammaticae et theologiae, quas populariter et rudi Minerva tractare solebant, obliterati etc.

einmal in schlaftrunkener Sinnlosigkeit Ostern vier Wochen früher gefeiert hätten, als die übrige Christenheit:

Bremenses asini cantarunt resurrexi

Cum populus domini cantavit oculi mei.

Es ist bekannt, daß sich die letzten Worte *resurrexi* und *oculi mei* auf den Anfang des Psalters beziehen, der den Inhalt des sonntäglichen Evangeliums enthielt, und von welchem die Sonntage vor Ostern noch im Kalender benannt werden.

Wahrscheinlich hatten die Kantores, deren Namen aufzubehalten man nicht einmal der Mühe werth hielt, da alle andere Lehrer mit Vor- und Zunamen genannt werden, sie nur als der Kantor Peter, der Kantor Johann, angeführt werden, *) wahrscheinlich sage ich, hatten sie nur den Choral in der Kirche vorzusingen. Und dieß ist um desto glaublicher, da die bisgotttere, damals herrschende Meinung der

*) L. c. p. 18.

Reformirten, fast allgemein die Kirchenmusik verwarf. Auch bestätigen diese Vermuthung die engen Ehdre der im sechs- zehnten und siebenzehnten Jahrhundert gebauten Orgeln in den reformirten Kirchen, welche weder Platz für Vokalisten noch Instrumentisten verstatten. — Auch bei Errichtung des Gymnasiums 1584, wird weder eines Kantors, noch einer Musik gedacht.

Doch muß sich im Jahr 1600, der Schulkollege und Kantor G. Flockenius vor allen sehr ausgezeichnet haben. Meier nennt ihn einen Virtuosen in der Musik für die damalige Zeit. *) Er mag also wohl ein guter Generalbassist, vielleicht auch Komponist gewesen seyn. Genug, er muß, um jenes Ehrentitels würdig geachtet zu werden, mehr als gewöhnlicher Choralsänger gewesen seyn. Er wurde hernach Prediger an der Nemberti Kirche.

*) Flockenius, musicus pro illa aetate, callentissimus. Meieri Orat. II. p. 178.

Sein eben so merkwürdiger Nachfolger Christoph Knippinglus, ist nicht so sehr der Musik, als seiner ausgezeichneten pädagogischen Geschicklichkeit wegen, berühmt. *) Die Kinder seiner Mitbürger gut erziehen, und sie mit Lust und Beifall in nützlichen Kenntnissen unterrichten, ist gewiß ein wichtigeres Talent, als die viel mühsamere Unterweisung der Jugend in der Musik. Und die Vereinigung beider Talente kann eben so selten in einer Person angetroffen werden, daß es kein Wunder ist, daß neben einer mittelmäßigen Kenntniß von Wissenschaften und Sprachen, in der musikalischen Kunst so selten einer über das Mittelmäßige komme. Ist er ein guter Musiker, so ist er wahrscheinlich ein schlechter Lehrer; und ist er ein guter Lehrer, so fehlt es ihm an Zeit und Muße, um ein guter Musiker zu werden, oder zu bleiben. Welch eine klägliche Figur spielt ein alter Kantor!

*) Ob singularem pueros informandi et educandi peritiam per urbem notus. L. c.

Seine Besoldung ist klein, und seine Einnahme schrumpft mit seinen Jahren zusammen. Wer mag Lust zu einem Kantorsamte haben, wo die meisten Stunden der Woche dem Schulamte geopfert werden müssen, wobei der musikalische Kunstsinne erstumpft, und wobei der arbeitsame, am Ende der Woche erschlaifte, Mann froh ist, wenn er nur die erste Musik, welche ihm in die Hand fällt, den morgenden Sonntag aufführt! Kann dabei die Kunst, die Kirchenmusik vervollkommenet werden? Kann ein nothdürftiges kaltes Geleier zum Trostmen der Gemeinde dienen? Er muß die freie Zeit auf Musiksehen, Schreiben, Probiren, Aufführen, verwenden, und wohl gar, wie es noch leider! in den meisten Städten üblich ist, seine letzte Lebenskraft mit Vorschreien des Kirchengesanges verschwenden. Eine bessere Einrichtung, wenn die Direktion der Musik nicht mit dem Schulamte verbunden ist, wäre allenthalben zu wünschen. Vielleicht gebührt Bremen und Hamburg die Ehre, auch hierin zuerst eine zweckmäßigere Einrichtung ge-

troffen zu haben. Doch davon an seiner Stelle.

Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeichnet sich wieder der reformirte Kantor Johann Hieronymus Grav aus. Von diesem Manne habe ich in des Herrn Doktor von Post Bibliothek eine Partitur einer Hochzeitskantate gefunden. Diese giebt uns einen Begriff der damaligen Komposition, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Das Stück ist auf die Hochzeit des Doktor und Professor Albrecht Meier gemacht, und von Grav, der sich Dir. Mus. schreibt, selbst aufgeführt, und bei dem Gymnasienbuchsdrucker Brauer, auf einen Foliobogen 1689 gedruckt. Der historische Musikfreund macht dabei einige Bemerkungen:

1. Zeigt die Urie, daß man damals die Stimmen der Partitur nicht genau über einander gesetzt. Denn die zwei Hoboen und Fagott, womit der Gesang, außer dem Generalbaß, begleitet ist, stehen nur ohngefähr unter einander.

2. Die erste und zweite Stimme gehen, so bald sie zusammen eintreten, nur Terzentweß mit einander fort; ausgenommen, daß die zweite Stimme die zwei letzten Schlußnoten die Quinte und Terz annimmt.

Das Stück schließt jedesmal bei einem Abschnitte im Hauptton C dur; außerdem in gar keinen andern. Es weicht im zweiten Theile durch Hülfe der harten Sekunde in die Quint aus. Ohne darin auszuruhen, geht es gleich durch die kleine Septime in den Hauptton zurück, und macht einen etwas harten Ausfall durch die Septime b in den Quartan Akkord, und kbrumt durch einen natürlichen Fall a f d wieder in die Dominante, und schließt mit einer gefälligen Schlußmelodie.

4. Das Stück wechselt nur in halben Noten, Vierteln und Achteln, und ist nach der Vorschrift im 3 Takt zu spielen. Die begleitenden Stimmen haben aber keine Taktstriche durch alle fünf Linien, sondern

nur ein kleines deutsches Komma hinter dem Notenkopf. Die Singstimme und der Bassus continuus, welche genau unter einander stehen, haben alle zwei Takte einen vollen Strich, und in der Mitte wieder ein Komma, als hätte man einen Unterschied zwischen einer großen und kleinen Kadenz machen wollen. Vermuthlich hat dieser natürliche stärkere und schwächere Fall, der dem feinem Gefühl sehr merklich ist, in der Folge den $\frac{3}{4}$ Takt veranlaßt.

5. Nach dem einleitenden Ritornel der Hoboen oder Klarinetten, (die nicht lange vorher von Denner in Nürnberg erfunden waren) tritt die Singstimme allein mit Begleitung des Generalbasses ein. So lange der Gesang des ersten Theils dauert, schweigt das übrige Akkompagnement, und fährt dann mit Wiederholung des ersten Schlusses fort. Darauf setzt die Melodie, ohne Instrumentalbegleitung, ihren Gang bis zum Ende fort; und die sämtlichen Stimmen machen noch einen ähnlichen Schlußgang.

6. Hier lernt man, - was eigentlich Bassus continuus bedeutet habe, womit die alten Generalbässe überschrieben waren. Er hat hier, so wie in den vorher genannten Stücken des Organisten Knoep, den Namen mit der That; denn er fängt mit der ersten Stimme an, und bleibt bei allem Wechsel der andern, bis ans Ende. Eine solche kontinuiernde Stimme war nothwendig. So lange man keine bestimmte Taktschritte hatte, mußte eine Stimme in gleicher Bewegung immer fortgehen, damit sich die andern wieder an etwas Festes anschließen konnten. Dies war vor der Erfindung der Taktstriche, also noch 1652, um so nothwendiger. Ueber Einen Takt durfte keine Stimme lange schweigen, weil kein allgemeinmerkliches Moment statt hatte, wonach man, wie jetzt, zählen konnte. Welche Einförmigkeit mußte da aus der steten Dauer aller Stimmen entstehen! Welche Verwirrung, wenn einer um Eine Note fehlte! Zumal noch kein regelmäßiger musikalischer Rhythmus von gleichen Abschnitten, von

4, 8, 16 ic. Tacten, deren Schlüsse sich dem Gefühl ausdringen; und unsere neueren Firmaten, (Frag- oder Ausrufungszeichen) noch unbekannt waren, wo sich die verirrtten Mitspieler glücklicherweise, wie in einer allgemeinen Herberge, wieder finden können. Diese Unsicherheit des Tacts machte es also auch dem Komponisten zur Pflicht, nur kurze Stücke zu setzen, wo also ein solcher großer Charakter, oder eine eigentliche musikalische Malerei, dergleichen in unsern heutigen Musikalien ausgeführt werden, gar nicht möglich war.

Wenn man daher das Ende des vorigen Jahrhunderts zum Standpunkte nimt, von welchem aus man einen Rückblick in die Vergangenheit thut; so finden wir

1. Daß es vor 1000 Jahren nur sehr einfache Melodien gab, deren Töne durchs Alphabet bezeichnet wurden;

2. Daß man seit 800 Jahren durch Guido die fünf Linien, mit sechs Punkten erhielt. (Also noch keine Oktave.) Diese

deuteten das Steigen und Fallen, der Töne symbolisch an, waren aber alle von gleicher Länge und Bewegung, wie noch unser heutiger Choral.

3. Seit Jean de Meurs, also seit 500 Jahren, wurde erst diese Verschiedenheit der Bewegung möglich. Daher wurde auch bald hernach die Verschiedenheit der geraden und ungeraden Taktarten bemerkt, die wir im 16ten Säkulum treffen. Endlich finden wir

4. Daß erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Taktstrich zur genaueren Ordnung der Zeitmaße und der Harmonie gefunden worden ist, wodurch mannigfaltigere Melodien, vollere Harmonien mehrerer Instrumente, (vorher höchstens vier) mehr Wechsel und Ausführung möglich wurde.

Also ist der eigentliche Rhythmus, die vielerlei Taktarten, die mannigfaltigen Bewegungen, die kleinen Noten und Pausen, die bestimmten Zeitmaße, die vollen Akkorde, die feinen Modulationen, die dreisten

Uebergänge in mehrere verwandte Tonarten, die erstaunend schnellen Sätze der Kollaturen, der Reichthum und die Fülle mehrerer Instrumente; die Fülle und verlohrene Schwäche der einzelnen, und die allmächtige Kraft und Dunkelheit aller; die rednerische Darstellung einer Leidenschaft in ausgeführten Sätzen, welche zu einem Tonsgemälde sich erheben, und die einschneidendere, Deklamation bekräftigende Vereinigung zweckdienlicher mannigfaltiger Instrumente – alles Erfindungen unsers nun zum Schluß ellenden achtzehnten Jahrhunderts.

Die Orgel war das einzige Instrument, auf dem einige dieser Wirkungen der Töne und der Harmonie hervorgebracht werden konnten. Ihre Kraft war um desto wunderbarer, da von einem einzigen Menschen die Mannigfaltigkeit der Instrumente, diese volle zusammenströmende Harmonie, diese betäubende, alle Menschenstimmen, alle musikalischen Werkzeuge überschreiende Macht, bewirkt werden konnte. Für rohere Ohren war nichts herrlicheres

denkbar. Die Vervollkommenung der Orgeln war der Hauptgegenstand musikalischen Nachsinnens. Früh wurden sie schon in den Kirchen eingeführt. Die uralten Orgeln, dergleichen man noch als Raritäten hier und da aufbewahret, hatten kein Pedal für den Baß; das Manual hatte so breite Tasten, daß man mit den Fäusten den Klavis in Bewegung setzen mußte, da die ganze Mechanik so plump eingerichtet war, daß die Ventile zu den Windladen mit solchen schwerfälligen Hebeln bewegt werden mußten. Daher schlug man die Orgeln, wie jetzt noch die Glockenspiele. Die Melodien waren einfache Fortschreitungen diatonischer Tonfolgen. Höchstens wurde mit der linken Hand ein Grundton zur Melodie gesetzt. Dieses einfache Melodiespiel war bei der Einleitung neuer Gesänge um so nöthiger, je roher die Gemeinde war. Es fällt deswegen jetzt so schwer, einer ganzen Gemeinde eine neue Melodie zu lehren, weil der Organist gewohnt ist, gleich Harmonie und Baß damit zu verbinden; dadurch wird die

obere Stimme bedeckt, und der Hörer verwirrt. Es ist dann eben so, als wenn ein ganzes Regiment Soldaten auf einmal ein neues Manöver lernen soll.

So wie sich der Orgelbau verfeinerte, setzte man mehrere Semitonien dazwischen, rückte die Tasten einander näher, setzte einige Oktaven zusammen, bis im vorigen Jahrhundert die Orgeln bei dem gebrochenen Klavier im Bass, stehen blieben. Wann sich in Bremen die Orgeln eingefunden, wie sie nach und nach verbessert worden sind, und wer die meisten gebauet hat, habe ich nirgends auffinden können. Das Zuverlässigste weiß ich von der jetzigen Domborgel aus einem Gedichte *) in Manuscript, von dem damaligen gelehrten und berühmten Subkantor Baer, und aus einer gedruckten Abhandlung über den Orgelbau.

*) Glücklicher Zufall, als die durch den Kunstberühmten Meister Schnitger erbaute neue Orgel in der Domkirche 1698 geliefert ward, abgestattet von N. Baer.

Bei der Wiedereröffnung der Kirche fand man eine uralte, unvollständige, verdorbene Orgel. Es war ein solches entsetzliches Katzengeheul, wie Baer sagt, daß man oft darüber berathschlugte, wie eine neue Orgel zu bauen sey. Aber es fehlte Geld und ein geschickter Künstler. Der letzte erschien: Weit und breit erscholl der Ruf von Arp. Schnitger. Er hatte in Spanien, England, Holland, in Ordnungen, Moskau, und zuletzt in Hamburg, Orgeln gebauet. In der letzten Stadt sind die beiden großen Werke in der Nikolai und Jakobi Kirche von ihm, und dieß machte den Ehrgeiz der bremischen Lutheraner rege. Damals muß überhaupt ein außerordentlicher Geist der Wohlthätigkeit in Bremen geherrscht haben, denn man baute 1692 das Krankenhaus, und 1695 das große Armenhaus aus freiwilligen Beiträgen. So war man auch geneigt, für eine Orgel im Dom und St. Stephan hinlängliches Geld zu sammeln, wie viel aber die Gemeine dazu beigetragen, weiß ich nicht.

Genug, Meister Schnitger fing die Domsorgel 1694 an, und endigte sie in vier Jahren. Sie hat 3 Mannalen, kein Stück positiv, 5000 Pfeifen in 50 Registern, worunter sich ein 32 füssiger Posausenbaß, eine schöne Rohrflöte, ein treffliches hoboenantiges Gemshorn und ein prächtig ansprechendes Principal von 16 Fuß befinden. Die Vox humana ist nichts werth. Die übrigen Stimmen gewöhnliche. Etwas Feines ist nicht da, aber das Werk hat eine donnernde Fülle und Kraft, die dem großen Hohlraum des majestätischen Gothentempels entspricht, und durchschneidenden Discant. Der Abt Vogler hielt sie für eine der besten Orgeln. Schade nur, daß sie so tief fällt, und so schwer zu spielen ist.

Müller.

Die Fortsetzung folgt.

THIS BINDING HAS BEEN TREATED WITH POTASSIUM
LACTATE SOLUTION (POTASSIUM LACTATE 7.00%,
PARANITROPHENOL 0.25%, DISTILLED WATER), AND OILED
WITH A MIXTURE OF NEATSFOOT OIL (60%) AND LANOLIN,
ANHYDROUS (40%).

JUL 10 1981

